This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

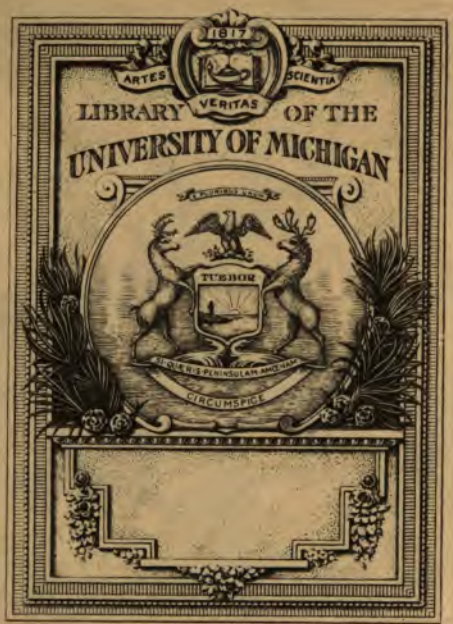
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
B864p

Max Brod

Ausgewählte Romane und Novellen

Zweiter Band

Schloß Nornepygge

Der Roman des Indifferenten

Von

Max Brod

Kurt Wolff Verlag
Leipzig und Wien

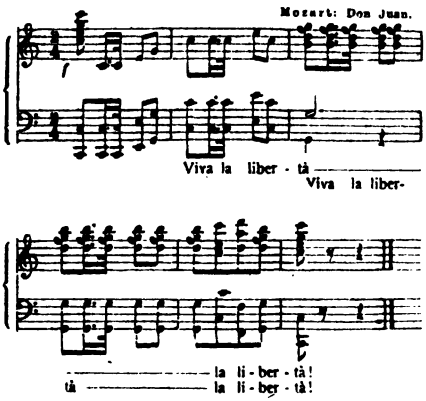
Drittes bis achtes Tausend

Copyright Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1918
Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Printed in Germany.

Geschrieben 1903—1908 und gewidmet
dem Andenken meines innigen Freundes
und Mitarbeiters

Max Bäumel



Max Brod

Ausgewählte Romane und Novellen

Zweiter Band

Schloß Nornepygge

Der Roman des Indifferenten

Von

Max Brod

Kurt Wolff Verlag
Leipzig und Wien

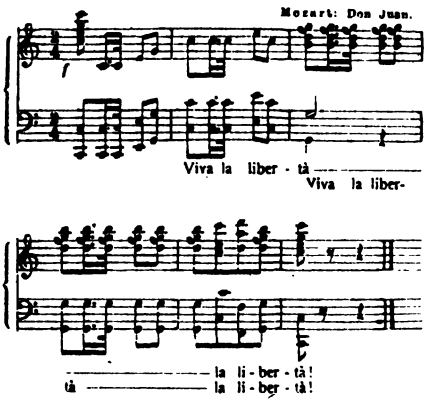
Drittes bis achtes Tausend

Copyright Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1918
Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Printed in Germany.

Geſchrieben 1903—1908 und gewidmet
dem Andenken meines innigen Freundes
und Mitarbeiters

Max Bäumel



German
Pollak
6-12-45
52267

Erstes Kapitel

Symposion mit einem Wahnsinnigen und mit einer Schlange

„Aber Guachen fehlt noch," sagte Jean d'Ormi mit seiner höflichen Stimme, hob die weiße linke Hand ein wenig schräg aufwärts an den Mund und ließ an ihr herab wehmütig lächelnd und sehr aufmerksam seinen Blick auf die Bodentapete sinken.

„Wenn er die Zeit nicht einhält, . . . laßt ihn doch fehlen." Und der rothaarige John Rocketby, der diese Worte in einem Brummen ausgestoßen hatte, schickte sich schon an, aufzustehen und in das Nebenzimmer zu verschwinden.

Die deutsche Dichterin und Denkerin, Fräulein Johanna Tock, stellte kurz zusammen: „d'Ormi ist dafür, daß man wartet. Rocketby dagegen. Da ich nicht die Absicht habe, schon so früh am Abend in Unruhe zu geraten und mich zu einer Entscheidung anzustrengen, könnten wir diesen Fall am besten wohl unserem Gastgeber überlassen. Er soll nach Belieben vorgehn. Er soll sich die Mühe nehmen, zu urteilen." Dabei trommelte sie satirisch und mit dünnen grausamen Fingern an einen Wandspiegel, vor dem sie stand.

Alle drei wandten sich nun an Walder Norne-pygge, der gedankenlos in liebenswürdig-zuwartender Haltung dasaß. Sein sanftes, tonloses, genau-symmetrisches Antlitz mit dem etwas tiefliegenden Mund, der dünn modellierten Nase und dem schlichten Haar machte den schematischen Eindruck jener Griechengesichter, deren ovale Schablone man häufig in Zeichenlehrbüchern für Anfänger antrifft. Die Augen waren von unbestimmbarer Farbe, grün oder blauschwarz, mit braunen Punkten. Er trug einen dunkeln ungemusterten Anzug, aus dem die feinen knochigen Hände, von weißen einkantigen Manschetten gerändert, freundlich hervorkamen wie eine Erlösung. Sie lagen als Ornamente aus Alabaster auf den Korblehnen des Fauteuils und dufteten zart ... Er hatte an diesem Abend noch kein Wort gesprochen ...

Nun sagte zuerst seine Hand etwas, mit abwehrender Bewegung: O laßt doch, laßt! ... Dann setzte seine Miene in deutlicheren Zuckungen fort: Wie unangenehm mir das ist ... Aber ihr seid ja allerdings meine Gäste ... und schließlich übernahm sein Mund die Rede, klar, aber mit unwahrer Betonung und fast vor jedem Wort neuerdings stockend: „Nun, wir — wollen uns — entkleiden? — Nicht?"

Alle andern atmeten erleichtert auf. Sie hatten, schadenfroh und doch nicht ohne Spannung, der schweren Arbeit Walders zugesehn, selbst in Sicher-

heit die Mühe des tatsächlichen Entschlusses an ihm beobachtet und konnten nun einem zwingenden, von außen aufgedrungenen Befehl leichtsinnig-froh und ohne Verantwortung folgen. Dies war der süßeste Leckerbissen, den der Gastgeber nach den Statuten ihres Klubs seinen Gästen jedesmal vorsetzen mußte ... Bald darauf entfernten sich die vier Anwesenden ... d' Ormi, Rocketby, die Tock, Walder ... durch vier der fünf Türen, die an der einen fünfflächig gebrochenen Wand dieses Empfangssalons sich öffneten.

Der Empfangssalon, der nun still und leer dalag, hatte den äußersten Geschmack des letzten Jahres. Stumpffarbige Tapeten führten ihr einförmiges Streifenmuster, wie eine anspruchslose aufrechtstehende Wasserfläche, zur Decke empor, doch erreichten sie sie nicht ganz. Der übrigbleibende obere Wandstreifen zeigte schon das lichtblaue Holzmuster des Plafonds. Über die Wände waren ohne nachweisbare Ordnung Bilder und Stiche in dezimeterbreiten Rahmen verstreut. Das Berlioz-Porträt von Daumier blickte von auffallender Stelle aus, zwischen haranguierenden Studien van Goghs und Paul Gauguins. Den Boden bedeckte die gleiche streifige Tapete wie die Wände, und das Reizvolle daran war, daß sie nicht kantig an die Seitenwände schloß, sondern sanft und durchaus unmerklich in einer Viertelzylinderfläche an die Wand hinüberglitt. Dadurch wurde die Wirkung

erzielt, daß der Boden und all die Blumenarrangements und Fauteuils auf ihm, auch der kleine plätschernde Springbrunnen in der Mitte, die Standlampen und die Tischchen, ganz sanft sich emporzuheben und aufzusteigen schienen. Man hatte in diesem Raume nicht den starren Eindruck des Geschlossen-Ruhenden, sondern ein süßes Gefühl gefährlicher Bewegung nach oben, ins Ungemessene aufwärts, in den blauen Holzhimmel des Plafonds. Man mußte auf unvorhergesehene Dinge gefaßt sein ... Und die geheimnisvolle Beleuchtung, imprägniertes Bogenlicht, altrosa hinter undurchsichtigen Schirmen zur Decke emporgestrahlt und dann erst wie eine schimmernde Dampfwolke von da zurückgeworfen, beklemmte den Geist, verscheuchte alle herkömmlichen Assoziationen aus ihm, legte ihn auf die Schneide und schnellte ihn in ein neues fremdartiges Gleichgewicht hinüber ...

Schon lagen alle im Speisesaal.

Sein Grundriß war in Gestalt einer großen Halbmondfläche angelegt. Die ebene Wand bestand aus einer einzigen Scheibe matten Glases unter vergoldetem Stukkaturfries. Fast den ganzen übrigen Raum nahm der breite fünfteilige Tisch für sich, bis an die krummflächige Seite des Zimmers. An dieser mündeten die fünf Betten. Die Klubgenossen waren nämlich nach vielen Versuchen auf die an-

tike Sitte zurückgekommen, bei Tiſche zu liegen. Nur hatten ſie ſtatt der lectuli, Sofas, wirkliche große Betten, die durch ſpaniſche Wände voneinander getrennt waren. Jeder einzelne fühlte ſich nun in ſeiner Abteilung ſehr behaglich und abgeſchloſſen, konnte von der Tafel, die vor ihm ſtand, greifen, was und wieviel ihm gefiel, konnte ſchweigen oder nach Belieben den Kopf vorſtrecken und mitreden oder ſich zurücklehnen und zuhören. Auch träumen durfte er; der mattierte Spiegel vor ihm in undeutlichem Licht und mit verſchwimmenden Schlagſchatten des Frieſes und der Tafelaufſätze auf ſeiner molkig-bewegten Fläche lud dazu ein, verlockte zu Phantaſien ferner Brandung an einem romantiſchen Geſtade, zu exotiſchen Bildern einer Palmenoaſe oder eines Eismeeres ... Oder er konnte auch die rote Decke über den Kopf ziehn und ganz einfach einſchlafen ...

Schon lagen ſie alſo alle vier in dieſem kunſtvollen Saale und nahmen ein koſtbares wohldoſiertes Menu ein. Schweigſame Diener in ſchwarzen Talaren ſervierten.

Zum Rheinwein begann d'Ormi die Unterhaltung mit einer Rede, die er von einem Zelluloidtäfelchen ablas:

„Ich glaube, daß wir heute am Jahrestage unſerer Gründung eine Reform durchführen könnten, die ſchon lange not tut ... Verehrteſte, glauben Sie indeſſen nicht, daß ich das, was ich jetzt ſagen

werde, für wichtig und ernſt halte. Auch nicht aus Sorge um unſeren Verein ſage ich es. Wie Sie alle bin ich von dem Lächerlichen jeder Befliſſenheit ſehr überzeugt. Ich rede nur ſo, aus Willkür, weil mir dieſe Dinge gerade eingefallen ſind ... Und auch dieſe allgemeine Einleitung, die ich eben ſpreche, bitte ich Sie, nicht ernſt zu nehmen. Ich bringe Sie nicht aus Pathos oder um Aufmerkſamkeit zu erregen. Sondern, ganz einfach: wir haben einleitungsloſe Vorträge jetzt ſchon ſo oft in unſerem Kreis gehört, daß ich Einleitungen wieder für aktuell zu halten beginne.

Nun zu meiner Reform! Sie ſchließt an eine beliebte Erſcheinung der neueren Romanliteratur an ... Wenn nämlich in einem größeren Werke viele Perſonen erſcheinen, ſo weiß ſich der Dichter meiſt nicht anders zu helfen, als indem er jede immer mit genau denſelben Worten beſchreibt und ihr eine beſtimmte Gewohnheit, Geſte, Phraſe, Redeweiſe zuſchanzt, die ihr bei jedem ſpäteren Auftreten immer wieder aus dem Maul heraushängt. Da kommt einer und flucht bei jeder Gelegenheit, ſehr originell: ‚Hol's der Fuchs!', ein anderer lacht beſtändig in näſelndem Tone ‚Hihihi, hihihi.' Jedesmal, wenn die ſchöne Linda auftritt, verbreitet ſich ein goldener Glanz wie eine zarte Staubwolke durch das Zimmer, und der Oberſt ſagt in ſeiner anſpruchsvoll-geiſtreichen Art, als ob er einen Witz machte: ‚Das iſt mehr

als schön. Das ist himmlisch!' ... Wozu das alles? Vielleicht weil es im Leben wirklich so vorkommt ... Dann aber wäre es höchste Zeit für uns, diesen Gebrauch zu bekämpfen. Darauf eben zielt meine Reform ab. Wir sollen heute den Entschluß fassen, allen charakterisierenden Redensarten und Manieren zu entsagen. Weil das schon gar zu gewöhnlich, ein Gemeingut der Leute ist, dessen Benützung einem differenzierten Menschen nicht ansteht.

Oder vielleicht ist diese Tatsache, daß jeder seine Lieblingsphrasen und oft wiederholten Bewegungen hat, gar nichts aus dem Leben Gegriffenes, vielmehr nur von den Bücherschreibern erfunden, übertrieben. Die Absicht der Dichter wäre ja klar: sie wollen ihre Marionetten dem Publikum leichter faßlich, sofort beim Auftreten erkennbar und etikettiert machen. Und sie wissen auch gar gut, wie der Leser innerlich befriedigt ist, wenn er in einem späteren Kapitel bei derselben Gelegenheit dieselben Worte findet und wiedererkennt, hierdurch seine achtsame Lektüre des Vorangehenden gleichsam bescheinigt und angenehm belohnt sieht ... Wenn dem so ist, dann werden Sie mir, Verehrteste, erst recht Dank wissen, daß ich Sie auf diese Gefahr aufmerksam gemacht habe. Denn wir sind doch keine Romanfiguren! Wir sind doch nicht für einen Leser da! Wir wollen doch nicht begriffen und eingereiht sein! ... Und gerade

bei uns läge die Möglichkeit des Etikettiert-Werdens nahe, da wir zufällig verschiedenen Nationen und verschiedenen Berufen angehören. Wie leicht könnte sich jeder von uns durch Argotausdrücke aus London und Paris, durch Vorliebe für ortsübliches Gebäck, durch patriotische Hutmoden und Barttrachten auffällig machen! Beim Zeus und allen Verehrern Europas ... ich verspreche feierlichst, diese Anrufung nach dem neuen Prinzip nur dies eine Mal und nie wieder zu gebrauchen ... das soll uns nicht passieren! Von so simpler Einschachtlung wollen wir verschont bleiben.

Ich bringe diesen Antrag zur innerlichen Abstimmung der Verehrtesten."

... Es war nämlich unter den fünf Mitgliedern der „Differenzierten-Loge" schon seit geraumer Zeit verpönt, Beifall oder Tadel nach Vorträgen zu äußern. Jeder durfte nur innerlich abstimmen, ohne seinen Affekt auch nur in der Miene zu verraten. Nach dem Hauptstatute des Klubs: „Hier soll nichts Selbstverständliches getan oder gesagt werden." ... Diesmal aber brach dem Statute zum Trotz nach den Worten d'Ormis lautes Lob los. Alle schrien durcheinander, beglückwünschten den Redner, tauschten dann noch erregt ihre Meinungen. Es entstand eine merkwürdige Aufregung, deren Erklärung ziemlich kompliziert ist. Denn zu diesem Benehmen hatte sie wahrscheinlich nicht die Darbietung d'Ormis veranlaßt, die nach so vielen

Unterhaltungen über dieses Thema nichts Neues bringen konnte, sondern eher die flüchtige Bemerkung zu Anfang seiner Rede: „Wir haben einleitungslose Vorträge jetzt schon so oft in unserem Kreis gehört, daß ich Einleitungen wieder für aktuell zu halten beginne." ... Diese Stelle hatte in den überfeinen kulturgipfeligen Gemütern gezündet, man konnte sie auf so vieles andere ausdehnen. Auch auf das Verhalten des Publikums nach einer Rede. „Wir haben uns jetzt schon so oft nach Vorträgen zurückgehalten, daß dies allmählich abgebraucht und selbstverständlich, das Handeln nach dem Impulse hingegen, das Sichgehenlassen unnatürlich, fashionable geworden ist." Da hieß es, im rechten Moment einlenken. Und diese Leute waren alle so gleichmäßig auf dem äußersten Punkte der Subtilität, des Snobismus angelangt, daß sie diese Wendung ohne ausdrückliches Einverständnis im gleichen Augenblick vollzogen und wie auf Kommando alle zugleich die vordem als pöbelhaft verschriene Handlungsweise von einem höheren Standpunkt aus schick fanden... Der Beifall ertönte. Nachher sahen sie einander verdutzt an und hatten die Wollust, sich gegenseitig vollkommen zu durchschauen.

Auch d'Ormi verhehlte die Freude über seinen Erfolg nicht. Er streckte den Kopf so weit aus dem Bette heraus, daß er von allen Lagern her gesehen werden und jedem einzelnen mit seiner

höflichen geselligen Stimme etwas Angenehmes sagen konnte. Ein glückliches Lächeln strahlte von seiner Unterlippe aus, unter der die Bartfliege wie ein Schatten dieses Leuchtens erschien. Keiner hätte es in diesem Augenblick dem Manne angesehn, daß er einer der verschlagensten Polizeispione in der „Stadt" und Privatdetektiv des Kaisers war. Keiner hätte gedacht, daß in diesem kleinen anmutigen Kopfe andere als lustbare und graziöse Gedanken zur Welt kommen könnten. Und jetzt gar, als er diese Dank- und Lächeltour beendet hatte und zu seiner gewöhnlichen Bewegung überging, indem er an der Oberfläche der schräg gehobenen linken Hand wehmütig hinabblickte, schien er nichts anderes als vollkommenster Salonmensch und Held aller Liebenswürdigkeiten zu sein.

Das Symposion nahm seinen Fortgang mit Renntierbraten und einem gewärmten Wein, den man in zartblumigen Gallé-Gläsern kredenzte. Die Stimmung zeigte sich schon hinreichend angeregt und war fast glückselig zu nennen. Die letzte Szene hatte alle lebendig gemacht. Alle; nur den Gastgeber nicht. Dieser, der auch in den Lobchor vorhin nicht mit eingestimmt hatte, lag immer noch im Schatten anmutiger Gleichgültigkeit, wohl gedeckt und undurchsichtig. Und während alle andern vor sich in der matten Glaswand schon muntere Genien, auf Girlanden reitend, Mänaden

mit zurückgebogenen Häuptern, Lustbilder, wilde Schiffe sahn, stand für Walder Nornepygge auf diesem Grunde immer noch nur die vage Gestalt eines Abwesenden, nach dem seine Seele Sehnsucht empfand.

Kaum einige Minuten nach dem Vortrage d'Ormis deutete John Rocketby durch heftiges Brummen an, daß ihn der Ruhm seines Gegners nicht ruhn lasse . . . Die beiden waren Gegner. Nicht hier in der Loge, wohl aber im bürgerlichen Leben der „Stadt", wo Rocketby das Gewerbe eines Assassinen versah und mit seinem Messer „Seelenbefreier" zu einer berühmten, ja legendären Gestalt geworden war. Auf nicht-neutralem Boden hätte er den Polizeispion nicht treffen dürfen. Bisher war ja alles noch gut abgelaufen, da den beiden zufällig entgegengesetzte Bezirke der „Stadt" für ihre Tätigkeiten zugewiesen waren. Dagegen kam es häufig genug vor, daß dem überaus schlauen d'Ormi von Zeit zu Zeit ein Kollege oder Delegierter Rocketbys in irgendeiner Spelunke oder im Negertheater in die Hände fiel oder daß der Assassinenprinz einen Freund d'Ormis sachte wegräumte. Dies und die immerhin nicht auszuschließende Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstoßes gab dem gesellschaftlichen Verkehr der beiden einen exotischen haut-goût und war der Grund dafür, daß Walder Nornepygge — auf den Rat Gnachens — Rocketby, der sich sonst nur durch rüdes

Benehmen und totale Gemütlosigkeit hervortat, in den Klub aufgenommen hatte. Überdies hatte dieser schnell begriffen, worum es sich hier handelte, und da auch er in einem abenteuerlichen Leben alle Stufen der Zivilisation erstiegen hatte und den letzten Erfindungen auf diesem mühseligen Gebiete nachging, wurde er ein brauchbares und geschätztes Mitglied, in manchen Angelegenheiten sogar der eigentlich Treibende der Loge.

Nun richtete er sich im Bette halb auf, strich einigemal heftig seinen rotblonden Schnurrbart zur Seite, als stünde er der beabsichtigten Rede im Wege, und begann:

„Ein Theaterbrand.

Eben hatte in der ‚Feuersnot' von Richard Strauß Konrad der Ebner alle Bühnenflammen verlöscht, als sich der erste lebendige Flammenschein in der zweiten Seitenkulisse rechts zeigte. Und während oben auf der Bühne der theaterhaft erschreckte Chor die Hände von sich stieß und den Dissonanzruf: Feuersnot! Feuersnot! ordentlich absang, klang aus dem Publikum der weit dissonantere Schrei: Feuer! Auf der Szene, im Orchester, die Ränge des Zuschauerraumes entlang panikte es. Giftiger Rauch, wie nach dem Aufschlagen einer Lydditbombe, knallte nach allen Seiten, tötete die Gehirne, erstickte jeden Verstand. Die Sessel klapperten, die Kinder bebten, die Erwachsenen wüteten. Wie ein roter Teppich

stieg die Flamme in die Bühne, gegen das Parterre ...

In einer solchen Lage zeigt es sich unfehlbar, wie tief Kultur und äußerste Verfeinerung in einen Menschen eingedrungen, ob sie schon zu einem Instinkt in ihm geworden ist. Denn zu bewußter Stilisierung und zu Überlegungen ist in Angst und drängender Gefahr keine Zeit ... Sie alle wissen es aus Erfahrung; und haben wohl überhaupt auch schon bemerkt, daß ich nichts anderes darstelle als den Theaterbrand in der ‚Stadt', den wir vor ungefähr einem Jahre miterlebt haben.

Damals zeigte sich, daß wir mit der Menge nichts gemein haben, daß wir andere Menschen sind als die, denen Kultur nur äußerlich und leicht ablösbar angepickt ist. Damals fühlten wir zuerst das Bedürfnis, diesen andern gegenüber uns zusammenzuschließen.

Denn Sie, Fräulein Tock, blieben damals als einzige unter den Tausenden, kalt und norddeutsch auf ihrem Platz sitzen, vielleicht in ein Problem vertieft, und wurden gerade deshalb gerettet, während die andern in den Couloirs im Gedränge umkamen. In Ihnen war eben die Zerstreutheit schon unentrinnbarer Instinkt, während sie den andern Gelehrten, die jedenfalls auch mit dabei waren, beim ersten Lärm verdampfte ... Sie Herr d'Ormi, waren dank Ihrer extremen Findig-

2*

keit und wohlgepflegten Gewandtheit der einzige, der noch vor der allgemeinen Verwirrung das Freie gewann ... Mir half meine urwüchsige und auch ohne Reflexion wirksame Rücksichtslosigkeit über zertretene Bäuche und knarrende Schädel auf die Gasse ... So zeigte es sich damals, daß die sogenannten ‚Überspanntheiten', wenn sie nur recht unerträglich stark und auf das äußerste Maß gespannt werden, doch wiederum recht praktische und brauchbare Eigenschaften sind. Nur das Halbe ist verächtlich und nutzlos: der zerstreute Gelehrte, der doch manchmal aufpaßt, der glattbeschleimte Diplomat, der doch noch hie und da bei einer Unebenheit gefaßt wird, der robuste Verbrecher mit Gewissensbissen. Wahnsinn, auf eine Höhe wie die unsrige getrieben, gibt hingegen wieder eine reine Harmonie, leistet Dienste und sieht appetitlich aus. Das hat der Theaterbrand bewiesen.

Und war er ein Zufall, dieser Theaterbrand? Ich bezweifle es. Jetzt scheint es mir, als hätte unser Gastgeber damals in recht gewissenhafter Weise aus einer möglichst großen Menschenmenge die Passendsten für unsern Bund durch dieses Experiment herausfinden wollen. Als Mittel war die pyrotechnische Spielerei im ausverkauften größten Theater der ‚Stadt' glücklich gewählt. Ein so ungefährliches Mittel! es wurde auch kein einziger Verbrannter, nur lauter Erstickte im Haus gefunden. Guachen, damals Direktor dieses

Theaters, hat vor Gericht angegeben, daß durch Unvorsichtigkeit eines Maschinisten die ganze Munition von Theaterfeuerwerk auf einmal losgegangen sei. Man konnte ihm nichts machen. Alles löste sich in milde Tränen auf. Nur unser wohlgelungener Bund, der Phönix aus dieser Pseudoasche, blieb bestehn und wird hoffentlich noch für viele Jahre die geglückte Auslese bezeugen."

Nach dieser Rede erscholl neuerlicher Beifall aus allen Betten, es gab ernsthafte Diatriben und Ergänzungen. Offenbar nur infolge der heutigen exzeptionellen Stimmung unter den Mitgliedern. Ein andermal hätten sie gewiß den phrasenhaft an die üblichen Vereinsreden anklingenden, allzu panegyrisch-selbstverständlichen Schlußsatz mißbilligt, hätten mit keiner Wimper gezuckt und gleichgültig in wenig menschenfreundlicher Art nach dieser Leistung die fernsten Dinge besprochen.

Den Gastgeber aber hatte die Erwähnung Guachens nur noch betrübter und erwartungsvoller gemacht. Seine Augen von ungewissem Dunkel blickten jetzt wie verfinsterte Sonnen, seine Hände bastelten nervös an der Bettdecke und aus seinem Munde strömte es wie ein Seufzer: „Wo bleibt er denn nur, der fünfte? Sollte er unser satt geworden sein?"

Die Regie bei den Zusammenkünften des Bundes war eine vortreffliche und unmerklich wie jede

gute Regie. Sie arbeitete auf ſtete Steigerung zielbewußt los. Schon brannte, ohne daß einer der Teilnehmer außer dem Gaſtgeber es bemerkt hätte, die doppelte Anzahl elektriſcher Roſen am Plafond; ſchon ſtäubten Ambrawolken und Myrrhen durch den Saal; ſchon erklang ganz leiſe ein Glasglockenſpiel, von lieblichen Flötenläufen wie von Winden akkompagniert, hinter dem Spiegel hervor. Neue, ſchwarze Weine aus Italien erſchienen auf dem Tiſche, Honigkuchen, ſeltene Früchte aller Art. Von jeder Sorte nippte man nur, um den Gaumen noch möglichſt vielen Genüſſen unabgeſtumpft darbieten zu können.

Nach einer knappen Viertelſtunde erbat die Dichterin und Denkerin das Wort, Johanna Tock. Grauſam und ſatiriſch trommelten ihre dünnen Finger an den Bettrand, während ſie mit altjüngferlicher Stimme und perfekter Selbſtironie begann:

„Die Kunſt iſt ein Schwindel. Mein Bruder Gottfried in Berlin wollte durch eine große Tat dafür zeugen, indem er ſich und ſeine rieſigen Sammlungen verbrannte. Man hat wenig Notiz davon genommen ... Nun verſuche ich dasſelbe auf anderem Wege, im kleinen Krieg. Ich denke über die Kunſt nach, entdecke ihre Kunſtgriffe, zeige ſie allen Leuten wie gebändigte Beſtien, mache ſie publik und lächerlich dadurch. Heute will ich gleich einige Reſultate vorlegen, den Mumpitz der

Dichtkunſt betreffend ... Ich ſage Ihnen, in wenigen Jahren wird man ſich darüber wundern, daß man ſo was jemals ernſt genommen hat. Es wird gehn wie in der Fabel: Unzähligen Generationen galt der Tempel von Makropolis als verehrungswürdiges Heiligtum. Einmal wurde durch ein Erdbeben das Allerheiligſte und Adyton auseinandergeworfen und man fand darin ... einen Abort archaiſcher Konſtruktion für die Prieſterſchaft ...

Halt! halt! halt! ... Betrachten Sie einmal gefälligſt, was ich bisher getan habe, und Sie werden darin ſchon etwas Ähnliches wie den erſten Dichterkunſtgriff finden, von dem ich reden will. Was beabſichtige ich denn? Ich will einen Vortrag über einen beſtimmten Gegenſtand halten. Nun ſpreche ich ſchon eine ganze Weile; habe ich aber ſchon etwas von dieſem Gegenſtand beleuchtet, ein Reſultat erzielt, eine Aufklärung gegeben? Nein und ſechshundertmal nein! Ich halte bisher immer noch nur einen Vortrag darüber, daß ich einen Vortrag halten will. Sehn Sie das ein? Ja. Gehn wir weiter. Dies iſt eben ein beliebter millionenfach angewandter Kunſtgriff der Poeten, der ihnen ihr Metier unſäglich leicht und ſtoffreich macht. Sie dichten überhaupt nicht, d. h. ſie erfinden nichts Neues, ſehn auch keine Tatſächlichkeiten. Sie dichten nur davon, daß ſie dichten. Sie haben keine Gedanken; ſon-

dern denken nur daran, daß sie denken. Sie reiten nicht den Pegasus, sondern hopsen nur auf dem Rücken des Clowns, der den Pegasus reitet. Sie sind Schriftsteller in der zweiten Potenz, Spiegelbild-Poeten oder Dichte-Dichter nennbar, selbstverständlich total wertlos, relativ und blaß ... Welchen Wert könnte denn ein Parlament beanspruchen, das über nichts anderes als seine Geschäftsordnung debattierte? Was würden wir zu einem Salonzauberer sagen, der sein Publikum nur durch Vorlesen der Atteste höchster Herrschaften über seine Kunststücke zu unterhalten versucht? Kann man sich mit dem Katalog eines Kleidermagazins bekleiden, an einem Bericht über die Bekämpfung der Reblaus berauschen, von Statistiken über die Nahrungsmittelproduktion sattwerden? ... Und bei der Dichterei sollte es plötzlich anders sein! Wenn solch ein Nichtsnutz schreibt:

Süßer holder Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt es heut nicht glücken?

so antworte ich ihm getrost: Nein. Bisher wenigstens, in diesen vier Zeilen ist Ihnen noch keines geglückt. Das ist kein Lied, das ist nur das Versprechen, die Absicht eines Liedes. — Und wenn ein zweiter in einem Abendgedichte behauptet:

Und ſieh! in meiner matten Seele
Erwachen tauſendfach Gedanken,
Und es entringt ſich meiner Kehle
Ein Lied, befreit von Erdenſchranken...

ſo ſchreie ich entrüſtet: Humbug! Unfug! Wo ſind die tauſendfachen Gedanken? Her mit dem überirdiſchen Lied, das ſich der Kehle entringt! Her damit! Ich will es ſehn und nicht bloß durch ein „ſieh" in die Illuſion, ich ſähe es wirklich, gedrängt werden. Ich ſehe vorläufig gar nichts von all dem, was der Kerl vorgibt. Höchſtens die matte Seele in der erſten Zeile. Die glaube ich ihm und den Kollegen ſeiner Impotenz. Baſta! Fiedel um!

Wenn nun die Dichter aus dieſem zweiten Stockwerk, aus der Autopoeſie, in das erſte der Beobachtung und Erfindung hinabzuſteigen ſich bequemen, ſo gibt es immer noch viele Wege für ſie, unehrlich und ſchwindelhaft zu arbeiten... Ich rede nicht von ihren Phraſen. Ich übergehe ihren neueſten Bluff, durch Anhäufung von termini technici, ſeltenen Erfahrungen der modernen Wiſſenſchaft, der Gourmandiſe, der Sexualität, des Sportlebens, der Agrikultur, durch eingeſtreute Bemerkungen im Tone des Fachmanns ihren Werken den Anſchein einer weltmänniſchen Empirie zu geben, die ſie einfach aus Handbüchern der Technik, mediziniſchen Zeitſchriften, aus den Auslagen der Parfüm- und

Delikateſſengeſchäfte oder aus alten Weinkarten beziehn ... Ich will einen ihrer pſychologiſchen Tricks heute aufdecken und für immer unmöglich machen: die Überlegenheitskette. Und wenn man ſich dieſes Wort „Überlegenheitskette" nur merkt und imſtande iſt, das ſo benannte Phänomen ſtets zu agnoszieren, ſo muß man ein wahrer Schrecken, geradezu ein d'Ormi der unglückſeligen Poetengilde werden.

Die Überlegenheitskette iſt das ſtete Abwechſeln zweier polarer Gegenſätze, wobei jeweilig der aktuelle dem andern überlegen ſcheint. So geht es preußiſch, ſchwarz und weiß, bis ins Unendliche, ein fortwährendes Höherſteigen, Durchſchaun und Verachten der andern Menſchen, die auf den untern Stufen ſtehn. Die Illuſion dabei iſt, daß man einem Ziele entgegenzuſteuern, ſich ſtetig zu verfeinern glaubt, während man in Wahrheit immer nur hin- und herpendelt, das für vornehmer hält, was man knapp vorher als pöbelhaft perhorresziert hat. Man bildet ſich ein, einen Turm zu bauen. Statt deſſen iſt es ein wechſelndes Aufbauen und Niederreißen des erſten und immer wieder des erſten Stockwerkes ... Nehmen wir zum Beiſpiel das Thema: ‚Wie ſoll ein ungewöhnlicher Menſch ſich kleiden, ſich benehmen?' Die auf der erſten Stufe kümmern ſich um dieſe Frage gar nicht und gehen wie Bourgeois herum. Die zweite Stufe will ſich von den Bourgois unterſcheiden, fällt

durch pittoreske Manieren und wilde Anzüge auf. Die Adepten der dritten Stufe finden aber einen neuen Reiz darin, nicht aufzufallen, in der Masse zu verschwinden. Andere Gehirne erklimmen den vierten Rang; abermals Attrappen, rote Westen, Mittagessen um zwölf Uhr nachts. Nichts kann verhindern, daß andere, die sich auch über die vierte Stufe erhaben fühlen wollen, die fünfte Mode inszenieren, die doch im Grunde nur Wiederholung der ersten und dritten ist. Und da ist kein Einhalt abzusehn, die wahnsinnige Kette setzt täglich Glieder an... Und nicht nur dieses Problem des Dandysmus leidet an ihr. Der sogenannte Fortschritt der juristischen Disziplin besteht darin, daß die naturrechtliche Schule über die historische steigt, dann die historische über die naturrechtliche und so in infinitum. Jedesmal glaubt man, ein Stück weiter zu stehn, und fliegt doch nur zwischen zwei Polen hin und her wie ein Tennisball zwischen zwei Spielern. Und ebenso schwankt die Philosophie zwischen Skepsis und Dogma, die bildende Kunst zwischen Natur und Stilisierung. Und in allem ist es so.

Wie machen sich nun die Herren Poeten das zunutze? Davon wollte ich reden... Sie führen eine solche Kette nie zu Ende, verschweigen einfach das abstrakte trostlose ‚usf. in infinitum'. Nun dürfen sie auf einer Stufe ausruhn, deren Relativität sie eskamotiert haben, dürfen von hier

aus ihren Helden, der ein Dandy oder ein Juriſt oder ein Philoſoph iſt, die ganze Welt unter ſich verachten, ihn den hervorragendſten Menſchen und Duzbruder des Weltalls ſein laſſen. Daß er auch Stufen über ſich hat, daß es gar keine höchſte Stufe, ſondern immer nur höhere gibt, vernachläſſigen ſie. Eine ſchlichte beruhigende abwechſlungsreiche Pſychologie bietet ſich als Lohn ihrer Unterſchlagung; und wie viele Stoffe, die mit dem Kennwort „Überlegenheitskette" einfach abgetan und erledigt werden könnten, ergattern ſie da, wieviel unerſchöpfliche Feinheiten! Statt des monotonen Einerlei der Wahrheit haben ſie Komplikationen, Fülle, Myſtik ... Da ſollte man aber immer wie der Teufel dreinfahren und brüllen: ‚Überlegenheitskette!' Alter Witz! Erledigt! Schon dageweſen! Man ſollte ..."

Hier wurde die tolle Orgie des Verſtandes jäh unterbrochen. Die Türe des fünften Auskleidezimmers flog auf und in den Speiſeſaal herein rollten zwei Eiſenkäfige, in braune Tuchlappen gehüllt. Hinter ihnen ſchlüpfte ein buckliger Zwerg in ſein Bett, Guachen! ... Er ſtreckte das glattraſierte braune Geſicht heraus, ſo daß ihn alle ſehn konnten, und ſchrie mit heiſerer Stimme: „Spät, ſpät. Ich weiß. Aber ich mußte das da — mitbringen. Hat viel Zeit — gekoſtet."

Gleich darauf ſetzte die ſchallende Applausſalve ein, mit der die Genoſſen der Rede Johannas

ein Ende setzten. Sie dankte schnoddrig mit süßsaurem Gesicht, in dem die ganze Anmutlosigkeit ihres mann-weibischen Körpers und die altjüngferliche Unannehmlichkeit ihres Wesens überraschend klar, konzentriert sich widerspiegelte.

Die Freude des jungen Nornepygge war grenzenlos. Guachen war da. Jetzt würde endlich etwas Kräftiges nach all dem Gerede aufs Tapet kommen, wußte er ...

Ja, wenn Guachen dabei war!

Dann machte sich sofort eine unleugbare Behaglichkeit und Sicherheit geltend, man fühlte sich wohl in der Nähe des Meisters. Denn Guachen verbreitete den angenehmen beruhigenden Eindruck einer heftigen Persönlichkeit um sich, einen unantastbaren Stil, Effekte ohne Lücken. Die andern Mitglieder des Differenzierten-Klubs hatten eine forcierte Ruhe in ihrem Benehmen, die immer anmutete, als fürchteten sie bei jeder Erregung aus der Rolle zu fallen, ihre wohlkultivierten Kleider zu verlieren. Guachen hingegen gab sich impulsiv und unvorsichtig; und er durfte es, da ihn selbst im Affekt seine diabolische Grazie und selbstverständliche Niedertracht nicht verließ. Und das eben beruhigte die Leute um ihn. Man war seiner sicher, man brauchte keine Überraschungen zu fürchten. Seine Ruchlosigkeit war verläßlich, keine

Kuliſſe von Ruchloſigkeit, nein etwas Körperliches, das man von allen Seiten, in jeder Stellung beſehn konnte ... Er durfte die gewöhnlichſten philiſtröſen Äußerungen tun; aus ſeinem Munde klangen ſie ſataniſch. Er konnte die banalſten Geſchichten erzählen; man hielt es für Malice, geſchickte Verſtellung. Selbſt eine tugendhafte Handlung, von ihm ausgeführt, hätte man für einen läſterlichen Witz, eine Großtat für pervers erklärt.

Er überſprudelte ſich, ſeine zwerghafte Geſtalt hüpfte, er ſprach laut, war unerſchöpflich in neuen Erfindungen, lobte und ſchimpfte ohne Nachdenken, erzählte über ſich ſelbſt blamierende Intimitäten. Kurz, er betrug ſich wie ein Menſch, deſſen Ruf ein für allemal feſtſteht, ein Menſch von Vergangenheit. Seine tiefblauen Augen unter den gefältelten Lidern, von dummen Brauen überſchwungen, ſahn entſchieden treuherzig und feſt drein. Aber der ſtets zuckende Mund mit entzündet-roten Lippenwülſten verriet ſo entſchieden infernaliſche Bosheit, daß man die Treue und Feſtigkeit ſeiner Augen auf dieſen Charakter beziehn und ihn für ſtandhaft eben in allen hölliſchen Künſten halten mußte. Wie ein Irrlicht hielten dieſe Augen Güte und Menſchenfreundlichkeit hin, ſtellten ſie als etwas Mögliches in Ausſicht ... und ſchlugen gleich darauf ein höhniſches Gelächter über den getäuſchten Zuſchauer auf.

„Wir haben heute eigentlich ſo ein — Stiftungs-

feſt unſerer Sache da, unſeres — Klubs," ſagte er, nachdem er alle Weine und Speiſen nachgefordert und gierig verſchluckt hatte... In ſeinen Worten lag viel Kompliziertere, Gräßlicheres als in der preziös-ängſtlichen Reform d'Ormis, der rohen Erzählung Rocketbys, der Qual der Denkerin und Walders matter Ode. Seine Geſten, ſeine Ausdrucksweiſe offenbarten in extremſter Weiſe die ganze verzerrte Gemütsart der Differenzierten, ihre exponierte Stellung am Rande der Menſchheit, ihr Rütteln an den letzten Türen ... Er hielt nämlich vor jedem bedeutenderen Worte an, ſtockte, ſetzte durch ſeine Pauſen alle in unerträgliche Spannung, kämpfte mit der Sprache, als bezweifle er, mit Worten ausdrücken zu können, was ihm vorſchwebte. Er betonte alles unrichtig, faſt ironiſch, ſtieß oft unweſentliche Konjunktionen vor, verſchluckte die Subjekte. Wie unterdrückte Verzweiflungsſchreie eines Elenden, der ſchneller und ſchneller eine ſchiefe Bahn hinabrollt, vibrierte ſeine Stimme. Seine Augen erhellten erbarmungslos mit lodernden blauen Feuern alles, was er ſagte, wie eine große Unglücksſtätte, ein Schlachtfeld ... Der Geſamteindruck zerſtach die Nerven. Eine raſante Skepſis an allem war darin, ungeſundes Abgraben der Fundamente, ein Pamphlet gegen die Vernunft.

Er ſprach nun: „Für meinen heutigen — Beitrag gehe ich von unſerem — Hauptſtatut aus: Was

ſelbſtverſtändlich iſt, ſoll hier nicht getan oder geſagt werden. In dieſem Satze liegt ein — Ideal, dem wir alle nachſtreben, ohne es — jemals zu erreichen. Mir iſt nun eingefallen, — Geſchöpfe — zu ſuchen, die uns an vollkommener Unſelbſtverſtändlichkeit übertreffen, die gar nichts — Natürliches tun und ſagen. Ich glaube, das Geſuchte — gefunden zu haben und bringe heute zwei — Proben mit." Während der folgenden Worte neſtelte Guachen an dem einen Käfig, zog die Tuchlappen ab, ſtieß dann von rückwärts einen blaſſen häßlichen Mann in gelbem Kittel heraus. Der fiel auf die Erde, ſchlug ſich die Naſe ein bißchen blutig, hob dann den Kopf und ſah mit dem Ausdruck gänzlichen Unverſtands um ſich ... „Meine Verbindungen mit dem Direktor des Irrenhauſes haben mich — dabei unterſtützt. Dieſem Kerl ſtecke ich hin und wieder Geld, wofür er mir öfters einen — Zögling zu den Proben von ‚Lucia von Lammermoor' oder als Vorbild für eine Ophelia borgt. Natürlich lebt er in der ſtetigen — Angſt, daß ich ihn gelegentlich — denunzieren könnte, und tut, was ich will. Alſo hat er — mir heute auf meine — Bitte — dieſen Menſchen überlaſſen ..."

Er unterbrach ſich noch einmal, ſtieg aus dem Bett und ſetzte das mitgebrachte Individuum auf einen Seſſel. Es war ein junger Menſch mit blonden glatten Haaren auf dem ſpitzen winzigen Köpfchen, das nicht dicker ſchien als ſein feſter

Oberarmmuskel. Dieſes Köpfchen ſtand ganz unſicher auf der breiten Schulterlinie und zuckte bei jedem Geräuſch, drehte ſich nie ein wenig ſondern warf ſich immer wie der Kopf eines Vogels in voller Drehung dem Angreifer zu.

Gnachen erklärte weiter: „Dieſer Idiot iſt keinem gewöhnlichen — Wahn verfallen und ſonſt zurechnungsfähig. Sein Gehirn iſt total — kaput, reagiert auf alles anders, als man erwartet. Doribert tut und ſpricht — gar nichts Selbſtverſtändliches. So etwas Unbanales gibt es nicht mehr. Nicht wahr, Doribert, willſt du was zu trinken haben?"

Die letzten Worte richtete er direkt an den blaſſen Mann, indem er ihn mit einem Fiſchlöffel an der Unterlippe kitzelte.

„Gott iſt ein Schneeball. Verſchiedene ſehr ſchöne Kriſtalle. Aber der Wert und das Ich ſind die Hauptgrößen."

„Aber eſſen — möchteſt du, nicht?"

„Die Hauptgrößen, ſage ich."

„Gut. Und ſchlafen?"

„Ich verſtehe Gott nicht. Iſt das Ich ein Wert? Was heißt das überhaupt: Wert? Es gibt eine Stadt des Wertes, eine blaue Straße führt hin, hundertzwölf Meilen von Dobrilugk-Kirchhein."

„Alſo mußt du nach — Hauſe gehn. Willſt du?"

„Willſt du? Was will ich? Bin ich eine Hauptgröße, ich meine: das Ich oder die blaue Straße? Ich bin ein Atheiſt, man laſſe mich in Frieden,

man verſchone mich mit kindiſchen Schneebällen. Ich, vielmehr: das Ich iſt ein Atheiſt. Genug davon."

Guachen wandte ſich zu den andern. „Solche Geſpräche kann man mit Doribert ſtundenlang führen. Er — reagiert auf Fragen immer in dieſer Art. Ich nehme nun an, er — verſtellt ſich. Wenn er wollte, könnte er wie ein gewöhnlicher Menſch und ganz vernünftig antworten. Aber das iſt nicht nach ſeinem — Geſchmack. Er will nicht ſo ſelbſtverſtändlich — leben. Er will ſich nicht — durchſchauen, vorausberechnen laſſen. Aus Spleen ſpielt er den Wahnſinnigen. Und auch jetzt, da wir ihn — durchſchaun, verrät er ſich mit keiner Miene, bleibt vornehm und zurückhaltend. Von derſelben Maxime wie unſer — Klub ausgehend, hat er es in der Praxis ſchon viel — weiter gebracht als wir.

Doch habe ich die Ehre, Ihnen einen noch vollkommeneren — Fall von Differenziertheit und Kultur vorzuſtellen. So inſipid unſer Doribertchen ſich geben mag, gewiſſe menſchliche — Eigenſchaften und vorausſehbare Bewegungen vermag er doch nicht völlig auszuſchalten. Wenn er — ſpricht, ſo iſt es gewiß ein — Gipfel der Ziviliſation, immer überraſchend. Keiner verſteht ihn. Keiner kann ihm folgen. Wenn er aber ſchweigt, ſo ſieht man hinter ſeinen Augen und — Gebärden doch noch Funken menſchlicher Vernunft liegen, den — Erdenreſt ſeiner

ätherischen Bravour. Es gibt aber Wesen ohne Makel, höchste Inkarnationen der Rätselhaftigkeit, undurchsichtig und abnorm in jeder Lage. Es gibt — solche. Und uns so nahe, täglich vor unsern Augen! Ich wundere mich nur, daß vor dem heutigen Tage noch — niemand das — erkannt hat, noch niemand vor diesen — Geschöpfen seine Knie gebeugt hat. — Vor den Tieren.

Ja. Ich meine die Tiere. — Sollte wirklich noch keiner bemerkt haben (außer etwa den tieranbetenden Ägyptern, die so etwas — geahnt haben mögen), wie ungeheuer überlegen jedes — Tier uns ist, wie es sich — absichtlich zu unserem Sklaven — erniedrigt und doch stets in seiner natürlichen hochliegenden Position bleibt, wie es unser Verachten verachtet. Man hat gut einwenden: das alles tut das Tier ohne Bewußtsein, ohne Selbsterkenntnis. — Ja, aber wer beweist das? Wer? Daß die Tiere von ihrer besseren Psyche nichts merken lassen, daß sie immer — sich verstellen, sich zurückhalten, unzugänglich bleiben, gerade das ist in — meinen Augen ein Anzeichen ihrer höheren — Gesittung, komplizierteren Denkweise, ihres — älteren Adels. Wie erhaben und stark — halten sie an dieser Verschwörung fest, den Menschen ihren großen Geist zu verhehlen. In all den tausend — Jahren hat kein einziges dieser Wesen sich verraten, kein einziges die — Wahrheit zugegeben. Und wie lächerlich mögen wir Menschen mit unserer Lautheit, mit unsern selbstver-

ſtändlichen — Taten, mit unſern natürlichen Beſtrebungen ihnen erſcheinen! Wie mögen ſie ſich über den Titel homo sapiens — amüſieren, den wir uns ſelbſt nach rechter Plebejer- und Protzenart beigelegt haben! Sie ſind die alten Geſchlechter, wie die Parvenüs. Wie viel mehr Zeit als wir — haben ſie zu ihrer Evolution gehabt, wie viele Jahr-Billionen beſtehn ihre Spezies — länger als wir. Sie haben alles hinter ſich, die richtigen Dekadenten, Abſtämmlinge der ehrwürdigſten Ahnen. Und gerade diejenigen unter ihnen, die wir — niedere Stufen nennen, weil ſie äußerlich die niedrigſte Organiſation zeigen, dürften innerlich die — vortrefflichſten ſein. Wie bäuriſch erſcheinen unſere gewandteſten Intrigen gegen die diplomatiſche Art jener Infuſorien, die wir mit unſern — beſten Mikroſkopen noch nicht entdeckt haben! Wie kläglich dürfte unſere Philoſophie neben der uralten unaufdringlichen Tradition — der Reptilienklaſſe ſich ausnehmen! — Meine Beziehungen zum Aquariumsdirektor haben es mir — ermöglicht, für heute eines jener patriziſchen Weſen — auszuleihen, das er ahnungslos in geringſchätziger Behandlung gefangen hält ..."

Jetzt hatte Guachen den zweiten Käfig geöffnet und man gewahrte zwiſchen Betten und Tüchern die Windungen einer rieſigen dreiarmdicken Schlange. Der Kopf erhob ſich, die kleinen Augen unter der niedrigen, gedrückten Stirn, lidlos und ſchwarz,

funkelten auf und erstarrten dann gleichgültig, während die gespaltene Zunge braunrot und naßglänzend wie ein Wurm immer in Bewegung blieb. Zuerst streckte sich nur der faltig-muskulöse Hals dem Kopfe nach, dann die oberste engere Ringelung; und das schöne rötliche Ornament der untern dicken Kreise, deren Haut einem graulackierten Strohflechtwerk ähnelte, verharrte noch in gänzlicher Ruhe. Allmählich setzte sich ein langsames Vorwärtsstreben in die Tiefe des Käfigs fort, die wuchtigen Schlingen lösten sich träge, während der Kopf und vordere Teil des Tieres schon wie eine lange unregelmäßige Säule über den Fußboden kroch ...

Guachen pries mit verdrehten Augen die seelischen Vorzüge der Schlange. „Wie vornehm ist sie! Wie bewahrt — sie ihr mystisches Inkognito!"

„Hoffentlich ist sie auch so vornehm, ihre Giftzähne nicht zu gebrauchen. Das wäre doch gar zu selbstverständlich," rief d'Ormi im höchsten Sopran.

„Das hoffe ich auch. Es ist nämlich eine Abgottschlange, die nie Giftzähne gehabt hat. Sie erdrosselt nur," entgegnete Guachen.

Dann brachte er ein lebendes Kaninchen zum Vorschein und hielt es der Schlange hin. Sie zuckte danach, rollte es mit ihren Windungen ein. Man hörte sofort die Rippen knacken. Nach einer Weile ließ sie es in ihren erstaunlich sich aufblähen-

den Hals und weiter hinunterrutschen, als gleitender Buckel blieb es noch eine Strecke lang sichtbar ...

Der Wahnsinnige fand das spaßig und lachte schon die ganze Zeit über in den schrillsten Tönen.

Walder glühte vor Begeisterung für Guachen.

Jean d'Ormi war ängstlich und trank.

John Rocketby fluchte und trank.

Johanna Tock aber hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Adelsstolz der vorgeführten Fälle zu brechen. Unaufhörlich redete sie in verworrener Art auf den Wahnsinnigen ein, um ihn zum Aufgeben seiner Reserve und zum Kontakt mit ihr zu zwingen. Schließlich gab sie das auf, kroch zu der Schlange unter den Tisch und begann mit ihr einen erregten Monolog.

Alle Naturgesetze schienen in Verwirrung. Pforten ins Unergründliche gingen auf, mit einem kalten Luftzug, der erschauern machte. Die Lampen schwankten und trübten sich, die Teller klirrten. Tote Hände streckten sich in das Zimmer, zeigten etwas, verschwanden, das seltene Fluidum von Ahnungen blieb zurück. Auf dem matten Spiegel verdichtete es sich zu Bildern einer fremden Geometrie, zu Visionen farbiger Ziffern, zu einer dem Alltag abgeneigten Wissenschaft, die man nicht verstand.

Die Gespräche verwickelten sich, stiegen, lachten, brachen plötzlich zusammen und erstickten in

Seufzern. Man wurde matt, man gähnte, man schlief ein.

Nur Walder tuschelte noch eifrig mit Guachen. Sie bemerkten schließlich, daß alle andern Klub-Mitglieder sich in ihren Betten verkrochen hatten, der Wahnsinnige sitzend eingenickt war, die Schlange in einem Winkel verdaute.

„Will Er nicht noch ein wenig ausgehn? Ich bin nicht schläfrig," meinte Walder.

Sie kleideten sich an und verließen das dumpfe, von tierischem Geruch immer merklicher erfüllte Zimmer.

Sie verließen den Pavillon, der einem Seitenflügel des Schlosses angebaut war, und durchschritten den schwarzen Park.

Das verworrene Geäder der Baumwipfel stieg in den bewölkten Nachthimmel, vermischte sich mit ihm zu stiller Finsternis. Nur ein karger Lichtschein aus dem Pavillonfenster stach wie ein Bündel zitronengelber Glasfäden in das Dunkel. Die Luft war kalt und frisch, herbstlich. Von faulenden Blättern, nassen Stämmen, mürben Ästen kam sie. Die beiden gingen schnell, ihrer Ortskenntnis vertrauend. Anfangs war der Weg noch von undeutlichen Schatten der Bäume begleitet, dann verschluckte die Lichtlosigkeit alles. Die Augen schlossen sich, als fürchteten sie dieses locker eindringende Nichts. Unwillkürlich bemächtigte sich

der vorgestreckten Hände eine kreisende Bewegung, sie faßten gleichsam nach der entschwindenden Außenwelt.

Die lange Allee führte bergab, am Parkteich vorbei. Dort unten schnitten halbträumende Schwäne langsame Furchen in das Schwarzblau des Spiegels. Man ahnte das, man wäre gern stehn geblieben, wenn nur ein Stern am Himmel etwas Licht hätte geben wollen ...

Guachen, der Zwerg, trippelte eilig. Walder blieb mit ihm im Schritt, indem er sich herabbeugte und seine Gangart nachahmte.

Eine Zeitlang schwiegen beide. Dann begann Walder zu erzählen, mit denselben Pausen in den Sätzen, die Guachens Sprechweise eigen waren, mit unwahren Betonungen und dem Anredewort „Er", das die beiden untereinander der Seltsamkeit wegen gebrauchten. Er berichtete, daß er heute wieder einmal mit seinem Vater einen Auftritt gehabt habe.

Guachen antwortete nicht.

Sie waren den Schloßberg, an dem sich dieser Teil des weiten Parkes hinzog, heruntergekommen und standen jetzt in der Ebene, am großen Eisentor. Guachen zog einen Schlüssel aus der Tasche und sperrte es auf. Sie verließen den Park und betraten die Straße, die (Guachens gelegentliche Äußerung) zwischen zwei Reihen von Villen wie zwischen zwei lückenhaften Zahnkiefern gekaut wurde.

Walder wartete auf eine Entgegnung Guachens. Obgleich er sich dies nicht eingestehen wollte, hatte er das Aufsperren des Tores und die hiermit verbundene Ablenkung als Entschuldigung für Guachens Stillschweigen aufgefaßt. Jetzt, da sie schon wieder glatte Bahn vor sich hatten, noch dazu in der Ebene, und nicht bergab hastig wie vordem, steigerte sich seine Spannung, immer heftiger sehnte er sich nach einem freundlichen erwidernden Wort. Bei jedem Schritt fühlte er aber, wie diese Hoffnung immer unwahrscheinlicher wurde. Eine gelinde Erbitterung trat an ihre Stelle, ein Vorwurf, mehr gegen sich selbst als gegen den andern. Er hatte sich diesen nächtlichen Spaziergang so schön vorgestellt, so vertraut, so freundschaftlich beinahe ... Allerdings vermied man im Kreise der Differenzierten sorgfältig alle Gefühle. Und Walder hätte es auch nie über sich gebracht, seine heimliche Zärtlichkeit für Guachen öffentlich zu zeigen. War auch das schon ein Unrecht, daß er sie innerlich empfand? Oft erblickte er darin einen Atavismus, ein Erbstück aus der Welt der Spießer. Heute, zum Beispiel, schien ihm diese Zuneigung, die so wenig erwidert, so wenig verstanden wurde, erbärmlich und höchst beschämend.

Um diesen Gedanken zu betäuben, redete er unermüdlich weiter: „Mein Alter beklagt sich immer darüber, daß ich ihn — vernachlässige. Na ja, er hat — Langeweile, kein Mensch kümmert sich

um einen so — unmodernen Arzt, mit seinen Fontanellen und Schröpfköpfen. Da soll ich herhalten, seine — Vorträge anhören, als braver Sohn. Ich habe ihm heute entschieden meine Meinung — gesagt. Dafür teilte er mir mit, daß er seinen — Jugendfreund, den ich immer Onkel nennen muß, aufs — Schloß eingeladen hat. Onkel Alex mit seinen beiden Töchtern! Aus Stettin! Norddeutsche! In acht Tagen spätestens erwartet man die ganze — Clanschaft. Entsetzlich!"

Rechts und links ragten hinter wechselnd geformten Gittern und Baumgruppen die Villengiebel auf. Vereinzelte Laternen zeigten schöne Einfahrten, Palmenbeete, Rosenstöcke unter Schutzdächern, kahle Altane, Tore aus Schmiedeeisen mit Schnörkeln wie unter kalligraphischen Unterschriften . . .

Guachen blieb still.

Walder fühlte mit einem Male, daß seine Müdigkeit sich verdopple, daß er schlafsüchtig sei. Welchen Ersatz für entgangene Nachtruhe bot übrigens dieser Spaziergang von verrückter Ereignislosigkeit? Wie lange noch und zu welchem Zweck sollten sie nebeneinander herlaufen? . . . Er fragte unreinlich gestimmt, überdrüssig und ganz brüsk: „Wohin führt Er mich, Guachen?"

„Natürlich zu mir. Ich will Ihm gleich einige — Artisten für den — Empfangsabend vorstellen. Er wird doch den — Freunden aus Stettin etwas bieten müssen."

Walder blieb einen Moment vor Bewunderung stehn. Wie vollkommen war dieser Guachen, wie gänzlich steckte er im Stil der Differenzierten! Immer klug, immer ohne Sentimentalität hatte er keinen Augenblick damit verloren, Walder zu trösten, ihn seiner Parteinahme zu versichern. Es war ihm gar nicht eingefallen, daß Walder durch Klagen sein Herz erleichtern wolle. Nicht als Freund, nur als Theaterdirektor fühlte er sich angesprochen. Nur den Wink an den maître de plaisir, nicht das Zittern einer einsamen Seele hatte er aus Walders Bericht herausgehört, unerschütterlich in seiner Sachlichkeit und meilenweit von naiven Wallungen entfernt.

„Was für — Artisten sind das?"

„Den ersten kann ich Ihm heute noch nicht zeigen. Er lebt noch in der ‚Stadt', seift als verkanntes Genie — borstige Kinne ein. Ein Dichter und Diseur, wie ich ihn brauche. Er tritt im — Schlafrock auf, erzählt mit stotternder Stimme und — unreifen Gesten seine contes d'un sot; alle sind gänzlich ohne Pointe. Dem Publikum muß ganz — schwubbrig dabei werden, jedesmal warten sie auf — eine Moral, einen Embryo von Moral wenigstens. Mein Raseur läßt sie aus Dummheit weg und weiß gar nicht, daß er damit das Höchste an — Modernität leistet. Dabei bringt er entsetzlich schlechte Witze, mißgewachsene Vergleiche, verrenkte Sätze, prachtvolle — Geschmacklosigkeiten. Alles,

wie gesagt, — instinktmäßig, aber es klingt sehr epatant. Die Spießer müssen vor — Wut bersten. Meinen Raseur lass' ich mir einrahmen. — Er gibt eine feine Nummer für das satanistische Varieté, das ich eben — gründe."

Walder wiederholte staunend: „Satanistisches Varieté?"

Guachen drauf: „Ganz richtig. Und ich denke mir es so. Sonst — will man das — Publikum unterhalten. Wie selbstverständlich ist das schon! Ich, in meinem — Varieté, ich will es frozzeln, zur Raserei treiben." . . .

In seiner Villa polterte er an eine Nebentüre.

„Uah . . . soll ich schon aufstehn? . . . ah!"

„Gewiß, du Rindvieh. Probe ist." Dann zu Walder, indem er den Gaszünder aufpuffen ließ: „Das ist mein zweiter — Künstler. Auch eine feine Nummer. Ein Klaviervirtuose. Aber keiner von den gewöhnlichen, keiner von denen, die — glauben, man müsse möglichst — glatt und — geläufig spielen und die Zuhörer die — schwierigen Stellen gar nicht merken lassen. Er hat eine ganz andere — Eigenart . . . Da ist er schon. Bitte, rede Er mir nur nichts drein. Ich — züchte mir ihn nach meinem Geschmack."

Der Virtuose trat ein, auf leisen Füßen wie eine Katze, aber täppisch, mit einem kindlichen rührenden Zug in dem slawischen Gesicht. Er war

blaß und ſchmächtig, eine dickglaſige Brille hielt ſich ſchlecht auf ſeiner Stulpnaſe.

Guachen ſtellte vor: Glarian Dubravsky z Mallinec . . . und forderte ihn gleich auf, etwas vorzuſpielen.

„Uje. Bin ich ſähr verſchlafen, Herr Direktion. Und nix geübt hab ich mich ſchon die ganze Wochen.“

„Nur los, du Rindvieh. Was ſind — denn für Noten da? Die Campanella von Liſzt. Alſo, — klingle ſie uns vor. Aber gleich.“

„Jeſchiſch-Marja, kann ich das ja gar nicht ſpielen, hab erſt eine einzige Mal durchgenommen dieſe ſähr ſchwere Pièce. Wenn ich nix nie mir einüben darf . . .“

„Kuſch! Und ſetz dich ſchon einmal! Herrgott, wenn du noch — ein Wort von Üben ſprichſt, fliegſt du überhaupt hinaus.“

Er zwang die dünne Geſtalt auf den Sitz.

Dubravsky präludierte und ſtöberte dabei ſchon mit ſeinen kurzſichtigen Augen in den Noten. Dann wurde er ſehr rot und begann mit gutem Ausdruck, pianissimo, die zarte Etüde. Zwei, drei Zeilen gingen trotz einiger Fehlgriffe bei den weiten Spannungen ganz gut durch. Allmählich aber, indem die Etüde reicher wurde, geſtaltete das Spiel ſich aufregend. Man merkte, wie Dubravsky ſich Mühe gab, die Stimmung beizubehalten und doch ganz einfach die techniſchen Schwierigkeiten nicht

bewältigen konnte. Bald ſtockte er. Dann mußte er zuerſt das Tempo aufgeben, viel langſamer ſpielen, bald darauf begann er die dynamiſchen Schattierungen zu vernachläſſigen und kam aus einem verzweifelten Fortiſſimo nicht mehr heraus. Das Stück wurde immer komplizierter. Dubravsky ließ ſchon ſtellenweiſe die linke oder rechte Hand ganz weg. „Uje. Das war falſch!“ ſchrie er jeden Augenblick. Wenn er eine recht ſcheußliche Diſſonanz griff, kniff er verwundert die Augen ein und fragte ſich laut: „Was iſt das?“ Jetzt blättert er um und ſchreit in höchſter Aufregung: „Da kommt's aber ſchwer, furchtbar ſchwer!“ und driſcht noch wilder in die Taſten, beugt ſich noch weiter zu den Noten vor, krümmt ſich und ſchwitzt. Man zittert und arbeitet mit ihm, man wünſcht ihm recht viel Ausdauer, wenn man ſeine Finger bei Wiederholungen derſelben Paſſage erlahmen hört, man wünſcht ihm Glück und wünſcht vor allem, er möge ſchon über all die Klippen weggekommen und zu Ende ſein. Endlich hört er auf...

Guachen applaudiert. „Eigenartige Senſation, was?“ ſagt er zu Walder und gibt ihm einen Wink, mitzuapplaudieren.

Dubravsky wiſcht ſich die Schweißtropfen der Stirn mit dem Ärmel ab, verbeugt ſich dann und flüſtert verlegen, den Applaudierenden ins Geſicht: „Das war aber ſähr miſerablig.“

„Jetzt noch flink eine Zugabe.“ Der Virtuos

fühlt sich müde, möchte pausieren. „Wird's bald? Da, die Transskription von Liszt über die Symphonie phantastique. Vorher aber — gibst du die Brille her!"

Dubravsky jammert, es hilft ihm nichts. Er muß ohne Brille spielen, zum Wahnsinn angestrengt, die liebliche Linie der Idée fixe durch wüste Rhythmen und notgedrungene Fermaten zerdehnend. Wie ein hölliſcher Einbruch in die bäuerliche Ruhe eines Landgutes klingt es, voll Hohn und Tollheit, wie eine Ironisierung aller Schönheit auf Erden. Immer krampfhafter werden die gepeinigten Bewegungen des Musikers, er bäumt sich, er keucht, seine Augen treten aus den Höhlen ...

Da klingt schrill eine kleine Glocke.

„Nun zur nächsten Nummer," wendet sich Guachen an Walder und der arme Virtuose ist erlöst.

Ehe Guachen weggeht, sperrt er das Klavier ab und nimmt den Schlüssel zu sich. Dubravsky weint und argumentiert ihnen nach: „Wie soll ich aber mich üben, Herr Direktion! Ich treff ja noch nix. Ich will mich ja erst ausbilden, Herr Direktion ... Den Schlüssel, bitte, den Schlüssel ..."

Das Theater schließt unmittelbar an die Villa an. Durch kühle Korridore kommen sie in eine Loge. Der Zuschauerraum ist ganz dunkel, in der Müdigkeit der Nacht. Aber auf der Bühne spukt es in greller Beleuchtung. Der Vorhang ist aufgezogen, man stellt Kulissen ... Guachen erklärt:

„Ich halte die Ballettproben immer gegen drei Uhr morgens ab. Sonst würden mir die Mädchen zu gesund werden.“

Das Orchester stimmt unten. Ungeordnete Tonfolgen erklingen, in die oft wiederholten Quinten der Streicher mischt sich von Zeit zu Zeit ein langgebauchter Waldhornton, der zackige Rand eines Trompetenthemas, eine sehr geschwinde Flötenpassage, näselnde Triller der Klarinette, das Bisbigliando einer Harfe. Man bereitet sich offenbar auf die Ouvertüre vor, denkt Walder ... Nein, wie er näher hinschaut, bemerkt er den Kapellmeister, der den Takt zu diesem wüsten Lärm schlägt. Dieser Lärm ist also beabsichtigt, er selbst stellt die Ouvertüre vor ... Jedes Instrument spielt beliebig drauf los, macht sich hin und wieder geltend, extemporiert. Alle möglichen Tonarten, alle Rhythmen, alle Klangfarben sind durcheinandergeschüttelt und dem Hörer wird zugemutet, diese ärgerliche Regellosigkeit für ein einleitendes Musikstück, späterhin für Begleitung des Balletts zu halten.

Nun treten die Tänzerinnen auf.

Ein gelber Reflektor überschüttet sie mit leichenhaftem Licht. Ihre mageren Leiber zittern in häßlichen Kleidern, manche haben Geschwüre an den dünnen Armen, einer fällt die Frisur. Mit müden, lustlosen Schritten umkreisen sie die Bühne, ihre Rücken sind gekrümmt, aus den Augen leuchtet

eine hysterische Hitze ... Die Prima-Ballerina, einer verfetteten Haremsdame ähnlich, tritt aus ihrer Mitte vor, hopst an die Rampe, versendet eckige Armbewegungen, die den Dissonanzen des Orchesters einen tiefen, ekelhaften Sinn zu verleihen scheinen; dann beugt sie den Rumpf unbehaglich und lüstern zurück, hebt ihn mit Mühe wieder auf, läßt ein stupides Lächeln wie aus Pflichtgefühl über die Lippen huschen, endlich wendet sie sich, zeigt dem Publikum das weit hinabreichende V ihres Rücken-Dekolletés, wobei man an ihren Schulterblättern bemerkt, daß sie ein wenig einseitig ist. Im Hintergrund stolpert sie und fällt der Länge nach nieder ... Während man sie aufhebt (sie scheint sich wirklich verletzt zu haben), führen die andern Mädchen ihre schlecht eingeübten, nervösen Künste vor. Keine Geste gelingt zugleich; wie beschämende Echos heben sich hie und da Füße und Arme, wenn schon längst alles vorbei ist; nichts klappt, nichts geht ruhig aus, ein Menuett verfitzt sich unharmonisch und muß abgebrochen werden. Alle scheinen sich die größte Mühe zu geben, und doch entstehen Lücken in den Reihn, bei Drehungen suchen manche vergebens ihre Partnerin, oft fehlt in den Arrangements und Schlußstellungen die Symmetrie ... Die Schlußwirkung ist überraschend. Alle stürmen vor. Nun scheinen sie auf etwas zu warten. Eine an der rechten Ecke macht ermunternde Bewegungen, einige fol-

gen ihr, andere wollen zweifelmütig nicht mittun. Es bilden sich Gruppen, aufregende Beratungen vor den Augen des Publikums, in höchst blamierender Spannung. Endlich schlagen alle die Augen zu Boden und gehn mit schlaffen Händen, demütig, schuldbewußt ab.

„Er hat keine Idee, wieviel Mühe das gekostet hat," sagt Guachen. „Jetzt geht's schon ganz täuschend, bis auf einige Details." Damit verabschiedet er sich von seinem Begleiter und geht auf die Bühne, wo sich sogleich sein lautes Schelten erhebt.

Als Walder nach Hause kam, dämmerte es schon. Kalte Nebel, raschelnde Luftstöße begannen einen unwirtlichen Tag.

Der weitschichtige Bau des Schlosses, ein rotundenförmiger Mitteltrakt, den eine gläserne Kuppel krönte, mit seitlich anschließenden Flügeln, lag im Grau eines ungewissen Himmels mit beweglichen Wolken. Die Bäume des Parks traten vor der Fassade mit ihren Säulen, mit ihrer breiten Rampe wie aus Ehrfurcht weit zurück ... Walder überschritt fröstelnd diese Sandebene, vermied den Pavillon des Differenzierten-Klubs und begab sich gleich in den rechten Seitenflügel des Schlosses, wo seine Zimmer lagen. Mit nassen Augen, verwirrten Gedanken im schmerzenden Kopf warf er sich in sein Bett. Der Tag färbte schon die Vorhänge weißlich.

Ach, er hatte zu viel gesehn! zu viel auf einmal!

Und dieser Guachen ... welch ein überragender Mensch! Er stürmte immer vorwärts, in die gefährlichsten, schärfsten Regionen seiner Seele, er hatte den Mut zum Grellsten. Man konnte nichts als ihm bewundernd nachhumpeln ...

Mit schläfrigen Blicken schielte Walder nach der Zeichnung, die über seinem Bette hing. Es waren „Die Freunde" von J. J. Vrieslander ... So hatte Walder es sich immer gern vorgestellt; er und Guachen, Schulter an Schulter wie diese beiden, die modernsten widerlichsten stärksten Kerle der Welt, mit vor Kraft aufgedunsenem Thorax, im knappen Trikot, das unfehlbare Florett in der Faust, im Angriffe gegen alle Spießbürger der Erde. Solch eine Freundschaft hatte er immer ersehnt.

Ach, es würde nie eine Freundschaft daraus werden, das sah er jetzt ein. Ewig mußte Guachen der Meister und er der kleine Schüler bleiben ... Und wie ein Symbol erschien es ihm jetzt, daß Guachen ihm nie von seiner Vergangenheit erzählt, ihm nie alle Zimmer seiner Villa gezeigt hatte. So entfernt hielt er sich immer noch ...

Zweites Kapitel

Eine ſtilvolle Woche nicht ohne Rückblicke und Ausblicke auf anders geartete Zeitläufe

Die nächſte Woche verlief für Walder ſehr unheimlich, ohne Behaglichkeit.

Die Clanſchaft aus Stettin kommt am Ende der acht Tage, dieſer Gedanke verfinſterte ſeine Zeit.

Wer waren dieſe Leute, die ihn ſo mir nichts dir nichts heimſuchen, ſtören, aus Ruhe und ſelbſtgewählter Geſellſchaft reißen durften! Was hatten ſie hier zu ſchaffen!... Er haßte ſie im voraus für die unzarte Art, mit der ſie ſich bemühn würden, ihn nicht zu beläſtigen.

Vor Jahren einmal hatte er ſie geſehn, auf der Durchreiſe nach einem Oſtſeebad.. Er hatte in ihre Wohnung kommen müſſen, wo man ihn zwei Stunden lang mit Liebenswürdigkeiten langweilte und mit hartem Gansbraten in brauner übler Sauce, ſowie mit einer glatten roſaroten, wie Hektographenmaſſe zitternden „Speiſe", von Himbeerſaft überſchwemmt, ſchlecht bewirtete. Immer, wenn er an die Stettiner erinnert wurde, fiel ihm dieſe verhaßte norddeutſche Küche ein, er ſah das geſchmacklos mit Renaiſſancemöbeln überladene Zimmer, die vielen Familienporträts an der Wand, den veilchengemuſterten Teppich, er hörte die

Klänge eines verſtimmten Harmoniums und ärgerte ſich, daß man ſeufzend einatmete, ſtatt „ja“ zu ſagen; in einer ihm völlig fremden Welt fühlte er ſich wie unter einer kalten Duſche.

In unangenehmſter Weiſe beſchäftigte ihn nun die Frage, wie er ſich gegen die Eindringlinge benehmen ſolle ... Geſellig, ſich aſſimilierend, ihnen gleichſam einige Schritte nähertretend? Nein, dazu lag kein Grund vor. Er ſah ja in dem Stil, den er ſich jetzt angeeignet hatte, etwas ſehr Berechtigtes, den Gipfel der Ziviliſation ... Aber wenn er ihn beibehielt, war er des pedantiſchen Tadels von ſeiten ſeines Vaters und der Verwunderung, des Spottes der Gäſte gewiß ... Jedenfalls wollte er Guachen immer bei ſich haben und ſich nötigenfalls nach deſſen Beiſpiel richten ...

Zu dieſer allgemeinen Schwüle kamen noch ganz beſondere Widrigkeiten ...

Am Morgen nach dem Sympoſion ſaß er mit ſeinem Vater beim Frühſtück.

Seit Jahren wußten die beiden einander nichts Rechtes zu ſagen, und die Mahlzeiten, das einzige Gemeinſame ihres Lebens, verliefen freudlos und quäleriſch, mit genötigten Geſprächen. Walder ſah in den Park und kannte ſchon jede Mündung der Sandwege auf dem großen freien Platz, Geſtalt und Farben jedes Baumes auswendig. Der Vater mit ſtrenger Miene beſtrich vier Halbſemmeln mit Butter und Honig, verzehrte ſie ange-

legen zum Mokka. „Ich hab heut — nacht einen — Traum gehabt," erfand Walder.

„Nun."

„Von dir."

„Von mir. Laß hören!"

Walder erzählte dem Alten gern fernliegende, seltsame Geschichten, die zu Rührung keinen Anlaß gaben. So vermied er, dem Stil der Differenzierten treu, zärtlichere persönliche Aussprachen. „Ja, ich habe von dir — geträumt. Du sannst darüber nach, ein — Mittel zu entdecken, das gegen alle körperlichen Schmerzen unempfindlich macht. Die Geister und Dämonen, die dir dienstbar waren, — warnten dich. Aber du hattest das — Wohl der Menschheit im Sinn, du ließest dich nicht abhalten. Endlich entdecktest du wirklich die — Panacee ... Und gleich, um ein Experiment zu machen, bestrichst du deine eigene Brust mit dem — Liquor, machtest einen tiefen Einschnitt. Die gräßliche Wunde — schmerzte nicht ein bißchen, im Gegenteil — ein Wollustgefühl eigener Art ließ deine Nerven erzittern. Du schnittest tiefer. Kein Schmerz, keine Warnung. Nun sahst du — schon alle Adern pulsieren, die Muskeln in Tätigkeit. Eine seltsame Freude — packte dich, die herrliche — Erregung des Vivisektors, Drang nach medizinischer Erkenntnis, Wissensdurst ohne Maß. Noch ein Schnitt tiefer, durch die — Rippen, du sahst dein Herz — dein eigenes Herz lebendig schlagen.

Was noch kein Mensch erlebt hat, du konntest deine eigene — Leber und Lunge befühlen, mit mächtigstem Forschergenusse, ohne Schmerz, den Verdauungsprozeß studieren . . .

Aber die Rache der — Dämonen blieb nicht aus. Nach wenigen Minuten warst du tot, schmerzlos — aber verblutet —"

Der Vater wandte sich entrüstet ab. „Weißt du, was du jetzt bist, Walder? Ganz einfach ein Dekadent. Was du denkst, sind Gedanken, mit denen sich zu meiner Zeit Poe, E. Th. A. Hoffmann abgegeben haben. Man hat sie mit Recht verachtet, damals und jetzt . . . Und du, Walder, scheinst mir jetzt gerad so einer zu werden. Noch destruktiver vielleicht. Denn diese Literaten waren nur Phantasten. Da aber hast dir eine eigene Philosophie zurechtgelegt, die dich in diese Verrücktheiten treibt. Du machst den Unsinn von der theoretischen Seite aus mit. Das ist noch viel unerquicklicher und nicht einmal dir selbst angenehm, Walder."

„Wie du mich — analysierst!"

„Ich beschäftige mich immer mit dir, mein Sohn. Wenn du jetzt auch schon erwachsen bist, für mich bleibst du immer das Kind."

Walder bemerkte mit Mißbehagen, daß der Vater eine Schwenkung zum Gefühlvollen machte. „Das ist mir eben sehr unangenehm."

„Wirklich? Seit wann denn?"

„Seit jeher."

„O nein, Walder, nicht seit jeher. Erst seit einem Jahre, ich weiß es. Seit du mit diesem Schurken Guachen verkehrst."

Walder wurde rot.

Der Vater setzte in seiner zeitraubenden Art fort: „Schämst du dich denn nicht, so beeinflußt zu werden? Du hast ihm gegenüber gar kein Urteil mehr. Und doch ist Freiheit das erhabenste Gut der Menschheit."

„Freiheit?" Walder versank in Nachsinnen.

„Noch dazu ein Guachen als Muster! Ich habe mich nach seiner Vergangenheit erkundigt, ich stehe mit Informationsbureaus seinetwegen in Verbindung."

„Warum eigentlich?"

„Weil es mir nicht gleichgültig ist, mit wem mein einziges Kind verkehrt ... Soviel weiß ich jetzt schon: er hat Auswanderungsschwindeleien betrieben, ist deshalb aus seinem Heimatland Portugal deportiert worden. Aus den Kolonien entwischt, hat er mehrere europäische Regierungen mit lenkbaren Luftschiffen, einen ostelbischen Rittergutsbesitzer mit seinem perpetuum ac per se mobile geprellt. Dann hat er sich zu Wahlmanövern in Galizien hergegeben, ist in Wien Theaterkritiker, in Leipzig Agent, in Berlin Direktor geworden und von dort in die ‚Stadt' gekommen."

„Danke, Papa. Damit hast du mir wirklich einen — Dienst geleistet ... Seine Biographie habe ich schon — lange kennen wollen."

„Nun. Und jetzt?“

„Jetzt — entschuldige mich. Ich habe einen Weg.“

„Zu wem?“

„Zu Guachen. Jetzt — bewundere ich ihn natürlich noch mehr wie vordem . . .“

Er durchschritt die Rotundengalerie, seine Zimmer im rechten Schloßflügel. Vor dem Pavillon der Differenzierten rannten ihm zwei Diener in den Weg.

„Was denn so eilig?“

„Die Leiche, die Leiche muß weggeschafft werden.“

Oben an der Treppe stand Guachen, seine roten febrilen Lippen zu einem Grinsen zerdehnend. Walder flog zu ihm, forschte aufgeregt. „Ja, ja, Doribertchen ist hinüber,“ klärte Guachen auf. „Da ist nichts zu — wollen. Rollt das Vieh im Schlaf vom Sessel hinunter und mit aller — Wucht in den Spiegel hinein. Der Spiegel zerbricht und der — Idiot verblutet in den Trümmern. Die andern Gäste sind aber — ordentlich nach Hause gekommen, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen haben. Auch die — Schlange hab ich glücklich eingepackt.“

„Schade um den Spiegel!“ murmelte Walder, um ihm an Zynismus nicht nachzustehn; innerlich voll Grausen, plötzlich in einer andern Stimmung.

. . . Sie setzten sich zu einem Brettspiel nieder, das Guachen erfunden hatte. Es wurde ähnlich wie Halma gespielt, aber die Fläche trug

keine Einteilung in Felder. Dadurch wurde die Partie sehr anstrengend für die Spieler, das Ungenaue rief eine peinigende Sorgfalt wach, oft kam es zu Streitigkeiten über die eigentliche Stellung eines Steines. Dann mußte man auf dem leeren Brett die Einteilung im Geiste ergänzen und mit dem Aufgebot des gesamten Gedächtnisses alle Schicksale dieses Steines seit Anfang der Partie rekapitulieren.

Eine Weile stellte sich Walder ganz unerschüttert, machte ein paar Züge, plauderte auch wohl dazwischen von den drohenden Verwandten und von seinem dummen, unangenehmen Vater. Dann aber ließ ihm der Vorfall mit dem Wahnsinnigen keine Ruhe mehr. „Wird Ihn diese — Geschichte nicht in große Unannehmlichkeiten bringen, Guachen?"

„Wieso?"

„Nun, ein Totschlag, Fahrlässigkeit."

„Im Gegenteil. Mein satanistisches Varieté ist um eine neue — Nummer bereichert."

„Eine neue Nummer? Der Tote etwa?"

„Das nicht. Aber der Irrenhausdirektor — muß mir jetzt ein paar lebendige Tolle — herüberschicken, vom spaßhaften Genre. Sieht Er denn nicht ein, daß ich den jetzt vollkommen — in der Hand habe? . . ."

Ein paar Tage später kamen sie noch einmal auf diese Angelegenheit zu sprechen.

Walder befürchtete Angeberei von seiten d'Ormis, des Polizeispions.

Guachen wußte Beruhigung. „Über intime Vorfälle in der Loge hat er — nichts zu plaudern, das war ja Aufnahmebedingung. Wie er das mit seiner — Amtspflicht vereinbart, ist seine Sache. — Im übrigen, für den Fall seines — Verrats, haben wir immer noch den Rocketby vorrätig. Das weiß er wohl und wird sich hüten, die — Immunität preiszugeben." Dabei machte er eine abscheuliche Handbewegung und schaute aus seinen harten blauen Augen gutmütig drein.

Walder redete, da diese Sache so gut erledigt war, nur noch von den gräßlichen Stettinern, die immer näher bevorstanden. Er wußte Schauderhaftes von dem freßgierigen Onkel Alex zu berichten, von seiner Frau mit der endlosen klebrigen Herzensgüte und von den simplen Töchtern, Lottchen und Irmgard, den zwei Hausgänschen . . . Guachen antwortete darauf immer nur mit Entwürfen zu neuen Festlichkeiten.

„Ein satanistischer Ball, das wäre so was — Feines."

„Er meint wohl, ein Ball mit — Vorführungen aus seinem Varieté vor dem Tanzen."

„Nein, nein. Doch nicht immer dasselbe! Hier müßte sich der von mir — erfundene Kunsttypus aus dem Milieu eines Balles ergeben."

„Wie denn das?"

„Ich meine, die Tänzerinnen und Tänzer selbst müßten — mitwirken."

„Aha. Kostüme à la Rops, nur Federhüte und Strumpfbänder als Bekleidung. Oder wie bei Beardley, Spitzenvolants, Stoffe wie Libellenflügel . . ."

„Auch nicht. Ich stelle mir es viel — lebhafter und quälerischer vor. Das Entree beispielsweise würde ich so arrangieren: Der Eingang in die — Rotunde, wo der Ball stattfindet, ist drapiert und geschmückt wie gewöhnlich, ebenso der — Empfangsraum. Wenn aber die Gäste aus dem Empfangssalon in den Ballsaal treten wollen und ihre — Einladungskarten vorweisen, schaut sie der — Kassier prüfend an, zögert, scheint erstaunt, lehnt dann — höflich und entschieden ab. Hier könne er sie leider nicht eintreten lassen, das sei nicht der — richtige Ball, zu dem sie die Einladung hätten, sie müßten sich — geirrt haben, und so. Der ganze Strom der — Geladenen staut sich, drängt vor, erkundigt sich, was denn eigentlich los sei, kann es vor — Ungeduld kaum mehr aushalten. Die feschen Klänge der Militärkapelle schallen aus dem Tanzsaal bis hierher, in den Salon heraus. Alle geraten in — Wut über den Kassier. Ein Wortwechsel entsteht. Einige Herren wollen vor den — Damen ihren — Mannesmut betätigen, werden erbost und handgreiflich. Aber zehn, zwanzig feste Diener sind vor der — Tür zum Ballsaal aufgepflanzt, unter-

stützen den Kassier. Schließlich, wenn das Getümmel ganz — verwirrt wird, springen sie vor, dringen in den — Haufen wie Polizisten bei einer Demonstration, greifen sehr roh Beliebige, Herren wie Damen, — und werfen sie hinaus. Das heißt sie werfen sie eigentlich hinein. Denn durch die — unscheinbare Nebentür, die die Diener bei ihrem — Geschäft benützen, gelangt man diesmal in den leuchtenden, lautklingenden Ballsaal. Welch ein — Umschlagen in der Stimmung nun! Stell Er sich das einmal vor, — diesen Übergang von erhebender — innerlich wohltuender Empörung, Entrüstung über eine Brutalität bis zur — beschämenden Einsicht, daß man einen harmlosen — Faschingswitz nicht gleich verstanden hat."

„Das ist allerdings stark," meinte Walder, und er fragte sich, ob Guachen durch derartige Belustigungen unterhalten oder abschrecken wolle. Er sagte: „Was bezweckt Er eigentlich damit? Ich meine, mit diesem ganzen Stil und Satanismus?"

„Es macht mir Freude."

„Unerklärlich. Bei Huysmans ist der Satanismus so einfach, da will man Gold machen und dient deshalb dem Teufel. Aber ganz ohne Nebenabsichten teuflisch sein, was ist das?"

„Darüber habe ich mir noch nie den Kopf zerbrochen." Und Guachen schaute ehrlich, unantastbar drein, in der frohen Unbefangenheit starker Instinkte und selbstverständlich . . .

Wie anders kam der Zwerg am nächsten Tage zu Walder. Er brachte eine unbequeme Nachricht. Seine Augen blitzten wie Messer, die Stimme gurgelte vor Wut: „Heute war ich bei dem — verdammten Direktor. Na was, der kuscht, der ist festgeleimt. Aber da — erzählte er mir was von einem Assistenten, der Ideale hat, ein — Gewissen betreibt. Der wird Anzeige machen, hör ich, das — Rindvieh!..."

Am Abend fehlte Rocketby bei der Sitzung der Differenzierten.

Zum Morgenkaffee des nächsten Tages konnte man lesen, daß in dieser Nacht der Assistent der Irrenanstalt in seiner Wohnung meuchlings angefallen und erstochen worden sei...

Aber es war schon zu spät.

Der Staatsanwalt hatte die Anzeige bereits in der Hand und erwirkte eine Strafuntersuchung gegen den Direktor, der grober Amtsverletzung und Fahrlässigkeit dringend verdächtig erschien...

Für Walder war dies eine Unbehaglichkeit zu den andern. Obwohl er die juristische Bedeutung des Falles nicht verstand, gebot ihm ein natürliches Gerechtigkeitsgefühl, sich nicht für ganz unschuldig zu halten... Nun gut, tröstete er sich manchmal, wenn die Sorgen allzu drückend wurden, ich lebe in einem Milieu gesättigter Kultur. Das ist eben keine Idylle, keine Schäferei.

Nebenher liefen die fortgesetzten Scharmützel mit seinem Vater.

Der alte Nornepygge hatte die ganze Erziehung seines Sohnes, da die Mutter sehr früh gestorben war, von zartester Kindheit an selbst geleitet. Er hatte den Jungen zu seinem Geschmack, zu seinen Ansichten geführt, jedes Detail überlegt und geregelt. Die Lehrer wurden von ihm aufgenommen, geprüft, beaufsichtigt, entlassen, die Lektüre und Beschäftigung nach seiner Bestimmung gewählt ... In seinem ärztlichen Beruf hatte der Alte wenig zu tun und mußte ihn später ganz aufgeben, da man sich vor seinen veralteten Gewaltmitteln, Fontanellen, Blutegeln, Aderlaß fürchtete. Um so mehr warf er sich auf den Erziehungssport. Er behielt den heranwachsenden Knaben am liebsten bei sich und wenn er ihm einmal eine kleine Reise gestattete, so schrieb er ihm die Route, die Mahlzeiten, die Gefühle beim Anblick der oder jener Naturschönheit durch eine bis ins einzelne vorher ausgearbeitete Instruktion vor. Er schickte ihn in Gasthäuser, wo er selbst vor dreißig Jahren übernachtet hatte, machte ihn schalkhaft auf eine schöne Kellnerin aufmerksam, die er damals bewundert hatte. Er war imstande, die Ansichtskarten, die Walder zwei- bis dreimal täglich nach der Instruktion schicken mußte, auswendig zu lernen, mit der Lupe zu untersuchen. Und er verlangte von ihm, wenn er heimgekehrt war, tagelange Berichte, die Tagebücher, Reiseandenken ... Das alles hatte sich geändert, als Walder nach Berlin

gereist war, um dort an der Universität Chemie zu studieren. Er hatte seinen Jugendfreund, Lodolf den Asketen, dort wieder getroffen, war dann, nach Hause in die „Stadt" zurückgekehrt, in lustigere Gesellschaft geraten, unter Couleurstudenten, unter Maler, schließlich an den großen Beherrscher der Börse, Reckleiner. Immer mehr hatte er sich der väterlichen Beeinflussung entzogen . . . durch das Gewicht anderer Beeinflussungen. Der Vater verlor seinen Lebenszweck, er empfand dies als ungerechte Kränkung . . . Bald darauf hatte Walder die umstürzende chemische Entdeckung gemacht, eine Methode, Anilinfarben ganz billig aus Mollusken der Südsee zu bereiten. Die rationelle Ausnützung dieser Idee hatte ihn, da er sich mit dem Geschäftsgenie Reckleiner assoziierte, in wenigen Monaten zum Multimillionär gemacht. Und dadurch wurde seine Stellung dem Vater gegenüber noch viel unabhängiger. Mehr als einmal, wenn der Alte in seiner Geschmacklosigkeit immer noch Befehle und Strafen herabsenden zu dürfen glaubte, schwebte es dem Sohne auf der Zunge: Ja, wer hat denn eigentlich das Geld hereingebracht?

Einmal in diesen Tagen hielt sich der Vater darüber auf, daß Guachen, dieser Filou und Hochstapler, wie er sich ausdrückte, den Schlüssel zum Park habe. Er verstieg sich. „Ich verbiete dir das, verstehst du, ich verbiete dir das ein für allemal."

„Wem gehört denn eigentlich Schloß Norne-pygge?“ erwiderte Walder darauf, kalt und vornehm, ohne Rücksicht auf Pietät, die in den Stil des Klubs auch gar nicht hineingepaßt hätte... Eine Stunde später schritt er neben Guachen die Parkallee hinab, fuchtelte in die Luft: „Wenn ich nur den — unangenehmen Patron schon los wäre! Wenn ich ihn nur schon los wäre!“

Sie gingen bergab, in den Talkessel, in die „Stadt“ hinunter. Seit Walder sein Schloß erbaut hatte, also etwa ein Jahr lang war er nicht in der „Stadt“ gewesen. Aber heute lockte ihn und Guachen die erste Gerichtsverhandlung des aufsehenerregenden Prozesses gegen den Irrenhausdirektor. Sie stellten es sich sehr schön vor, unerkannt und unbeteiligt und doch auf den Ausgang höchst gespannt unter den Zuhörern zu sitzen.

Guachen erzählte: „Ich beschäftige mich jetzt mit den interessantesten — Mitteln, einen loszuwerden; mit der — Giftmischerei. Da bin ich eben auf eine originelle — Sorte von Giftmorden gekommen. Man tötet seinen — Feind nicht durch Vergiften, sondern durch Entgiften. Das ist so: man bringt dem Klienten ein Gift — in immer stärkeren Dosen bei. Sein Organismus gewöhnt sich daran, schmerzlos, ohne — Gefahr. Schließlich ist er total vom Gift depraviert, bedarf — stets neuer und stärkerer — Giftzufuhr. Jetzt hat man den — Klienten in der Hand...“

„Wirklich?“

Sie durchschritten das Parktor, die Villenkolonie. Nun verfolgten sie die lange, von Kastanienbäumen bewachte Landstraße, die von hier aus im Tale bis zur „Stadt“ führte, zwischen einer unermeßlichen Ebene von Feldern.

„Natürlich. Eine toxische Phlogose tritt ein. Jetzt — entzieht man dem Klienten das Gift. Er siecht hin, sein Körper verlangt nach dem — Gift, kein Arzt kann ihm — helfen. Will man seine Qual verlängern, so braucht man ihm nur in kritischen Momenten, ja noch — im Augenblick vor dem — Erlöschen, eine kleine Portion desselben Giftes zu reichen. Sofort erholt er sich. Man — kann ihn wieder emporbringen oder sofort krepieren lassen. Welch raffiniertes Glück, ein Menschenschicksal so — vollkommen und ausschließlich zu beherrschen, sein Opfer in Hoffen und — Verzweifeln zu sehn, in Qualen, die andern rätselhaft bleiben und deren — Schlüssel und Maßbestimmung man — unwiderruflich besitzt.“

„Aber da ist Er ja ein ganz — gefährlicher Mensch, vor dem man sich fürchten muß.“

Der Zwerg lächelte nicht: „Man fürchtet sich auch vor mir.“

„Das Gericht sollte sich mit Ihm — befassen. Wird es überdies heute gefährlich werden?“

„Pah. Ich habe keine — Angst. Ihr Verfahren ist gerade so matt wie — ihre Strafen. Wenn

man mich anklagen und — verurteilen sollte, — was kann mir geschehen? Gefängnis, Tod, Geldverlust. Wie — flau ist das alles. Und die Folter hat man abgeschafft."

„Also nach seiner Ansicht sollte man — sie wieder einführen?"

Der Zwerg reckte sich. „O wenn ich die Macht hätte, ich — wollte andere Strafen einführen. Zum — Beispiel: Krankheit als Strafe. Dem Delinquenten werden Gonokokken eingespritzt. Und er wird — gezwungen zu arbeiten, viel zu laufen, mit — Frauen zu schlafen. Er muß — verzweifeln, da ihm das einzige fehlt, was einen — bei langwierigen deprimierenden Erkrankungen noch tröstet und emporhält: nämlich die Sicherheit, daß von der Umgebung alles — getan wird, um einen zu heilen. Hier aber weiß der Delinquent, daß man — darauf abzielt, sein Leiden zu verschlimmern. Keine — Hoffnung, gesund zu werden, das vertausendfacht seine Pein. Er muß verzweifeln."

Walder dachte: Der leibhaftige Satan! Warum verkehrt er eigentlich mit mir? Findet er an mir etwas halbwegs Ebenbürtiges? . . .

Sie hatten die ersten Häuser erreicht und gingen jetzt durch die Vorstadt, die arme traurige Vorstadt. Rechts und links von der Hauptstraße zweigten unebene lange Gassen ab, tot, ohne Geschäfte, einförmige Häuserflanken, die nicht durch Nebengassen unterbrochen und erlöst wurden. Hier, wenn eine

5*

Reihe stürmender Soldaten einen verfolgte, wäre man rettungslos verloren, ohne Möglichkeit, zur Seite zu springen. Trübe Röhren sind diese Gassen, geschlossen und freudlos, immer schwül und immer von schmutzigen Kindern erfüllt. Hie und da zwischen den niedrigen häßlichen Häusern, an denen sie vorbeischritten, ragte ein fensterloses Riesengebäude auf, streng und herrisch, ein Kornspeicher. Mit seinen fünf Stockwerken drohte es wie eine Faust aus dem Boden, und der Balken der Winde, der ganz oben an einer Luke unter dem Schutzdach in die Straße zeigte, war wie ein befehlender Finger, ein Symbol der großen Marktherren, die das demütige Volk der „Stadt" auspreßten, Zeichen der Macht und Schonungslosigkeit unter den Knechten . . . Bei diesem Anblick fiel Walder die Antwort auf seine innere Frage ein: Das Geld ist es, was mich diesem Dämon nahebringt. Meine Millionen sind das Teufliſche an mir.

Guachen zog ihn weiter, gleichmütig. Sie ließen laute Destillationen hinter sich, die muffigen heißen Luftstöße, die aus Bäckereikellern hervordrangen, ein Sarggeschäft mit schlichten schwarzen Brettern und nur schmalen spärlichen Silberstreifen an den teuersten Särgen, die lange kahle Mauer der Gasanstalt, deren fades Mörtelornament sich zum Überdruß oft wiederholte. In den Möbelhandlungen sah man unmoderne Bettstellen, einfache Tische,

selten ein Kanapee. An jeder Ecke und auch sonst noch oft gab es einen Spezereikramladen, solch einen bunten Parasiten mit klingelnder Tür, ... man denkt an Schuldtafeln, verfälschte Lebensmittel, an Brot, das mit kleinen Steinchen und säuerlich zwischen den Zähnen kracht. Da war ein einsames Juweliergeschäft eingeschoben, mit lauter billigen Sachen, großen Silberketten, an denen galoppierende Pferde baumelten, mit verliebten Anhängseln und vielen, vielen Weckeruhren, ja einer ganzen Armee solcher Aufrüttler, Auf- und Zur-Arbeit-Rufer. Auf dem Hauptplatz klebte das Rathaus fast an der Kirche, so wenig Platz konnte man hier für repräsentativen Luxus erübrigen. Und das nahm sich trostloser aus als alles: drei Bäume in einem engen Beet, vom Trottoir eingeschlossen, deuteten den Park an ... Ein Stück weiter leuchtete über einer Tür die kleine brutale Tafel „Dienstvermittlungsbureau für unqualifizierte Arbeit". Wie das klang! Der bloße Name brachte die grausame Vorstellung einer unglücklichen Welt, einer riesenhaften dunklen Volksmasse, die ängstlich und wehrlos dem Abgrund entgegengleitet ... Walder wurde aufgeregt, zitterte, nur einen Moment lang heiterte ihn eine alte Villa mitten unter diesen knappen dürftigen Zinshäusern auf. Offenbar stammte sie noch aus der Zeit, als die Stadt nicht bis hierher gereicht hatte; nun starrte sie baufällig und zimperlich auf die rauh in Gassen ver-

wandelten Felder. Walder lächelte. Aber gleich darauf, unter dem Eisenbahnviadukt, verfiel er in ein nervöses Weinen. Ein Zug rollte gerade über ihren Köpfen hinweg; der tosende Donner, der Gestank des Rauches, das böse Dunkel unter der Schienenbrücke verwirrten ihn so ...

Dann wurde das Bild reicher und angenehmer. Sie kamen in die „Stadt" mit ihren breiten asphaltierten Straßen, mit den gläsernen Firmatafeln, den grünen Anlagen überall, den eleganten Leuten, mit den prachtvollen Fassaden und lebhaften Giebelreklamen ...

Im Justizpalast angelangt, begann Guachen zu arbeiten. Er schien durchaus nicht nur zum Vergnügen hergekommen zu sein. An viele Leute, die in den Couloirs umherstrichen, hatte er Winke und Flüsterworte zu erteilen. Schließlich entschuldigte er sich und ließ Walder allein, indem er in einer Gruppe von Irrenhauswärtern verschwand, die als Zeugen vorgeladen waren ...

Walder spazierte durch die Gänge. Er las einige hektographierte Kundmachungen, die in schwarzen Kästen hinter Drahtnetzen hingen, und verstand sie nicht.

Plötzlich sprach ihn jemand an.

„Im Saal drin ist es nicht mehr auszuhalten," und eine weiche Hand legte sich auf seine Schulter. Er drehte sich um und vor ihm stand Jans Ehstredt, der schöne Maler mit dem reinen Gesichtchen und

den harmlosen Goldlocken, genannt „Plappermäulchen". Seinem reizenden Damenmündchen entflossen hurtig und süß unangebrachte Satzkaskaden. Neben ihm stand Michael Ehstredt, der Dichter, schwarz und häßlich wie der Schatten seines Bruders. Plappermäulchen redete: „Im Saal drin ist es nicht mehr auszuhalten. Was da in Pessimismus geleistet wird! Lauter Schwarzseher! So weit mußte es kommen, wenn man die Ideale verläßt und als rechter Materialist nur noch eine Macht anerkennt: das Kapital ... Nein, ich kann nicht glauben, daß unsere Zeit wirklich so schlecht ist, wie anläßlich eines solchen, wirklich traurigen Vorkommnisses von allen Seiten geklagt wird. Ich sehe überall neue Blüten, Kräfte, die Schönheit, die Kunst ..."

Wie die Leute ihren Stil beibehalten, dachte Walder. Jans ist rosiger Künstler geblieben, der er auch in Berlin war. Er hat noch dieselben Phrasen ...

Und er wollte mit Gruß vorüber.

Aber Michael, der Schatten, hielt ihn zurück: „Es lebe die freie Kunst!"

„Bitte sehr," erwiderte Walder höflich.

Jans setzte sprudelnd fort: „Hat es der moderne Künstler nicht viel besser als jemals? Früher waren Kirche, Staat, einige Adlige seine Auftraggeber und Beherrscher seines Geschmacks. Er mußte machen, was sie befahlen. Jetzt ist er frei,

unabhängig, sein Publikum ist die vielköpfige Bourgeoisie, die er zu seinen Idealen emporhebt. Jedem einzelnen unter den vielen steht er viel selbständiger gegenüber als früher den wenigen."

Michael warf ein: „Es gibt jetzt kein Monopol der Nachfrage mehr, keinen Reckleiner des Kunstmarktes."

„A propos. Was — macht Reckleiner?" fragte Walder gleichgültig.

„O eine traurige Figur." Michael kicherte.

„Und schlechte Geschäfte." Jans lachte.

„Also doch noch Geschäfte?"

Michael erklärte: „Ja, aber seit Sie nicht mehr mit ihm zusammen arbeiten, Herr Nornepygge, hat er kein Betriebskapital mehr. Offen gesagt, es hat mich sehr gefreut, daß Sie nicht mehr mit ihm verkehren. Ist das eine Gesellschaft für Sie, solch ein krasser Materialist? Nein, Sie haben mit Künstlern verkehrt, mit Geistesheroen . . ."

„Es lebe die freie Kunst!" schrie Jans.

„Und womit befaßt — sich Reckleiner jetzt?"

„Er ist ein kaufmännisches Genie im Exil. Und da er ohne Geschäft nicht leben kann, hat er seinen Haushalt kaufmännisch eingerichtet, führt eigene Bücher über jede Kleinigkeit, läßt sich sie für seine Zwecke rastrieren. Er schwärmt für den Clearingverkehr nach englischem Muster, wünscht bei jedem Schneider und Schuster ein Scheckbuch. Bargeld findet er nicht stilgerecht. Sogar mit seinem

Dienstmädchen wickelt er Geschäfte ab. Er belastet sie, wenn sie beim Aufräumen etwas zerbricht, und erkennt sie, wenn sie etwas früher aufsteht als gewöhnlich. Ohne Giro und Abrechnungen kann er nicht leben. Hie und da spekuliert er noch als Outsider in Zucker, mit gespartem Geld. Und obgleich er nichts zu handeln hat, sitzt er jeden Nachmittag im Börsencafé."

„Also ganz — lächerlich?"

„Das nicht. Er hat seine alte Eigenschaft beibehalten und verschärft, jeden für sein Betriebskapital zu halten, der ihm in den Weg läuft. Und er versteht es, sehr hohe Zinsen von jedem einzelnen zu erzielen."

„O Sie haben ihn — studiert!"

„Ja er beschäftigt mich intensiv. Er ist mein Modell für einen auf zehn Abende berechneten Einakterzyklus „Das moderne Leben". Ein gewaltiger Stoff, nicht wahr?"

„Also ist er vielmehr — Ihr Betriebskapital und nicht Sie seines."

„O weh! Das dachte ich anfangs auch. Aber da bin ich hineingefallen. Seine wunderschöne Frau Lelia nimmt mir nämlich alles ab, was ich habe und für lange Zeit hinaus verdienen kann... Ich stecke tief in Schulden bei ihr, Wechselschulden sogar, Wert in Rechnung. Pfui Teufel!"

„Bei seiner — Frau."

„Na, die gehört eben auch zu seinem Betriebskapital, Sie verstehn doch."

„Es lebe die freie Kunst!“ rief Jans.

„Ja wenn ich die nicht hätte!“ stammelte Michael mit betrübtem Gesicht. „Sie wird uns aus dem Rachen des Materialismus, des modernen Moloch, reißen. Jedenfalls sage ich Ihnen das eine, Herr Nornepygge: Hüten Sie sich vor Reckleiner!“

„Mit dem werde ich wohl — im Leben nicht mehr zusammentreffen.“

„Wissen Sie das gewiß? ... Er ist hier und lauert auf Sie.“

„Lauert auf mich?“ Walder war aufs höchste überrascht. „Ja wie — konnte er denn wissen, daß ich zufällig hierherkomme?“

Nun war die Reihe, überrascht zu sein, an den Brüdern. „Zufällig? Die ganze Stadt weiß doch, daß Sie irgendwie in diesen argen Prozeß mitverwickelt sind. Sie und der Bucklige, mit dem Sie herkamen. Ich glaube, Guachen heißt er.“ Walder erbleichte.

In diesem Augenblick hielt ihm Jans Ehstredt etwas unter die Nase. Sie waren an einer lichteren Stelle des Couloirs angelangt. Der Maler hatte das Fenster schon von fern bemerkt und sein Skizzenbuch parat gemacht, während die beiden andern sprachen.

Walder schlug es zur Seite und rannte davon. Eine gräßliche Angst stieg in ihm auf. Also ein Prozeß drohte ihm, nichts als Unangenehmes stand bevor. Man lauerte ihm auf ... Wie

amüſant überdies, daß die Künſtler Reckleiner denunziert hatten. Waren ſie ſelbſt nicht auch auf der Lauer geſtanden, geradeſo wie er? Welche Widerſprüche! Und ihr dummes Gerede von Freiheit! ... Er fühlte ſich all dieſem Treiben durch den Stil der Differenzierten hoch entrückt ... Aber der Prozeß, der Prozeß! ... Matt vor Erregung ließ er ſich von einem Mietsautomobil nach Hauſe raſen.

Am nächſten Tag ſaß Guachen nicht mehr unter den Zuſchauern, ſondern auf der Anklagebank. Der Verlauf der erſten Verhandlung hatte ihn trotz ſeiner eifrigen Bemühungen bloßgeſtellt.

Walder Nornepygge, oben auf der Galerie, war höchſt aufgeregt. Zum erſtenmal in ſeinem Leben machte er ſo etwas mit. Und zudem war es ja der Stil der Differenzierten, der heute, da man den Führer angriff, die Feuertaufe erhielt. Mit Spannung lauſchte Walder auf Guachens Benehmen, auf ſeine Antworten. Sie waren natürlich unmenſchlich geſchickt, man konnte ihm nicht beikommen ... Inzwiſchen drängelte ſich ein alter Herr unmerklich durch das Publikum an Walder heran.

Als dieſer nach Schluß der Sitzung ins Freie trat, auf den großen Platz, den die Dämmerung ſchon violett färbte, ſprach er ihn an. Es war Reckleiner: „Servus, Walder.“

Alles an dieſem Menſchen war eifrig, in ge-

schäftiger Unruhe. Ein Zwicker tanzte auf seiner scharfen Nasenwurzel, zahllose kleine dünne Fältchen wechselten von hier aus über die Stirn und die blassen Wangen hinab, die grauweißen Haare auf dem Kopfe standen in fetten Ringeln, zwischen denen man die Schädelhaut sehen konnte, . . . ein Spiel des Windes jetzt, als er den Hut abnahm. Walder dankte, reichte sogar dem Angreifer die Hand und ließ ihn neben sich hergehn. Es war ihm nicht unsympathisch, nun ebenso wie sein Meister in einen Kampf zu geraten, den gemeinsamen Stil der Loge zu verfechten. Kühn wagte er sich in das Abenteuer.

Reckleiner sprach vom Wetter, vom großstädtischen Verkehr der Straße. Sein Mund mit heftig zitternden Winkeln öffnete sich nur widerwillig. Man merkte es seinem stets sorgenvollen und nachdenklichen Gesicht an, daß er immer ans Geschäft dachte und nur eben aus Geschäftsklugheit sich zwang, manchmal auch von etwas anderem zu sprechen . . . Dieser Mann hatte früher auf der Börse viel von sich reden gemacht. Durch gelungene Spekulationen hatte er sich eine führende, bald eine beherrschende Stellung erobert. Da brach in einer Stunde seine ganze Macht zusammen . . . Es war an der Hamburger Börse. Reckleiner hatte damals allen Kaffee zusammengekauft, außerdem waren die namhaftesten Firmen kontraktlich verpflichtet, ihm zu liefern. Kein Kaffee auf dem

Markte! Die Firmen ſtanden vor der Notwendigkeit, die Schlüſſe von Reckleiner zurückzukaufen, zu Preiſen, die er nach Belieben diktieren konnte. Seine Hauſſe-Poſition ſchien unerſchütterlich. Wie ein König betrat er damals die Börſe ... Da, in der höchſten Spannung, fällt es einem der Gegenkontrahenten ein, billigeren Kaffee zu offerieren. „Ich gebe mit 38.“ Es iſt wahnwitzig, Reckleiner nimmt natürlich, um die Notierung zu halten. Aber dieſer eine wie von Angſt ausgepreßte Ruf hat gezündet. Da iſt Rettung in höchſter Not! Wie auf ein Signal beginnt man von allen Seiten den Kaffee herunterzuſchrein. „Ich geb mit 36, mit 30, mit 25, mit 20, mit 10.“ Der Kurs ſinkt ins Bodenloſe. Reckleiner kann ſein Deckungsdepot nicht mehr ergänzen, muß abverkaufen, die Schlüſſe zurückgehen laſſen. Er iſt ruiniert ... Seit damals war es mit Reckleiner bergab gegangen, ſeinem kaufmänniſchen Genie fehlte die Betätigung. In dieſer Situation hatte ihn vor Jahren Walder angetroffen, gerade damals, als er an ſeiner chemiſchen Erfindung arbeitete, hatte ihn als Geſchäftsführer angeſtellt und ſeine Millionen durch ihn verdient. Nach einiger Zeit aber war es ihm eingefallen, daß er ſchon genug habe, er hatte ſein Patent verkauft, Reckleiner entlaſſen und ihn nun ſchon ein Jahr lang nicht mehr geſehn.

Nun gingen ſie wieder nebeneinander.

Nach einigen Umſchweifen, die ihm offenſichtlich

viel Mühe machten, war Reckleiner schon beim Geschäft, in seinem Elemente: „Seit langer Zeit schon wollte ich dich sprechen. Eine Idee plagt mich: Wie ist es eigentlich mit diesen brillanten Farben, die wir aus den Mollusken gemahlen haben? Kann man die nur nach der einen Methode erzeugen?“

„O ganz — im Gegenteil.“

„Wirklich? Wirklich? Es gibt also noch andere Herstellungsarten als die, die du patentiert und später der American Company verkauft hast?“

„Gewiß. Ich habe nur — willkürlich eine herausgegriffen, die nicht einmal die billigste ist. Die Hauptsache ist und bleibt der Einfall, gerade diese spezielle Art von — Südseemollusken zu züchten — und zu verwenden.“

„Na und die Südseemollusken hat doch die Company nicht patentiert.“

„Allerdings nicht. Das wäre auch gar — nicht möglich.“

„Also kein Mensch auf der Welt außer dir und der Company kennt diese Mollusken. Da müßte sich aber ein fabelhaftes Geschäft machen lassen, schätz ich. Man könnte dieselben Farben nach einer andern Methode erzeugen. Herrgott! Und sind es wirklich genau dieselben?“

„— Genau.“

„Chlorsicher und von Sauerstoff unangreifbar.“

„Ganz wie — die Reklameplakate es ausschrein.“

„Da wären wir aber Narren, Narren mit noch, wenn wir das nicht ausnützten. Hoho, wir werden ihr eine tüchtige Konkurrenz bieten, schätz ich, dieser American Company. Was nützt ihr das Patent? Wir umgehn es. Wir machen dasselbe wie sie, nur mit andern Methoden ..."

„Aber ist das nicht — Schwindel?"

„Wer schwindelt? Die Company schwindelt. Sie verkauft die Farben zum zehnfachen Herstellungspreis. Es ist exorbitant!" Plötzlich wechselte Reckleiner den Ton. „Es war überhaupt nicht schön von dir, ihr das Patent zu verkaufen. So hinter meinem Rücken. Ich hätte es dir gern abgenommen. Und ich bin dir doch näher, bin dein Freund."

Walder unterdrückte ein Lächeln.

„Und dann, warst du mir nicht eigentlich Dank schuldig? Wir haben miteinander zu gleichen Teilen gearbeitet, du das Chemische, ich das Kaufmännische. Aber du bist Millionär geworden, Schloßbesitzer, alles Mögliche. Ich habe nur meinen Gehalt bezogen. Er war ja allerdings fürstlich. Aber was ist mir davon geblieben?"

„Du vergißt die — Pension."

„Ja von der leb ich. Aber ich brauche Kapitalien, riesiges Material, welterschütternde Vermögensakkumulationen. Und die hast du in der Hand und machst dir nichts draus. Und ich gehe im Mittelstand unter."

„Das ist der Lauf — der Welt," sagte Walder unerschütterlich, herzlos.

„Wieso? Du könntest mir helfen. Wir würden von neuem anfangen. Wenn du nur einsiehst, daß du damals unrecht getan hast, als du mir die Company vorzogst ... Überdies, ich wäre auch der bessere Geschäftsmann. Ich könnte mindestens das Doppelte herausschlagen."

Walder dachte an Reckleiners vorige Worte: Wer schwindelt? Die Company schwindelt. Sie verkauft zum zehnfachen Herstellungspreis ...

Reckleiner fuhr fort, ganz aufgeregt: „Ich appelliere an dein besseres Ich."

Was wird er noch bringen, sagte sich Walder; Freundschaft, Dankbarkeit, Profit hat er schon ins Treffen geführt. Ich bin neugierig, welches ideale Gefühl ihm jetzt zur Verfügung steht.

„Ich appelliere an deinen Patriotismus. Schon aus Patriotismus mußt du mir das Geschäft übergeben, nicht den fremden Eindringlingen. Die heimische Industrie zu fördern, ist heilige Pflicht jedes Staatsbürgers."

„Aha."

„Also abgemacht. Du teilst mir deine zweite Methode mit, ich lasse das die Company so unter der Hand wissen. Damit sie aber daran glaubt, daß es Ernst wird, beginne ich gleich den Bau einiger Fabriken, wozu du mir das Kapital vorstreckst. Denn so wie ich jetzt dastehe, habe ich

gar keinen Kredit. Die Yankees werden ſich zu einer Abfindung verſtehn, ich ſtelle die Konkurrenz ein. Nach ein paar Wochen aber fange ich ſie durch irgendeinen Vormann neuerdings an. Und ſo weiter, von Zeit zu Zeit, bis es der Company zu dumm wird. Dann verkaufen ſie mir das Patent um einen Pappenſtiel, ſchätz ich. Und ich bin da, wo ich wollte." Er glühte vor Freude.

Walder erwiderte ſanft: „Aber vergiß nicht, daß es mein — Prinzip iſt, mich in — kein Geſchäft mehr einzulaſſen. Ich habe — genug."

Reckleiners Kapitalſeele konnte das nicht faſſen: „Genug? Kann man jemals genug haben?! Der Menſch iſt zum Arbeiten da."

„Wenn er — nichts Beſſeres zu tun hat."

Der andere wuchs empor, zeigte ſich ganz durchdrungen und gefeſtigt in ſeinen Ideen, donnerte: „Zum Arbeiten, nur zum Arbeiten!"

Walder drauf, ganz kalt: „Vor einem Jahr war das auch meine — Anſicht. Jetzt denke ich anders: Nichts, was — ſelbſtverſtändlich iſt, ſoll getan werden."

„Nichts, was ſelbſtverſtändlich ... Das verſtehe ich nicht."

„Natürlich, bleib du nur bei deiner Moral der Fibeln — und Wand-Abreißkalender!"

Reckleiner ſah beängſtigend dumm drein. Nach einer langen Pauſe, wie geiſtesabweſend, flüſterte er: „Und willſt du nicht heute bei mir zu Abend

essen?...." Man merkte, daß dieser Gedanke schon lange Zeit im Hintergrund gewartet hatte und jetzt in diesem Moment ganz unwillkürlich hervorkam...

„Warum nicht. Das ist nicht — unoriginell, nachdem ich dir vorher — erklärt habe, daß ich mich auf neue — Transaktionen absolut nicht einlasse, Liebster." Walder stand vornehm und unnahbar auf dem Gipfelpunkt diabolischer Uberlegenheit.

Im Salon empfing sie Lelia, Reckleiners schöne Gemahlin. Sie war dick, verführerisch, mit kastanienbraunen üppigen Haarwellen, die ihre Frisur zu sprengen schienen, und verstand, die Pantomimik der Hüften unter ihrem schlicht-herabfließenden Negligé à la religieuse gut zur Geltung zu bringen.

Reckleiner sagte: „Gestatte, daß ich dir meinen Freund Walder Nornepygge vorstelle, von dem ich dir so oft erzählt habe."

„Ich habe schon viel Schönes von Ihnen gehört," und sie lächelte.

Während sich beide verbeugten, fügte Reckleiner ihre Hände zusammen.

Bei Tisch war Walder voll Sicherheit, anmutig, unterhaltend. Er besprach interessante Tagesfragen, erzählte Witze. Die gnädige Frau hörte ihm aufmerksam zu, lachte und zeigte zuckerweiße Zähne. Wenn sie aufstand, um ihm etwas zu reichen, streifte sie manchmal mit ihrem bebänderten Halbschuh seinen Fuß. Einmal ließ sie wie aus Zerstreutheit ihre Hand auf seinem Knie liegen...

Reckleiner, der unter dem Licht der Lampe noch sorgenvoller und zerfurchter aussah, bemerkte nichts, schien nur mit sich selbst beschäftigt. Wie mitten aus seinen Gedanken heraus warf er plötzlich hin: „Und ich möchte doch nur wissen, warum du das Patent gerade mir nicht verkauft hast."

„Das wäre doch zu — banal gewesen, Liebster. Du warst mir damals der — Nächste, und nichts schien selbstverständlicher, als daß ich dir, meinem Generalbevollmächtigten, — das Geschäft überlasse. Deshalb, verstehst du, — habe ich es eben vermieden." Walder erklärte das mit dem reizenden naiven Gesichtchen eines Kindes, lehnte sich gutmütig zurück. Aus Versehn lag gerade Lelias heißer Arm auf der Lehne seines Fauteuils.

„Ah," schrie sie mit einer leisen Stimme, die von gedämpfter Sinnlichkeit krank schien.

„Entschuldigen Sie," flüsterte Walder und beugte sich vor ... Da stieß er gegen ihr Knie.

Sie umgab ihn von allen Seiten mit ihren Düften, halb entgegenkommend, unsicher. Die vielen weißen glatten Schönheiten so nah machten ihn zittern. Der Wein stieg ihm zu Kopf.

Sie fragte: „Gehn Sie oft ins Theater in der ‚Stadt'?"

Er wollte sagen, daß er ein eigenes Theater unter Guachens Leitung habe, in seinem Villenviertel. Aber er versprach sich und brachte es nicht heraus.

„Wir machen noch einen Spaziergang," schlug Reckleiner vor.

Walder war ihm dankbar.

Lelia bedauerte, nicht mitkommen zu können, bat mit bedeutungsvollen Blicken bei Worten, die nichts bedeuteten, streckte ihre Hände aus und bewegte die Hüften. Walder beschäftigte sich eifrig mit seinem Winterrock, mit seinem Hute, von dem er einige Staubkörnchen abblies ...

Er mußte versprechen, bald wiederzukommen. Und er könne bei ihnen übernachten, wenn es heute zu spät würde. Adieu, es habe sie außerordentlich gefreut ...

Endlich war er mit Reckleiner im Freien.

Die Nacht lag in den Straßen, die meisten Läden waren geschlossen, der tagsüber aufgewirbelte Staub senkte sich nun wie ein violettes Pulver, wie ein Schneefall im stechenden Licht der Bogenlampen. Eine angeregte Menge zog die Trottoirs auf und nieder, zu Lärm und Vergnügungen bereit, ruhelos. Elegante Herren scharten sich um auffallende Mädchen, zerlumpte Trunkenbolde stießen sich an Gruppen hochmütiger Kommis, Studenten nahmen zweifelhafte Lokale in Besitz ...

„Gehn wir in eine Weinstube. Nicht, Walder?"

„Ja, gewiß," fuhr dieser auf und wich einem Gummiradler aus, der knapp an ihm vorbeirollte.

„Weißt du, wer drin gesessen ist?"

„Na?“

„Polledi, der Spaßmacher. Das muß doch Reminiszenzen in dir erwecken.“

„Ich erinnere — mich nicht . . .“

„Aber Polledi, Polledi, der Leumunde fabriziert! Wir haben ihn doch in unserer geschäftlichen Praxis so oft in Anspruch genommen . . . Den blonden Herrn neben ihm dürftest du allerdings nicht kennen. Das war Graf Viktorin.“

„Einer von dem alten und befestigten Grundbesitz — nicht?“

„Ja. Der Titel stimmt. Aber wie lange wird der Grundbesitz noch befestigt sein! Die Hofkamarilla kämpft jetzt gegen den alten Adel, sie scheut vor keinem Mittel zurück.“

„Von — Politik verstehe ich gar nichts.“

„Nun, ich sage dir nur so viel: Wir leben in einer gefährlichen Zeit. Das Volk murrt, die Sozialisten organisieren den Widerstand gegen die Kornwucherer, der Adel ist mit dem Kaiser unzufrieden.“

„Ich habe gehört, man — erwartet eine Revolution.“

„Man erwartet sie mit Recht. Es ist nur eine Frage der Zeit . . . Wenn man also vorher noch ein Geschäft machen will, muß man sich beeilen!“

Er kommt immer auf dasselbe heraus, dachte Walder vergnügt . . .

Im Separée der Weinstube nahmen sie auf bequemem Samt Platz.

Das bedienende Mädchen, sehr eng und fesch gekleidet, nur mit ein wenig beschmutzten Spitzenvolants vorn an der weißen Bluse, trat mit einem „Servus Gustl" ein. Reckleiner schien hier zu Hause ... Walder musterte die Champagnerplakate an der Wand, das riesige Orchestrion, das mit zwei grellen Wachsfiguren, Zigeunerin und Torero, geschmückt war. Eine Ansicht des Golfes von Neapel in Hellrosa und ganz zartem Blau bedeckte die Vorderwand. Ganz oben stieß ein vergoldeter Engel aus rosageschminkten fetten Bäckchen in eine emporgehobene Posaune.

Reckleiner gab Aufklärungen, während die Kellnerin die bestellten Liköre und zwei Flaschen Böslauer holte: „Sie ist eine Sängerin, die die Stimme verloren hat. Jetzt nimmt sie Weinbestellungen wie eine Liebeserklärung entgegen und realisiert die verschiedensten Szenen, über die sonst der Vorhang fiel. Gabi Radinger heißt sie."

„Eine alte Freundin — von dir?" bemerkte Walder, um etwas zu reden.

„Sie kostet mich keinen Heller. Ich kann sie haben, wann ich will; muß aber nicht. Ein Prämiengeschäft ohne Obligo. Und die Ekarte zahlen immer andere."

Also heute ich, ergänzte Walder in Gedanken.

Neugierig betrachtete er die Kellnerin, die eben

wieder eintrat. Sie war hübsch, aber Walder, der noch nie mit einer Frau zu tun gehabt hatte und Erotik für einen nebensächlichen Unsinn hielt, blieb kalt und zurückhaltend. Er bot ihr Zigaretten an.

Reckleiner stellte ihn vor.

„So, Walder Nornepygge heißen's," rief die Diva, „dös g'freit mi aber aufrichtig. Schauns, i heiß grad Wally Radinger. Da ham' mir ja dasselbige Monogramm. Ihre Zigarrentasche da könnt i scho brauchen."

„Er schenkt dir sie ja gern, Mausi, ohne Report," und Reckleiner überreichte ihr liebenswürdig Walders silberne Tasche. Sie bedankte sich bei Reckleiner und setzte sich ihm mit der ganzen Wucht ihrer Schenkel auf den Schoß.

Das sollte mich eigentlich ärgern, überlegte Walder, und eifersüchtig auf den Alten sollte ich werden, weil sie von mir gar keine Notiz nimmt. Aber ich bin immer noch ganz ruhig, differenziert, voll Kultur. Weiber interessieren mich gar nicht, wie merkwürdig! Meine einzige Sehnsucht gilt der Freiheit ...

„Lassens die Musik was spielen," befahl die Sängerin aus dichter Umarmung heraus.

Walder warf ein Geldstück in das Orchestrion. Es fiel klirrend. Mit Sausen und Knarren setzte sich jetzt der Automat in Bewegung, der ganze Kasten erzitterte, toste eine Weile tonlos. Endlich

flötete und klingelte die Musik los, mit Triangeln, Cinellen, Trommelwirbeln, ein Walzer aus der „Lustigen Witwe". Die Zigeunerin schwang dazu ihr Tambourin, der Torero machte Tanzschritte, der Golf von Neapel strahlte transparent. Nur der Posaunenengel blieb starr und leblos, geschminktes Holz ...

„Geh, sing uns jetzt eine Arie," schmeichelte Reckleiner, als der Lärm vorbei war. Die Diva lehnte sich dankbar an seinen Hals zurück und versuchte mit hohen Nasallauten, erlöschenden mühsamen Koloraturen etwas von Verdi. Ihre Stimme klang heiser, verräuchert, wie erstickend unter Zigarettendampf und Wein. Nur hie und da drängte sich eng ein überlauter Ton erstaunlich durch. Zum Schluß küßte sie Reckleiner auf die Wange, küßte ihn mehrmals mit einem verlockenden leisen kurzen Ton. Er umfing sie an der Hüfte: „Du bist mein Mausi, mein Mausi mit noch," und während er auf sie einsprach, ließ er seine Finger allmählich aufwärts rutschen, über die Spitzenvolants der weißen Bluse aufwärts, bis er den Ballen ihrer Brust in die Hand bekam. Nun folgten neue Küsse, Anpressungen mit geschlossenen Augen.

Wozu das alles? sagte sich Walder und fühlte sich überflüssig. Ihm kam die Idee, ob Reckleiner mit dieser Szene einen Plan verfolge ...

Den beiden stieg in enger Umschlingung das Blut ins Gesicht ...

„Ich zahle," rief Walder endlich.

Die Kellnerin weckte ihr Fleisch wie aus einem heißen Traum und nahm mit zuckenden, halbgeschlossenen Augenlidern das Geld. Reckleiner warf seine Hand müde über den Tisch: „Adieu, ich bleibe über Nacht hier. Du schläfst bei uns, Walder. Ich habe es dem Kutscher schon gesagt."

Richtig. Ein Wagen, der vor der Türe wartete, brachte ihn, ohne daß er eine Adresse angab, vor Reckleiners Wohnung.

Ein verschmitzt lächelndes Dienstmädchen führte ihn in das Fremdenzimmer. Es schlug ein Uhr. Prickelnder heißer Duft stieg ihm in die Nase. Ohne Licht zu machen, zog er den Winterrock, die Stiefel aus ... Da hörte er leise Atemzüge, regelmäßig, weich. Er ging ihnen nach ... zum Bett ... strich ein Zündhölzchen an ... Im Bette lag die schöne Lelia, das dicke Gesichtchen zur Seite süß in den vollen elastischen Arm gedrückt, der in sanfter Biegung auf dem großen Polster ruhte. Die kastanienbraunen Haarwellen gossen sich freier um die im Schlafe rosigen Wangen, die weißen Brüste, vom plissierten Schleierhemd nur wenig bedeckt, erhoben sich rund und langsam ...

Das Licht auspusten, Stiefel und Winterrock an, zur Türe hinaus ... das war für Walder Werk eines Augenblicks ... Jetzt verstand er alles. O dieser spitzfindige Reckleiner. Er hatte ihn in die Weinstube geführt, um ihn dort eine lächer-

liche Rolle spielen zu lassen, seine Begierden anzustacheln, ihn geil zu machen, neidisch auf fremdes Liebesglück. Dem so Präparierten stellte er nun die Annehmlichkeiten seiner Gemahlin zur Verfügung. Ein schlauer Einfall! Walder sollte gefesselt, für die Konkurrenz gegen die Company dauernd interessiert werden ...

Aber ich habe mich nicht fangen lassen, rief er fröhlich auf dem Heimwege durch die kräftige kalte Nacht. Der Stil des Differenzierten-Klubs hatte gesiegt! Nach wie vor bin ich ganz unselbstverständlich, ganz ohne Gefühl geblieben. Und nicht nur heute abend. Diese ganze Woche war eine Zeit des Triumphs für mich; gegen den Vater, gegen die zwei Künstlerbrüder, heute gegen Reckleiner und Lelia. Jetzt stehe ich auf der Höhe, jetzt fürchte ich nichts mehr auf der Welt ...

Als er am nächsten Mittag ans Fenster trat, ging gerade sein Vater mit mehreren unbekannten Leuten unten über den freien Platz vor dem Schloß. „Die Stettiner!" fuhr es ihm durch den Kopf.

Ein älterer Herr schritt mit seinem Vater voraus. Ein jüngerer, riesengroß und schön, folgte mit zwei Mädchen.

Walder rief Guachen, der gerade zu Besuch bei ihm war, ans Fenster.

„Was will Er?"

„Schau Er nur ſchnell, da die jüngere, die iſt aber unſchuldig!“

„Tüchtige Flöhe ins Bett! Das — ſind ſie alle — beide,“ brummte Guachen.

Drittes Kapitel

Die iſt aber unſchuldig

Guachen war zu Walder gekommen, um ſich die Kaution auszuleihen, die das Gericht für ſeine Belaſſung auf freiem Fuß forderte.

„Die Kaution ſtelle — ich ſelbſtverſtändlich,“ ſagte Walder, indem er ſich vom Fenſter abwandte. „Aber ſag Er mir nebenbei, wie — ſteht denn eigentlich der — Prozeß?“

„Glänzend. Er kann — gar nicht beſſer ſtehn. Hat Er ſchon die — heutige Nummer des ‚Fortſchritt‘ geſehn?“

Er zog ein Zeitungsblatt aus der Taſche und wies auf einen Artikel: Die ſenſationelle Ermordung eines Wahnſinnigen und des Aſſiſtenten der Irrenanſtalt.

Walder las unruhig, ſprungweiſe einige Zeilen: „Das klingt ja ſehr — arg. Der Verfaſſer dieſes — Artikels greift Ihn mit den ſchärfſten Waffen an.“

„Nur weiter!“

„Und hier — erweitert er seine Verdächtigungen zu einer fulminanten Anklage gegen das ganze jetzige Regime, gegen das Verwaltungssystem in der ‚Stadt‘. Überdies — ist die Sache glänzend geschrieben.“

„Ich danke — für das Kompliment. Der Artikel ist nämlich von mir.“

„Von Ihm?“

„Jawohl, und in den ‚Fortschritt‘ — lanciert. Das Manöver ist sehr einfach. Jetzt ist meine Sache mit der Sache — der Regierung verknüpft. Es geschieht immer — das Gegenteil von dem, was die sozialistische Partei wünscht, und wenn es — noch so viel Berechtigung hat.“

Walder lachte. Er sprach noch einiges mit Guachen, sehr teilnehmend an dessen Lage, sehr bekümmert. Als sich der Kleine verabschiedete, um seinen täglichen Spaziergang ins Gericht, wie er es nannte, anzutreten, fragte ihn Walder, nicht ganz ernstlich, um Rat, wie er sich der Clanschaft aus Stettin gegenüber benehmen solle ... Guachen verschwand mit einem überraschten Gesicht und hilflosem Stirnrunzeln. Wie konnte man von ihm verlangen, daß er sich um anderer Angelegenheiten bekümmere ...

Nun, Walder selbst hatte diese Angelegenheit genügend überlegt. Und er wußte auch schon das Mittel, das ihn allen ärgerlichen Berührungen und

Gesprächen mit den Fremden entziehen würde: Sein Buch, seine Arbeit in der Bibliothek.

Seit längerer Zeit hatte er sie vernachlässigt, diese geheimnisvollen und tiefen Gedankengänge; sein emsiges Nachsinnen über das zentrale Problem „Freiheit" war etwas verblaßt und bescheiden in den Hintergrund gerückt. Wohlan! Es sollte wieder Farbe bekommen, es sollte die Schanze gegen aufgedrungene Kameradschaft werden!

Mit kleinen Bewegungen schritt er zum Speisezimmer hinunter.

Eine seltsame Stimmung: noch ging er durch seine sichern Zimmer, an Wänden und Fenstern vorbei, die bis jetzt kein unwillkommener Blick verunreinigt hatte, in die ungewellte Luft kühler Korridore trug er leicht und sorglos sein symmetrisch-ausdrucksloses Gesicht. Und unaufhaltsam näherte er sich doch der Gefahr, der Bedrohung seines so sorgfältig gehüteten Klubstils. Die Rotundengalerie war noch still, die Säle des Schloßflügels, die der Vater bewohnte, von der gewöhnlichsten Sonne erhellt ... Aber dort hinten, aus der geöffneten Türe des Speisesalons, drang Zigarrenrauch und reicher Lärm. Walder näherte sich ihr, die Palmenhaine und Möbel rechts und links an seinem Wege zogen vorüber, er konnte schon von hier aus durch die sich kreuzende Flucht der Zimmer jenen Schnörkel im Teppich erkennen, auf dem er stehn und von allen bemerkt werden würde ...

Das erste Auftreten ist entscheidend, sagte er sich, also seien wir recht abweisend, fast grob!.

Aber eine kräftige Hand legte sich, als er eintrat, von oben her auf seine Schulter. „Ich heiße Oironet, Irmgards Mann. Und Sie sind gewiß Walder. Hurra! Nur kein Zeremoniell!“ Der große schöne Mann, der ihn so stürmisch begrüßt hatte, führte ihn schnell an die Tafel.

Eine lebhafte Bewegung entstand, es gab Ausrufe, Geräusche der Sessel und Eßgeräte, Gelächter. Die beiden Damen erhoben sich, die blonde Irmgard und die hellbraune Lotte, klatschten in die Hände wie erfreute Kinder, streckten ihm die Arme entgegen. Alles übertönte die breite gemütliche Stimme des Onkel Alex: „Siehst de woll, da kimmt er, lange Schritte nimmt er“, während Vater Nornepygge beständig ans Glas klopfte und eine ausführliche Rede über das hier zugrundeliegende Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältnis begann.

„Jetzt wissen Sie alles,“ ergänzte Oironet, der den verdutzten Walder untergefaßt hielt, „und nun zu Tische, wenns beliebt.“

„Essen ist dat Schönste, wo man hat,“ brüllte Onkel Alex. „Rin ins Verjnüjen.“

Man setzte sich lustig nieder.

Erst nach geraumer Weile überblickte Walder die Lage. Also dieser dicke Fleischklumpen auf dünnen Beinen, in brotbraunes Tuch gehüllt, Kniebohrer

an den Hosen, eine Reisemütze über dem Glatzschädel ... das war Onkel Alex. Neben ihm erschien des alten Nornepygge Unkultur noch sehr gemäßigt. Der schöne Riese Oironet und die blonde stille Irmgard waren junge Eheleute; er führte die Unterhaltung mit freiem chevalerésken Anstand, gestikulierte harmonisch und kräftig, seine Frau sah ihm andächtig zu. Und die jüngere Schwester, Lotte gerufen ... ja die war es eben, deren Anblick den jungen Nornepygge gleich beim Eintreten ein wenig aus der Fassung gebracht hatte. Ihre schlichte Erscheinung von zarter Energie, ihre braunen sanften Augen riefen in ihm die vage Erinnerung an eine gewisse Melodie wach, an einen Zug von Tönen, der übersichtlich und gerade aus dem offenen Fenster einer lichten Bauernstube zu dringen schien. Walder dachte nach, er tastete nach dieser Melodie hin, suchte und suchte ... und vergaß dabei ganz die Haltung, die er sich vorher stilgemäß zurechtgelegt hatte. Er sollte nämlich seiner Absicht nach Scham darüber empfinden, der Mittelpunkt einer so tiefstehenden Gesellschaft zu sein ...

Man speiste viel und lange, man trank, man erhitzte sich. Es war kein wohldosiertes Menü wie im Klub, sondern lange Walzen von Braten, braunes Geflügel, Torten im Überfluß häuften sich; und all das erweckte, solange es im ganzen prangte, eine appetitliche Stimmung, die über das Bedürf-

nis zu essen anregte und in ekelhafte Ermüdung auslief, während die schönen Schaustücke der Tafel in Trümmerhaufen zerfielen.

„Herrgott von Spandau! Ihr habt das aber mit 'nem Avec herjerichtet," rief Onkel Alex, während er kaute.

„Es kommt noch ein grillierter Poulard. Laß dir Platz!"

„Nich in die Tüte."

„Aber du wirst mir doch das nicht antun . . ."

Vater Nornepygge nötigte Onkel Alex im alten Stil zum Essen.

Walder unterstützte: „Der Mensch ist zum Arbeiten da."

Aber der Onkel zog mit einem Ruck aus dem Halskragen die Serviette, die bisher vor seiner Brust gestrahlt hatte, und legte sie auf den Tisch. „Wir hamm' keene Arbeet, wir hamm' keene Arbeet. Wir wollen auch jar keene Arbeet hamm', nich in die Hand!" sang er vergnügt und mit heiserer Stimme. „Das ist das Lied der Arbeitslosen," erklärte er dann lachend.

„Gibt es viele Arbeitslose in der Stadt?" wandte sich Oironet an Walder, ernsthaft.

Da dieser schwieg, nahm Vater Nornepygge diese Frage zum Anlaß eines langen, wenig sachverständigen Exkurses über die sozialen Verhältnisse der „Stadt".

Oironet geriet überraschend schnell in Begeiste-

rung. „Also das Volk ist unterdrückt, den Schuftereien der Regierung preisgegeben. Die Besitzenden haben schuld an allem.“ Er stülpte erregt, doch mit sichtbarem Genuß ein Glas Burgunder hinunter.

Walder fühlte sich durch das Widersprechende dieses Anblicks in seiner reinlichen Denkweise beleidigt. Und doch erfreute ihn die hinreißende Pracht in den Bewegungen und Worten Oironets. Um diesen Verwirrungen ein Ende zu machen, wandte er sich von ihm ab, mit den Worten: „Vielleicht lassen wir dieses — Thema fallen. Ich verstehe — nichts von Politik. Und die — Damen dürften sich auch nicht sehr dafür interessieren.“ Oironet applaudierte und erzählte amüsante Anekdoten aus der Revolution des Jahres 1830.

„Essen ist dat Schönste, wo man hat. Aber leider wird man satt davon,“ brummte Onkel Alex.

Man war darüber nicht klar, wie man den Nachmittag verbringen solle.

Das war wieder etwas für den alten Norne-pygge, der sich freute, eine Beschäftigung zu finden: „O ich habe mir schon einen genauen Plan zurechtgelegt. Vor allem werde ich euch das Schloß zeigen, bis in alle Einzelheiten.“

„Ich habe einiges in der ‚Stadt‘ zu tun,“ warf Oironet ein.

„Was denn? Vielleicht kann ich behilflich sein?“

„Unter anderem habe ich meine Staatsprüfung vor. Ich bin Juriſt."

„Das eilt wohl nicht. Und Sie bleiben doch einige Wochen hier . . ."

Walder erſchrak.

Aber glücklicherweiſe widerſprachen alle. Onkel Alex wollte ſeine Frau nicht ſo lange allein laſſen. Und das Geſchäft . . .

„Lieber Papa," zum erſtenmal nahm eins der Mädchen das Wort; bisher waren ſie wohlerzogen und beſcheiden auf ihren Plätzen geſeſſen. Nun ſprach Lotte, überfließend von Zärtlichkeit, mit aufrichtiger, dabei energiſcher Stimme: „Lieber Papa, ich werde gern nach einigen Tagen, überhaupt, wann du willſt, nach Hauſe fahren und der Mama helfen. Das ſoll dich nicht von deinem Vergnügen abhalten. Ich bin dir ja ſo dankbar dafür, daß du mich mitgenommen haſt, liebſter Papa."

„Und wir ſetzen unſere Hochzeitsreiſe fort." Oironet küßte Irmgard, die liebevoll ſeiner Umarmung entgegenkam.

„Wohin? Gewiß nach Italien?" Vater Norneppgge war ſo neugierig.

„Nein, nach Spanien, nach Sevilla," rief Oironet. Und er hatte die Gabe, ſeine Gedanken aufs Schnellſte und ganz anſchaulich den Hörern einzuimpfen. Wenn man ihn da ſtehen ſah, mit den blitzenden Augen, deren Iris ebenſo dunkel wie die Pupille ſchien, die wie ganz dunkle Rubinen

glänzten oder wie große schwarz-rote Tropfen eines griechischen Weins, ausgegossen aus dem weißen Silberbecher der Stirn, dann fühlte man sich ganz im Zauber seiner Lebendigkeit. Man blieb gefesselt von seinen starken beweglichen Augenbrauen, die sich an der Nasenwurzel vereinigten und als eine kleine weiche schwarze Seidenfranse von da herabhingen, von seinen vollen zimtbraunen Wangen, den starken Schultern und den geschmeidigen engen Hüften des großen Körpers. Was er wollte, glaubte man. Er sprach vom Süden, von Spanien, mit unaufdringlicher Begeisterung. Sofort brach ein dunkelblauer heißer Himmel aus dem Plafond, straffe Palmenblätter gaben Durchblicke in ein ödes zackiges Gebirge, weiße Städte, regungslos und bös, lagen in ächzenden Talmulden, lauschten einem fernen Wasserfall, der von schmelzendem Schnee gespeist wurde, ein Torero machte Tanzschritte, eine Zigeunerin schwang ihr Tambourin . . .

„Für heute abend schlage ich ein Theater vor," sagte der alte Nornepygge. „Aber welches? Wir haben mehrere in der ‚Stadt', außerdem unser privates in der Villegiatur."

Walder widersprach, aus Träumen geweckt: „Es ist noch nicht — parat. Morgen vielleicht. Ich muß erst mit dem — Direktor reden."

„Also die Oper vielleicht."

Walder zog die Nummer des „Fortschritt" aus

der Taſche, die er vorhin von Guachen erhalten hatte. Dienſteifrig nahmen die Mädchen ſie ihm aus der Hand und ſuchten die Theaternachrichten. „Heute wird Don Juan von Mozart aufgeführt.“

Ein Schrei lief durch das Zimmer ...

Oironet hatte im Aufſpringen ein Tiſchchen mit Nippes umgeworfen. Da er ſich nur flüchtig und ſelbſtbewußt entſchuldigte, erſparte er den andern die Verlegenheit, ihn der Verlegenheit entreißen zu müſſen. Er ſchwang den Arm wie eine Keule, ſtand hochgereckt mitten im Zimmer und ſchrie aus voller Kraft, luſtig und guter Dinge: „Ja, gehn wir zu Don Juan, gehn wir, gehn wir. Ich freue mich ſchon. Es wird ſchön ſein. Viva la libertà!“

Keiner konnte ihm böſe ſein, man war glücklich in ſeiner Nähe.

„Ich werde ſofort eine Loge reſervieren laſſen,“ ſtimmte Vater Nornepygge zu.

Die beiden Mädchen bückten ſich dienſteifrig und klaubten die Nippesfiguren aus dem Teppich.

Walder rief nach dem Dienſtmädchen ...

Walders Bibliothek lag in der großen Glaskuppel über der Rotunde des Schloſſes.

Man befand ſich hier in einer Halbkugel aus

dickem Glas. Die ganze Wand rundum war Fenster, bis zum Fußboden hinunter. Ungehindertes Licht strömte von oben, von allen Seiten in das seltsame Zimmer und erweckte silberige Reflexe auf dem graugrünen Samt der Einrichtung, auf den Rükken der Bücher, die in der Mitte die kreisförmig umlaufenden Regale, den Kern dieses Glassturzes, ausfüllten. In dem mäßig breiten Gang zwischen den Regalen und der Verglasung gab es Sessel und eigenartige Sofas, in Gestalt grüner Plüschrinnen, nach Walders Angaben gearbeitet. Über jeder Plüschrinne hing eine Drahtschlinge aus rotem Kupfer, die als bewegliches, nach Belieben regulierbares Lesepult diente... Und Sonne, freieste Sonne, klare Luft, ohne Beschattung überall durch den stillen heiligen Raum!

Man überblickte von hier aus eine weite Landschaft... Schloß Nornepygge lag auf einer der Anhöhen, deren riesenhaft geschwungene Kette fast kreisförmig die Talmulde der „Stadt" umschloß. Der Hügel, den es krönte, senkte sich, vom Park bestanden, zu der Villenkolonie hinab, die Walder für seine Freunde und zum anderen Teil vermietbar hatte erbaun lassen. Die lange Kastanienallee führte durch die fruchtbare Ebene zur „Stadt", die, in eine tief-lagernde häßlich-braune Rauchwolke eingehüllt, unsichtbar blieb. Eisenbahnlinien, andere Straßen, ein breiter Fluß, der durch Kanäle mit dem Teich im Park Nornepygge verbunden

war, kleine Wäldchen, einige Dörfer unterbrachen den weiten, aus unregelmäßig großen Feldrechtecken zusammengesetzten Plan. Hier und dort bewegte sich ein kleiner Wagen, ein Fenster oder eine Kirchturmspitze leuchtete auf, Wolkenschatten in schnellem Zug verdeckten die bunten herbstlichen Farben für Augenblicke ... Auf der andern Seite, der „Stadt" abgekehrt, ging der Schloßpark in bergige Waldungen über, in unerforschte Gründe ohne Ende, schlecht bebaute Wiesenareale, Torfstiche, zerstreute Siedelungen; unermeßlicher Grundbesitz, der zum Schloß Nornepygge gehörte ...

In diesem Zimmer hatte Walder seine Meditationen über das Problem der Freiheit, das so innig mit seinem eigenen fragwürdigen Ich zusammenhing, begonnen; diese nun schon seit langem unterbrochenen Meditationen. Hierher pflegte er sich zurückzuziehen, wenn es ihm Bedürfnis war, über sich selbst nachzudenken. Kein Mensch kannte die geheime Wissenschaft, die er hier trieb. Vor allen, selbst vor Guachen und den Logenbrüdern, hatte er diese Bibliothek, diese intimsten Stunden seiner Seele verborgen, einer gewissen Scham folgend und auch der Angst, diesen wütenden Skeptikern und Blagueuren dann ganz und gar ausgeliefert zu sein. Auch sein Vater durfte dieses Gemach nicht betreten, er hatte die paar veralteten Mediziner, die er las, unten in einem eigenen Studierzimmer unterbringen müssen ... Hier

herrſchte eine einzige Seele, das ſchweigſame Glück einſamen Nachſinnens. Hier ſuchte Walder, mit dem Blick auf die Landſchaft, den Schlüſſel zu ſeinem Daſein, Dinge, die ſein Innerſtes betrafen.

Heute kam er mißmutig, unbefriedigt, wankend. Er fühlte ſich irgendwie in einer ihm noch nicht klaren Region ſeiner Seele erſchüttert. Die Anblicke und Reden während des Mittageſſens hatten etwas in ihm angetaſtet ...

Tief aufatmend betrat er den lieben Raum und war nahe daran, die Arme auszubreiten. Aber er ſeufzte nur und ſetzte ſich nieder, den Blick auf die Landſchaft ... Das vertraute Bild brachte ihm abgeriſſene Gedankenfäden in Erinnerung, eine gewiſſe Wendung war mit jenem roten Dach, mit einem auffallenden Baum, mit der Eiſenbahnſtation verknüpft, halb vergeſſene Fragen ſchnellten plötzlich in die Höhe.

Er beſann ſich.

Sein Auge wurde dunkler, die lange Geſtalt bebte unter den Strömen aufſchießenden Blutes in den Gefäßen, die tonloſen Wangen an den etwas vortretenden Jochbeinen begannen zu zittern. Seine Lippen bewegten ſich, wie von einer höheren Macht überwältigt: „Wie bin ich zu dieſem Leben gekommen? Wer bin ich? Wer iſt Walder Norne-pygge, dieſer Menſch, der aus Sehnſucht nach Freiheit ſtirbt?

O ich bin nicht frei! Alles, was geſchieht, ge-

schieht notwendig. Alle meine Gedanken und Taten sind erzwungen.

Quidquid fit, necessario fit. Dieser Satz steht unangreifbar.

Wie kommt es nur, daß er die andern Menschen, alle rings um mich, so wenig geniert? Sie leben glücklich dahin. Sie sehn ihn gar nicht ... Und mich erwürgt er. Wie kommt es nur?

Wie kommt es nur? O meine alte Erfahrung: alle Menschen rings um mich, alle nur ich nicht, haben einen Stil. Sie sind in gewisse Gewohnheiten, Liebhabereien, Triebe, Vorurteile eingezäunt, sie leben glücklich dahin, sie betreiben eine fest abgeschlossene Individualität. Und die steht wie eine Wand um sie, gibt ihnen Kraft und Mut, hilft ihnen über Widersprüche hinweg, verdunkelt ihr Bewußtsein, so daß sie nie von ihrer Unfreiheit etwas erfahren. Ihr Stil verdeckt ihnen die Drähte, an denen das Schicksal sie leitet. Sie streben, sie sind lustig, sie kümmern sich um Kunst, um Politik, um Fontanellen, um Kultur, um Börsengeschäfte, um Weiber. Sie leben. Sie kämpfen gegen die andern Menschen, die doch ebenso notwendig und berechtigt sind wie sie. O dieses fröhliche Unbewußtsein der Unfreiheit! Diese machtvoll vergewaltigte Logik! Dieser ewige Morgenspaziergang mit nimmer müden Beinen!

Aber ich ... leider, bin müde, meine Logik ist prompt und reinlich, das Bewußtsein erfüllt mich

von oben bis unten, so wie das Sonnenlicht diese Glaskuppel durchströmt und keinen Winkel sich der Landschaft entziehen läßt. Ich bin nichts als Bewußtsein, ich kontrolliere mich immer, zu jeder Stunde meines Lebens weiß ich, daß alles, was ich tue und denke, durch Notwendigkeit geschieht, daß auch rings um mich die Welt, von derselben Notwendigkeit durchblutet, heilig und unantastbar gleichberechtigt ist. Darf ich sie also anrühren, bekämpfen, tadeln, stören? Und schließlich, wenn ich es dürfte, hätte ich ein Interesse daran, es zu tun; da ich es tun muß?

Alles auf der Welt ist mir heilig und unantastbar ... Jeder lebe nach seiner Art! Das ist die einzige Moral, die übrig bleibt. Nein, sogar in diesem Satz noch ist etwas Überflüssiges: der Imperativ.

Einmal sagte mir jemand: „Sie wollen ein Duldsamkeitsgigerl sein."

Ja, wenn ich es sein wollte! wenn ich nur überhaupt einen Willen hätte! ... Aber ich stehe vollkommen fassungslos unter den Dingen der Welt da, zu allem jasagend. Alle Stile scheinen mir gleich möglich für mich: Taten wie Untätigkeit. Ich könnte all mein Gut den Armen schenken und würde es ganz berechtigt finden. Ich könnte alle ermorden und würde es ganz berechtigt finden. So ist es ganz leicht und hindernislos für mich, zu leben; und eben durch diese Hindernislosigkeit wankend und fast unmöglich. Ich habe keinen

Stil, ich bin wehrlos der Unendlichkeit ausgeliefert ...

Und auch meine jetzige Stufe, der Stil des Differenziertenklubs, genügt mir nicht. O Gott, ich durchschaue ihn schon: Um der Notwendigkeit zu entgehen, habe ich versucht, unselbstverständliche Dinge zu tun und zu denken. O Gott, waren sie dadurch weniger notwendig? ... Auch Guachen, wiewohl am äußersten Rande der Kultur angelangt, ist unfrei. Jetzt weiß ich es.

Wehe mir, ich bin unfrei, ich sehe keine Rettung. ... Zu allem fühle ich mich hingezogen und zu nichts ausschließlich hingezogen. Die gräßliche Unendlichkeit droht mir, ein mühseliges Schillern steht bevor ... Ich gehe vor Demut unter, ich verkrümle mich in einen Punkt, ich wage nicht die Welt anzutasten, ich sterbe ..."

Walder warf sich mit gefletschten Zähnen zu Boden, preßte die gekreuzten Arme vors Gesicht. Der ganze Jammer seiner zerfließenden Existenz überfiel ihn ... Und er sah sich als einen dünnen Kahn hintreiben auf schwarzen hochgewellten Meeren, ohne Sicherheit und ohne Widerstand. Der Wind fuhr über den Kahn und riß einige nackte Latten weg. Der Kahn sprach: Du hast recht, Wind, daß du mich zerbrichst. Du kannst ja nicht anders ... Die schwarzen Wellen spülten in das Leck und verwüsteten die Ladung. Der Kahn sprach: Ich kann euch, Wellen, nicht tadeln. Ihr

tobt, weil ihr müßt ... Der Blitz fuhr aus den Wolken und zerschlug, was noch übrig war, in tausend Splitter. Und jeder Splitter sprach noch, anerkennend und verstehend: O schöner Blitz ... Grausen übermannte den Jüngling bei dieser Vision. Mitten in dem sichern Zimmer, zwischen Glaswänden, Plüschlagern und andern leibhaftigen Gegenständen schien ihm, als verschwände plötzlich alles Wirkliche vor seinem Blick mit eigentümlichem Sausen. Wie in ein dunkelrotes wirbelndes Loch wurde ihm die Welt fortgerissen, gurgelte davon, entschwand für immer. Und in seiner Herzensangst rutschte der junge Mann auf den Knien durch das Zimmer, weinte und betete mit Kinderstimme: „Lieber Gott, einen Stil! Lieber Gott, schütze mich, gib mir endlich meinen Stil!" ...

Eine Viertelstunde mochte er so, wimmernd und schlaff-atmend, gekniet haben, als er Schritte unter sich hörte.

Bald wurden auch Stimmen laut, in der Rotundengalerie, über der er sich jetzt befand.

Es war der Vater, der sich ein Vergnügen daraus machte, den Gästen das Schloß recht gründlich zu zeigen.

„Ein feiner Betrieb," äußerte Onkel Alex undeutlich.

Der Vater erklärte: „Fresken von dem berühmten Maler Jans Ehstredt."

„Zum Schrein ..." erklang es von unten ...

Walder legte sich platt auf den Boden und lauschte mechanisch, das Ohr an die Bretter gelegt.

„Wir kommen jetzt zu unserer Waffensammlung."

„Eine Waffensammlung? . . . Nobel muß die Welt zugrunde sehn!"

„Hier herum."

„Und wohin führt diese Treppe?" Walder erkannte die liebliche Stimme Lottchens, der jüngeren Schwester.

Der Vater mahnte ab, diese Treppe zu betreten. Walder hätte ihm auch nicht geraten! Es war die Treppe zu seiner Bibliothek.

Onkel Alex wurde ungeduldig: „Und nu man los! Weiter!"

Die Schritte, die Stimmen entfernten sich.

Walder erhob sich, müde und in Verzweiflung. Er ergriff, um sich zu zerstreuen, ein Buch; es interessierte ihn nicht. Gab es für ihn noch eine Hoffnung? Nun hatte ihn also auch der Stil der Differenzierten enttäuscht. Was konnte jetzt noch kommen? . . .

Plötzlich lockerte sich die Tapetentür. Ein neugierig blickender Mädchenkopf wurde langsam durch die Spalte hereingeschoben, wie eine Büste auf unsichtbarem Postament.

Lotte.

Sie erblickte den jungen Mann und wurde rot: „Entschuldigen Sie. Ich störe wohl?"

„O bitte."

„Ich wollte nur sehn . . ."

„Treten Sie — nur ein."

„Aber störe ich wirklich nicht?" Und sie stand schon in der Kuppel, energisch und leuchtend. Ihre braunen Augen strahlten viel Zärtlichkeit aus. Die rötlichbraunen Haare standen in einzelnen Strähnen, wie durch einen Kamm gezogen; an einer Stelle zeigte sich ein unbeabsichtigter Weg, der der ganzen Frisur etwas Rührend-Ländliches, Ungekünsteltes gab. An eine ferne schlichte Melodie erinnerte sie, die aus dem offenen Fenster eines Bauernhauses dringt . . . Die Wangen waren goldbraun mit zartem Rot, voll und doch durch eine angenehme löffelförmige Senkung gemuldet; an der Kontur, die sie der Sonne boten, zeigten sich flimmernde kurze Härchen, ein weißblondes Verschwimmen in die Luft.

Walder sah sie erstaunt an. Da er sich, von den Vorgängen der gestrigen Nacht noch erregt, ein Alleinsein mit einer Frau nicht anders als sinnlich vorstellen konnte, bewunderte er den Mut und die unschuldige Selbstverständlichkeit, mit der dieses Mädchen, so weit entfernt von den übrigen Räumen des Schlosses, bei ihm blieb und redete.

„Nehmen Sie — doch ein Weilchen Platz, Fräulein."

„Danke. Aber zuerst könnten Sie mir vielleicht Ihre Bibliothek erklären. Ich habe so etwas noch nie gesehn."

„Intereſſiert — Sie das?"

„Es gehört ja eigentlich auch zu den Sehenswürdigkeiten des Schloſſes, nicht?" meinte ſie und machte eine gewiſſenhafte Miene.

„Sicher." Walder zeigte ihr beluſtigt einige ſeltene Bücher. Als er hinter ſie trat, fielen ihm ihre beſcheiden-abfallenden, hausmütterlichen Schultern auf.

„Alſo hier ſtudieren Sie immer. Das muß aber ſchwer ſein, ſehr ſchwer. Gewiß haben Sie oft Kopfſchmerzen."

„Würden Sie mir gern — Umſchläge machen?"

„Wie kommen Sie darauf? . . ."

„Nun, ich meinte — nur ſo."

„Ach, mit Ihnen iſt gewiß nicht leicht reden. Wenn Sie alles das wiſſen, was in dieſen vielen Büchern ſteht . . . Sie müſſen ſehr geſcheit ſein."

„O überſchätzen Sie — mich nicht, Fräulein Lotte."

„Nein wirklich, ich ſage immer nur das, was ich denke. Ich bin ſehr offen und nur ein einfaches Mädchen. Aber gleich, als Sie in den Speiſeſalon heute mittag eintraten, wußte ich, daß an Ihnen etwas Beſonderes iſt . . ."

Walder murmelte etwas, indem er den Kopf ſenkte.

Lotte fuhr fort: „Bitte, ſagen Sie mir es doch, wenn ich Ihnen ungelegen bin."

„Nein, ganz und gar nicht . . . Vorhin — war

ich eben noch so — aufgeregt und verzweifelt. Jetzt bin — ich ruhiger. Ich weiß nicht, warum. Bitte, setzen Sie — sich doch auf ein Weilchen. Erzählen — Sie mir etwas."

„Was könnte ich Ihnen erzählen! Was ich weiß, sind lauter so dumme alltägliche Dinge. Unmöglich kann das Sie unterhalten."

„O doch! Erzählen Sie mir — etwas aus Ihrem Leben. Wie verbringen Sie einen Tag zu — Hause, in Stettin? Wann stehn Sie auf? Spielen Sie noch Harmonium?"

Nach einer Pause sagte sie: „Nicht wahr, Sie verachten die Frauen?"

Er war überrascht: „Welch ein Einfall!"

„Ja, Ihr Papa sagte es auch heute beim Essen."

Walder bemerkte das „auch". Er entgegnete heftig: „Ach Gott, der Alte! Der kennt — mich doch nicht. Der weiß ja — überhaupt nicht, was er spricht."

Sie fuhr erschrocken zusammen: „Aber so darf man doch nicht von den Eltern reden."

Dann schauten beide ins Glas, das vom Sonnenlicht funkelte.

Walder hatte den Wunsch, sie an der Hand zu fassen und ihr zu sagen: O Sie sind gut ... Aber er entschloß sich nicht schnell genug dazu. Die Pause dehnte sich. Und nach einer Weile schien es ihm unmöglich, jetzt noch darauf zurückzukommen.

Sie wurde verlegen: „Ich werde jetzt gehn."

Er wußte keinen Einwand. Es tat ihm leid.

„Also Abend sind wir miteinander im Theater."

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie jetzt. Ich habe hier nichts mehr zu tun ... Überdies, wollen Sie nicht auch meine Zimmer sehn? Sie finden da allerdings nicht viel Sehenswürdiges."

Er führte sie hinunter und in den rechten Schloßflügel. Kahl und unfreundlich, wie ein Schatten, lagen diese Zimmer da, die er bewohnte. Mit wichtigeren Dingen, mit den Abenteuern seiner Seele beschäftigt, hatte er sich nicht die Zeit genommen, sie vollständig und nach seinem Geschmack auszustatten. Die Wände waren mit Dingen behängt, die keinen Zusammenhang mit seinem Herzen hatten. Hirschgeweihe in allen Größen, auf schwarze dicke Brettchen montiert, hingen zwischen altertümlichen Gruppenbildern von Vereinen, denen sein Vater angehört hatte. Kolorierte Ansichten von Dresden, von New-York, nicht mehr gültige Kalender verstaubten, halb verdeckt von Sofalehnen. Auf einem Schreibtisch stand ein leerer Photographierahmen in Form einer aus Stroh geflochtenen Lyra. In manchem Zimmer sah man nichts als einen Ofen und zwei Sessel oder einen schweren Schrank. Und die endlos scheinende Flucht in ihrer Öde und Nutzlosigkeit erweckte ein Gefühl namenloser Melancholie ...

„Wie einsam Sie es hier haben!" sagte Lotte unvermittelt.

Ihm selbst erschienen diese Räume mit einem Male unwohnlich, fast feindselig, herbstlich-unbehaglich wie der ganze Klubstil.

In seinem Arbeitszimmer lagen Zeitschriften und Briefe durcheinander auf allen Möbeln. Sie blieb stehn, sah betrübt den Staub auf der Marmorplatte eines Trumeaus und, indem sie mit dem Finger eine Linie durchzog: „Alles geht so zugrunde."

Er zuckte die Achseln: „Was soll — man tun?"

„O wenn Sie mir erlauben würden, Herr Walder. Ich möchte Ihnen, während ich da bin, wenigstens eins der Zimmer einrichten, nach meinem Geschmack."

Er bat: „Ja, schön, ich bitte Sie, — ich bitte."

„Dann haben Sie wenigstens auch ein Andenken an mich."

„Dazu wird es des Zimmers — nicht bedürfen. Aber schmücken Sie — mir es trotzdem. Sie werden das gewiß reizend ausführen. Sehn Sie, ich verachte die Frauen — durchaus nicht, wie Sie vorhin gemeint haben. Oder meinen Sie es — auch jetzt noch? Nein, bitte, glauben Sie es nicht. Es wäre ein Unrecht von Ihnen, diese Ansicht beizubehalten. O, — im Gegenteil, ich halte sehr viel von den — Frauen. Es gibt sicher sehr gute Frauen."

„Wirklich? Ist das Ihr Ernst?"

„Machen Sie mich nicht — unglücklich, indem Sie es für Spaß halten."

„Also gut, lieber Herr Walder. Dann danke

ich Ihnen, ja wirklich, dann danke ich Ihnen." Sie war so entzückt, so naiv erfreut von dieser Sache, daß sie mit einem Male viel schneller und lauter sprach. „Ja, ich glaube es Ihnen. Sie haben ja auch schon heute mittag den Damen zuliebe ein Thema fallen lassen, weil uns Politik nicht interessiert."

Walder lächelte über dieses Mißverständnis. Er war entzückt darüber wie über einen feinen Witz, er fühlte sich wohl und heiter. Zugleich rührte es ihn, daß das Mädchen eine so entfernte und allgemeine Sache als ganz persönliche Angelegenheit empfand. Das schien ihm aus Gründen, über die er sich nicht klar war, ungeheuer wichtig und bemerkenswert. Noch während er mit ihr ging und über andere Dinge sprach, fühlte er, daß er später oft an diese Stelle des Gespräches sich erinnern würde. Er wünschte sich jemanden, dem er sie als Geheimnis erzählen könnte ...

Sie waren an die Türe gekommen, die das letzte Zimmer mit dem Pavillon des Differenzierten-Klubs verband.

„Hier herein nicht," sagte Walder. „Ich schäme mich. Hier ist es noch — unwirtlicher."

Sie lachte: „Also lieber in den Garten."

„Ja, damit wir die — andern nicht treffen."

Sie entgegnete nichts. Walder fühlte, wie ihm, weil sie auf diese Bemerkung hin schwieg, das Herz klopfte, während sie über die Schloßrampe ins

Freie stiegen. Der Park strahlte rotgelb, hie und da zeigten sich noch dürftige grüne Wiesenfleckchen, mitleiderregendes Gras in zarten Fasern.

Er wurde kühn, scherzhaft: „Wollen wir uns nicht du sagen? Wir sind — ja Cousin und Cousine."

„Wieso?"

„Nun, sage ich nicht Onkel zu — Ihrem Vater?"

Sie ging immer schneller, lief beinahe. Er folgte ihr ganz rot durch die engen Wege zwischen den Beeten.

Plötzlich stand sie still: „Also mir ist's recht. Ich kann dich wirklich schon sehr gut leiden."

Am Schloßteich trafen sie die übrigen. Vater Nornepygge erklärte immer noch unermüdlich Einzelheiten ... Er läßt sich seine Gastfreundschaft teuer bezahlen, dachte Walder, dessen mildere Gedanken bei Anblick dieser Szene fortgescheucht waren.

„Großartiger Betrieb," wiederholte Onkel Alex immer wieder.

„Es wird Zeit, in die Oper zu gehn," mahnte Walder.

Dironet war sofort in Flamme, er wollte sich nur schnell überkleiden.

Onkel Alex fand das überflüssig: „Ach was! Überkleiden!"

„Ich bin ja in Haustoilette."

Irmgard legte die Arme von unten um seinen Hals und küßte ihn leidenschaftlich: „Du bist auch so schön." Es war wirklich ein Vergnügen, den kräftigen biegsamen Mann anzusehn. Er trug ein weißes geschlitztes Wams mit Silberspangen und breiten, mehrfach gepufften Ärmeln, eine steife Halskrause, auf der das rotdunkle Gesicht mit dem starken schwarzen Bartrahmen lag, ganz kurze Hosen, lange glatte weiße Strümpfe und Schnallenschuhe . . .

„Laß jetzt, Lucile."

Als man ihn dann im Schloß wieder traf, sah er moderner aus, amerikanisch in dem langen Smoking vor einer tiefgeschnittenen Weste, mit dem niedrigen Kragen, den breiten Beinkleidern, den Lackstiefeln. Alle waren entzückt und freuten sich an ihm.

Auch am Abend, im Theater, entzückte er alle. Man fühlte sich durch seine Leidenschaft und Südlichkeit hingerissen. Obwohl das, was er sprach, weder besonders geistreich, noch gelehrt, noch witzig war, zündete sein schönes Feuer, die Überzeugung und Wärme seiner melodisch gebauten Sätze. Er unterhielt alle; und das Schöne dabei war, daß man ihm anzusehn glaubte, wie er sich bei all dem immer noch zurückhielt. Man vermutete noch glühendere Flammenströme hinter seinen Worten, Ekstasen ohne Maß hinter seinem gepreßten Schweigen. Und

er hatte eine liebenswürdige Art, alle der Reihe nach anzuschaun, während er sprach, jemanden am Rockknopf zu erfassen und mit einer lächelnden Entschuldigung wieder loszulassen, die Reden anderer mit einem unartikulierten Ausruf hie und da zu unterbrechen und dann sich selbst durch eine Geste zurechtzuweisen, indem er den aufrechten Zeigefinger mit den Lippen kreuzte ... Als die Gesellschaft im Foyer des Theaters stand und in einem Gefühl von Zusammengehörigkeit, der gewöhnlichen Stimmung, wenn man en famille unter Menschen geht, die fremden Leute kühl und unfreundlich betrachtete, da wußte er durch allerlei Bemerkungen und Blicke diese Starre aufzulösen, eine festliche, weltfreundliche Stimmung vorzubereiten. Er ging heftig hin und her, lächelte jedem zu, schien Verbindungen anzuknüpfen und aller dieser Personen, auch der fremden, Anführer und gut Freund zu sein.

Und gar während der Oper! Ganz hingegeben stand er an der Logenbrüstung, ein bereitwilliges Instrument, ein Genießer ohne Vorbehalt. Die andern zeigten sich anfangs kalt, nicht gerade Don-Juan-gelaunt. Sie wollten sich nicht erwärmen? Was? ... Oironet gab das nicht zu; sie mußten. Er klopfte den Takt und sang und wiegte den Kopf und seufzte und spielte mit, bis alle von seiner Begeisterung angesteckt waren. Da aber hielt er schon weiter. Er schien geradezu die Vorgänge

der Bühne mitzuleben. Als Don Juan auftrat, in einem weißen Kostüm mit Silberspangen, das Oironets Haustoilette ähnelte, winkte er ihm grüßend zu, stieß einen leisen Jubelschrei aus, erregte Aufsehn. In den Pausen entschuldigte er sich bei Vater Nornepygge und Onkel Alex wegen seines Ungestüms und bat um einen Platz im Hintergrunde der Loge. Keiner war sich nun klar darüber, was er da hinter ihren Rücken im Dunkel trieb. Wenn man sich manchmal verstohlen umwandte, sah man ihn bald in wütender Fechterstellung, bald wie ein Lautenspieler die Finger durch die Luft kribbelnd, bald mit emporgestreckten Armen, bald auf die Erde weinend hingewälzt. Alle gerieten in Aufregung.

Die Gesellschaft in der Loge gewöhnte sich allmählich an den Gedanken, daß er in irgendeiner geheimnisvoll-innigeren Verbindung zu dieser Oper stehe als andere Leute. Man faßte ihn als verantwortlichen Interpreten des Werkes auf, brachte zu ihm Lob und Tadel, Fragen, Erklärungsversuche. Auch Walder wurde von dem Strudel ergriffen. Anfangs hatte er Oironet recht kühl behandelt, da der Enthusiasmus für ihn ihm allzu selbstverständlich und an der Tagesordnung dünkte. Aber Oironet bemerkte diese absichtliche Reserve gar nicht, er sprach immer nur unbefangen und freimütig auf Walder ein, er behandelte ihn fast wie einen Freund. Es war schwer, diesem Anprall heftigster Gefühle zu widerstehn.

Nach dem ersten Akt hatte Walder ein Bedenken. „Mir gefällt ja das Stück — sehr gut," begann er vorsichtig.

„Ja natürlich, der Tirso da Molina hat mich gut gekannt," stürmte Oironet auf ihn ein, mit irrem Feuer in den tiefdunkeln Augen. „Er war mein bester Freund. Lorenzo da Ponte, mit dem ich nie persönlich zusammengetroffen bin, hat trotzdem einen erstaunlichen Text aus der alten Vorlage gemacht. Und Mozart gar, dieser Gott der Musik, der hat etwas von meiner Seele gehabt!..."

„Nun gut. Aber etwas — scheint mir nicht recht hineinzupassen. Dieser Don Juan, ein Verführer, ein Frauenheld, eben — ein Don Juan, wie — kommt er dazu, die Gäste auf — seinem Schloß, die drei schwarzen Masken, mit diesem Toaste zu — begrüßen: Viva la libertà. Hoch — soll die Freiheit leben, das paßt — doch eher für den Charakter eines — Revolutionärs, nicht — eines Wüstlings."

„Oho! oho!" Oironet rieb sich erregt die Stirne mit der Handfläche, kam ganz außer Atem. „Dann verstehn Sie eben seinen Charakter gar nicht, lieber Herr Walder! Ich sage Ihnen, der Tirso da Molina hat mich verstanden. Wir haben in Sevilla viele Nächte miteinander durchgejubelt, ehe er seinen Burlador de Sevilla geschrieben hat... Wieso Wüstling? wieso Frauenheld? Nicht mehr soll ich sein als ein Verführer? Die Freiheit ist es ja eben, die ich ersehne..."

Walder erſchrak bei dieſem Wort myſteriöſen Klanges.

Oironet fuchtelte wild: „Die Freiheit im Leben, die Freiheit in der Liebe! Es iſt immer dieſelbe Sache! Ich bin Revolutionär, ich gebe mich nie zufrieden, ich will Bewegung, Stürme, Stürze von Staatsordnungen, Umſchwünge der Moral, ich brauche mehr Raum, immer mehr Freuden. Was? Iſt der 14. Juli ein Kinderſpiel geweſen, der Sturm auf die Baſtille? ..."

Seine Reden verwirrten ſich, er ſchrie unverſtändliches Zeug.

Der alte Nornepygge und Onkel Alex, dem eben das Opernhaus bis ins Detail erklärt wurde, kamen herzu. Onkel Alex ſagte, in eine rhetoriſche Pauſe Oironets hinein: „Mir iſt dat janze Stück zu doll! So was von Unmoralität! Mein einziger Troſt iſt, daß ihn zum Schluß doch der Teufel holt, nu hat er's davon, der Fatzke."

Walder entgegnete hart: „Gerade der Schluß iſt mir zuwider. Und ich hätte wirklich eine Freude, wenn Don Juan allen Philiſtern zum Trotz aus dem Brand ſeines Schloſſes heil entkommen wäre und ſeine tollen Streiche bis in alle Ewigkeit fortſetzte."

In dieſem Augenblick ſah Oironet Walder eigentümlich mit einem kurzen funkelnden Blick an und lächelte ſtill ...

Die Muſik begann. Man eilte an die Plätze,

lauſchte, applaudierte. Und ſo verlief der Abend zu allgemeiner Luſt und Befriedigung.

Nicht ſo der nächſte, den Guachen im Theater der Villeggiatur veranſtaltete.

Er ließ zum erſtenmal ſein ſataniſtiſches Varieté-programm aufführen, noch um einige Nummern bereichert, beiſpielsweiſe: Folterſzenen in lebenden Bildern; zwei Knock-abouts, die klägliche Töne an Glasröhrchen hervorbrachten, die ſie mit Schmirgelpapier rieben; ikariſche Spiele, bei denen die Schlußtricks mißlangen und unter atemloſer Spannung des Publikums und mißmutigen „Genug-genug!"-Rufen ſo lange wiederholt wurden, bis ſie endlich klappten; eine Serpentintänzerin, deren Kleid in der ſchönſten Bewegung an einem Nagel hängen blieb und traurig-zerriſſen herabſtürzte; ein Bioſkop, das ſtets verſagte ... Überdies war der ganze Raum gelinde mit asa foetida durchräuchert, ſo daß vielen gleich anfangs übel wurde.

Nun, die Mitglieder des Differenzierten-Klubs verſtanden den Witz und waren in Begeiſterung. Das übrige Publikum jedoch ſchlug Lärm, rächte ſich durch Ziſchen und laute Verwünſchungen.

Walder ſaß im Kreiſe der Seinen, kaltblütig-prieſterlich in der Ehrenloge. Innerlich aber freute er ſich über den offenkundigen Mißerfolg Guachens nicht wenig und war neugierig, ob dieſer ſeinen Stil in einer ſo verzweifelten Lage behaupten würde.

Die Stettiner wußten nicht recht, wie sie sich benehmen sollten. Sie sahn den Beifall in den vorderen Reihn, hinten und oben tobende Empörung. Innerlich war ihnen natürlich das Ganze sehr zuwider. Aber sie glaubten, Walder gegenüber Rücksicht üben zu müssen.

„Ein feiner Betrieb," sagte Onkel Alex mechanisch. Die Schwestern mit ihrem Überfluß an Liebe und Zärtlichkeit brachen bei jeder passenden Gelegenheit in Trostworte aus.

Vater Nornepygge empfand die Blamage seines Sohnes wie eine eigene und, obwohl er vorher das Theater als „Sezession" verachtungsvoll genug charakterisiert hatte, bemühte er sich jetzt, gelungene Einzelheiten zu finden.

Nur Oironet war freimütig: „Das ist ja nicht auszuhalten!" und verließ lange vor Schluß die Vorstellung. Walder gab ihm innerlich recht.

Inzwischen war die Wut der Zuhörer gestiegen. Man hörte grelle Pfiffe, Lachsalven, Drohungen. Geballte Fäuste erhoben sich, ein Claqueur im Stehparterre wurde geprügelt, man verlangte laut das Entree zurück, wünschte: Schluß, Schluß, Schluß! Endlich begannen einige auf der Galerie die Geländer einzureißen und Holzstücke, Papierkugeln, Eisenstäbe auf die Bühne zu schleudern. Ein allgemeiner Tumult entstand, mit großem Lärm verließen alle die Plätze . . .

Sofort begab sich Walder auf die Bühne, Hohn und Überlegenheit in jedem Schritte.

„Nun, Guachen, wie ist Er — zufrieden?"

„Herrlich, ausgezeichnet!"

„Wa—as . . .?"

„So schön habe ich mirs ja — gar nicht träumen lassen."

„Wie . . .?"

„An einen so herrlichen Skandal habe — ich nie gedacht. Das Publikum hat ja ohne — Honorar mitgewirkt. Damit erst ist das — satanistische Varieté auf die Höhe gestellt." Er stieß mit dem Fuße einen zerschmetterten Operngucker zur Seite. „Und diese Reklame!"

Walder war verblüfft. Dieser Bucklige mit den fieberhaft roten Lippenwulsten schien wahrhaftig unüberwindlich. Heute überraschte er ihn wieder mit jedem Wort, mit jeder seiner abscheulichen Handbewegungen, die er in die Luft drehte, mit seiner ganzen fertigen Persönlichkeit. Er hatte ihn eben ein, zwei Tage lang nicht gesehen und war infolgedessen ein wenig aus dem Klubstil herausgerutscht. Ja, recht hatte Guachen, das sah er jetzt wieder ein. Was so überzeugt und stark auftritt, hat sicher recht. Und ist es nicht wirklich der Gipfelpunkt der Zivilisation? . . .

Er kehrte reumütig zurück, allmählich übermannte ihn wieder die Stimmung, Schüler zu sein. Er brachte das Gespräch auf die Ankömmlinge; ob Guachen sie näher gesehn habe.

„Ja, während der — Vorstellung."

Und welchen Eindruck er empfangen habe . . . Walder fragte in der geraden Absicht, sich belehren und beeinflussen zu lassen. Guachen sollte die Mühe haben, alle Eindrücke der letzten Tage für ihren Stil zurechtzulegen . . .

Und dem machte es keine Mühe: „Der schwarze — Goliath mit dem geilen Mädel, die sind — schwer verliebt ineinander. Sie speien einander in den Mund und schlucken es dann mit — Wollust hinunter."

„Bravo," schrie Walder, aufgeregt. „Und das andere Mädchen?"

„Die ist — das personifizierte Deutschtum, der Genius der Butzenscheibenlyrik, ein rührendes Poesiealbum — aus den achtziger Jahren — mit Musik beim Aufklappen."

„Herrlich, bravo, zart und süß ist sie — bis zur Fäulnis."

„Und der Onkel Alex . . ."

„Hahaha . . . der Onkel Alex."

„Steht mitten zwischen — Barbarei und Tierreich."

„Mein Vater, in verschlechterter Ausgabe!"

„Ein wandelnder Mastdarm, nichts als — Gekröse."

„Ein Urmensch, ein Waldmensch, ein Durchschnittsmensch!" Gegen seinen Willen blieb Walder in den Ausdrücken zurück. Er erhitzte sich,

sprang hin und her, rieb nervös an seinen Kleidern, als wollte er sich nur schnell von der Schmach reinigen, jemals mit so inferiorem Volk verkehrt zu haben.

Indessen hatte Guachen ruhig einige Weisungen erteilt. Nun verließ er mit Walder das Theater. ... Auf dem mondbeschienenen Platz vor dem Gebäude ging Oironet auf und ab, der von seinem Spaziergang zurückgekehrt war und, da er den vorzeitigen Schluß der Vorstellung nicht ahnte, noch immer wartete.

Walder gab ihm Aufklärungen. Dann stellte er die beiden einander vor, „cand. jur. Oironet." — „Theaterdirektor ..."

„Sie sind der Direktor dieses Theaters," unterbrach Oironet und schaute, mit einem auf den ersten Blick erwachten Widerwillen, verächtlich auf den Kleinen hinab.

Walder setzte fort: „Theaterdirektor Guachen."

„Wie? Guachen? Versteh ich recht?"

„Allerdings."

„Ist das vielleicht derselbe Guachen, gegen den dieser Artikel des ‚Fortschritt' gerichtet ist? Sie erinnern sich, Herr Walder, gestern haben Sie mir im Speisesalon das Blatt zufällig in die Hand gegeben ..."

„Ja natürlich, er ist es."

„Dann nenne ich ihn öffentlich einen Schurken, einen Mörder, einen Feind des Volkes. Ich bitte

ihn, mir seine Sekundanten zu nennen. Ich will der Rächer des getretenen Volkes an ihm werden."

Und Oironets geschmeidige Gestalt schnellte drohend auf, er war prachtvoll in seinem schönen strömenden Zorn.

Guachen verharrte auf der Freitreppe. Unbekümmert um die Sitte wandte er sich an den Gegner, er glich einem kleinen exotisch-gefährlichen zischenden Insekt: „Bitte, ich stehe zur — Verfügung. Wenn es Ihnen recht ist, lassen wir uns gleich jetzt mit einer Giftschlange — in ein dunkles Zimmer sperren und warten, bis sie — einen beißt."

Oironet sah ihn verwundert an. Er antwortete nicht, korrekt und chevaleresk.

Guachen fuhr fort: „Oder vielleicht ziehn Sie — diese Art des Zweikampfes vor: Wir lassen uns jeder ein Bad bereiten. Von außen wird geheizt und zwar — das eine Bad normal, das andere bis zur — Siedehitze, so daß einer von uns beiden zu Tode gebrüht wird. Der Heizer ist natürlich von dem Zweck gar nicht verständigt, er weiß — gar nicht, worum es sich handelt ... O das wäre originell."

Da fuhr Oironet auf: „Wollen Sie mich zum Besten haben? Ich werde Ihnen auf kommentmäßige Art Genugtuung geben, mit gezogenen Pistolen."

Guachen lachte widerlich: „Bedaure, das interessiert — mich nicht." Seine blauen Augen blitzten

treuherzig-sataniſch dabei, die Hände bogen ſich.

Oironet reckte ſich im Scheine der Laterne, groß und wild.

So ſtanden die beiden unbeweglich eine Weile einander gegenüber, der Rieſe und der Zwerg, beide von ihren entgegengeſetzten Stilen geſättigt, gänzlich und für ewig einander unverſtändlich, beide ſtark, zwei Welten, die einander aufs tiefſte verachteten.

In dieſem Augenblick bewunderte Walder alle beide.

Viertes Kapitel

Symphonie phantaſtique

Oironets dunkle Pracht und Leichtigkeit wurde herrſchend auf Schloß Nornepygge. Eines Tages ſtellte er feſt, daß die Winterſaiſon beginne, und ſchlug vor, einen Ball zu arrangieren.

„Ich fühle mich unwohl. Aber laßt euch nicht ſtören, junges Volk will ſich austanzen," ſagte der Vater mit weiſer Stimme. Er beſann ſich und ſetzte hinzu: „Ich werde die Tanzordnung und die andern Einzelheiten beſtimmen, wenn ihr es wünſcht."

Man ließ ihm das Vergnügen.

Nun waren alle an der Arbeit, alle in Aufregung Die Mädchen wollten einen Maskenball haben. „Ich gehe als Schusterjunge." „Ich als Rauchfangkehrerin." Sie waren wirklich rührend unverdorben, von der Kultur unberührt; nie im Leben wäre es ihnen eingefallen, daß es originellere Kostüme gab als diese ... Der Vater schlug ein Kränzchen mit anschließenden Deklamationen vor, bei denen er mitwirken wollte, falls ihm bis dahin besser würde. Onkel Alex zeigte sich einem anschließenden Diner eher geneigt.

Auf Guachens satanistisches Ballprojekt kam natürlich niemand zurück. Der Kleine zeigte sich jetzt nur selten im Schlosse; er war immer mit seinem Prozeß in der „Stadt" beschäftigt, vielleicht hatte er überdies Furcht vor Oironet.

Schließlich wurde natürlich alles so gemacht, wie es Oironet wollte. Ein bal paré, festlich und prunkvoll, viele freie Menschen mit viel Lustigkeit und Liebe, entfesseltes Leben. Eine verspätete Einweihung des schönen Herrensitzes sollte es sein, mit der Devise: Der Schloßherr Walder Nornepygge empfängt alle seine Freunde bei sich und freut sich mit ihnen ... Es war nicht sehr neu und geistreich, wie alles, was von Oironet ausging, aber es trat vehement, mutig und gesund in die Welt.

„Wen soll ich einladen?" wandte er sich an Walder.

„Sie müssen mir die Adressen Ihrer Freunde angeben."

„Freunde? —“ ſein Auge ſchwamm in Troſtloſigkeit.

„Ja, ich bitte Sie darum.“

„Freunde —. Allerdings verkehre ich jetzt mit einigen Leuten. Ich — will Ihnen die Adreſſen gern ſagen.“ Er nannte: d'Ormi, Guachen, Rocketby, die Tock . . .“

„Aber das ſind ja viel, viel zu wenig,“ jammerte Oironet, „weiter, weiter!“

„Ich kann — wirklich nicht mehr weiter!“ ſchrie Walder mit der Uberzeugtheit des Elends, zugleich froh über den Doppelſinn ſeiner Worte ... Oironet erkundigte ſich hierauf beim Vater Nornepygge.

„O Sie wollen wiſſen, welche Freunde Walder hat? Das kann ich Ihnen ganz genau ſagen. Meinen Sohn kenne ich durch und durch.“ Er ſperrte einen Kaſten auf, brachte einen umfangreichen Folianten zum Vorſchein. „Hier ſchreibe ich in meinen Mußeſtunden die Biographie Walders. Er iſt doch ein hervorragender Mann, ein großer Chemiker, ein Philoſoph. Leider habe ich viel zu wenig Zeit zu dieſer Arbeit, viel zu wenig Zeit. Das iſt überhaupt mein Unglück, meine ärztliche Praxis wird von Tag zu Tag größer. Und jetzt noch obendrein dieſes Unwohlſein! . . . Nun gut, was liegt daran! Wenn Sie wünſchen, Herr Oironet, werde ich Ihnen morgen einen genauen Auszug aus dieſer Biographie vorlegen, Walders Freundſchaften betreffend.“

Einmal schaute Walder zum Fenster hinaus, verloren in die maßlose Nacht, der er sich verwandt fühlte. Große Schneeflocken schwebten wie schlafende weiße Tauben am Licht der Bogenlampe vorbei, sanken in der Dunkelheit ohne Rettung unter. Walder sah ihnen nach, tiefer zur Erde. Da bemerkte er die schwarze Wagenreihe, die langsam im wechselnden Schimmer ihrer Seitenlichter an der Schloßrampe vorfuhr ...

Er besann sich: „Ah, der Ball!" und eilte in seine Kleider.

Unten im großen Vorsaal der Rotunde fand er die Seinen schon mit dem Empfang beschäftigt. Oironet begrüßte, ging hin und her, erweckte hier ein kleines Gelächter, dort eine heftige Unterhaltung von ernster Getragenheit. Alle beschäftigte er, die immer neu Einströmenden führte er zu denen, die schon feste Plätze innehatten; seine untrügliche Sicherheit teilte sich den Gruppen mit. Ein lautes freudiges Summen machte bald die Kerzen in den goldenen Kandelabern erzittern ... Walder hielt ihn an: „Was sind denn das für — Leute, die da kommen?"

„Nun, Ihre Freunde. Sie müssen sie doch kennen." Walder erkannte einige, unter großen Anstrengungen. Es waren Menschen, mit denen er früher verkehrt hatte, überwundene Stile, gleichgültige Rubriken. Das andrängende Gewimmel der vielen Köpfe, diese zahllosen Fräcke, die elegant,

ihre schönen Gemahlinnen am Arm, durch die große Flügeltür an den Verbeugungen der Diener vorbeieilten, diese Mannigfaltigkeit von Haarfarben und Körpergrößen bestürzte ihn heftig. Plötzlich schien es ihm unerhört und wie ein schändliches Verbrechen, daß er der Reihe nach mit so verschiedenen Charakteren sich wohlgefühlt hatte; alle Phasen seiner wetterwendischen Seele, die einander abgelöst hatten, standen plötzlich gleichzeitig nebeneinander vor ihm, durch eine geheimnisvolle Formel beschworen, verkörperlicht. Es war wie eine Vision. Alle diese hatte er einmal als Genossen anerkannt, nun kamen sie und forderten etwas von ihm, sie ließen nicht mit sich spielen, sie wollten sein Leben, jeder ein Stückchen seines Lebens ... Schaudernd entwich er in die Rotunde, die noch leer stand.

Sie blitzte von Licht, mit ihren glänzenden Seidentapeten, ihren spiegelnden Marmorpilastern, der ungeheuren an Goldschmuck reichen Kuppel, die in dem blankgewichsten Parkett einen blonden Widerschein erweckte. An den Wänden sprangen dickwangige Rokokoengel über Schnörkel und Netze, sie flogen mit Blumenbuketts zur Decke empor, balgten sich um Fruchtkörbe, trommelten und tanzten. Schiefe Gitter aus schmalen Goldstäben in Form von geschweiften Schilden wechselten mit allegorischen Medaillons ab. Vor dem fetten Rot der großen Ehrentribüne nahmen sich weißlackierte

Seſſel mit ovalen, ſchmächtigen Lehnen wie patriziſche Geſpenſter aus. Oleander in violetten Kübeln bildeten ein ſteifes Spalier, während zwanglos angeordnete Haine von Nadelbäumen in duftige Niſchen und Ecken lockten.

Walder erſtaunte: Ah der Ball, der Ball! Ich gebe einen Ball. Ich arrangiere heute einen Ball. Aber es iſt ſo wie in meinem ganzen Leben, — etwas geht vor ſich, was man meinem Willen zuſchreibt. Indeſſen bin ich im Grunde ganz unbeteiligt daran, man hat mich genötigt, beeinflußt, von allen Seiten gelenkt. Ich tue gar nichts dazu, ich werde getan. Ich ſtehe ſchließlich vor irgendeiner fertigen Tatſache und man applaudiert mir oder beſchimpft mich, wozu ich mit gleicher Berechtigung ſchuldloſe Mienen ziehe. Dieſer Ball iſt ein Symbol meines Lebens ... Ach, der Teufel hole dieſe Symbole, eine veraltete Mode der Dichtkunſt, haha ... Hier in der Ecke finde ich noch eins in aller Geſchwindigkeit. Der Tropf von Diener wiſcht eifrig, vielleicht um dadurch meine Gunſt auf ſich zu ziehn, an einer längſt blankgeputzten Marmorſtatue. Er ſteht vor einer fertigen Tatſache und tut ſo, als hätte er dabei noch allerlei zu ſchaffen. Ganz wie ich, ganz wie ich ...

Die Flügeltüren öffneten ſich mit feierlichem Schwung, die Muſikkapelle oben auf dem in Form einer feingebogenen Lippe vorſpringenden Balkon begann eine Polonaiſe, unter Vorantritt mehrerer

Zeremonienmeiſter ordnete ſich ein langer Zug. Die älteren Herren und Damen beſetzten die Eſtrade, an ihnen vorbei ſchritten die Paare in lebhafter Unterhaltung. Aber gleich nach der Polonaiſe verſchwand die Einheitlichkeit, man trat zu Gruppen auseinander. Es gab ſo viele verſchiedene Kreiſe und Intereſſen in dieſer Geſellſchaft . . .

In der Mitte des Saales kamen die Künſtler zuſammen. Sie zeigten mit Stolz die einen ihre ganz nach der letzten Mode oder gar nach der morgigen geſchnittenen Anzüge, die anderen ihre Biedermeierröcke nach eigenen Entwürfen mit ſteif aufſteigenden Samtkragen und engen Taillen. Jeder hatte irgendeine Attrappe vorzuweiſen, eine altertümliche Krawattennadel oder eine von der Großmutter geerbte Uhrkette aus Dukatengold oder Stiefel, die man hinten zuknöpfte. Ihre Frauen dagegen, in ſtumpfen Farben der Reformkoſtüme, geſtickten oder bemalten Trägern, glattfriſierten Haaren, ſahn auf die einfache große Linie . . . Jans und Michael Ehſtredt, die Reklamebrüder, fehlten nicht. Während Jans harmlos ein junges Mädchen anlachte, begab ſich Michael düſter auf Studien, benützte die ihm nicht allzu häufige Gelegenheit, einen Prunkſaal zu ſehn. Er bemerkte die roten Lampenſchirme, die von innerer Flamme durchſtrahlt der Logenreihe einen eigentümlichen Eindruck gaben. Womit könnte man das vergleichen, dachte er ſorgenvoll und ſchwankte zwiſchen

einem Rosenbeet und einem Reigen von Bacchantinnen mit erhitzten Wangen.

An der Estrade standen sanfte Gestalten mit müden und klugen Gesichtern, die traurig lächelten. Es waren die Großkaufleute, Börseaner der „Stadt". Ihre erschöpften Augen suchten den Saal ab, die Wände, die Dekorationen und sie fanden nichts, was sie interessiert hätte. Ihre Gehirne, die tagsüber arbeiteten und nun ausgesogen und leer von Mußestunden keinen Gebrauch zu machen wußten, waren in einer nervösen Verlegenheit, jedem Anstoß preisgegeben. Diese Leute kamen hierher, nicht wie die Künstler, um eine Persönlichkeit darzubieten, zu wirken, zu leben; nein sie wollten ausruhn, sich unterhalten lassen, lustig sein. Sie waren für alles dankbar, was sie verstanden: für jeden Witz, für Kotillontouren, für Bemerkungen, für Musik, für die Berührung einer Frau. Und wenn man sie ansprach, vermieden sie, von kommerziellen Angelegenheiten zu reden, neigten gefällig und aufmerksam den Kopf, antworteten leise.

In lautem Zug und selbstbewußt bummelten die Couleurstudenten, Walders Kollegen aus der Universitätszeit, auf und nieder. Mit arroganten Mienen unter den gestickten Zerevisкappen, die sie selbst beim Tanzen nicht abnahmen, schauten sie den Damen ins Gesicht, setzten irgendeinen feigen Satisfaktionsfähigen, auf den sie einen plötzlichen, unbegründeten Haß warfen, durch Blicke und halb-

laute Beleidigungen in Angst, warteten auf Anrempelungen, berichteten einander mit wichtigen Augenbrauen die Verläufe und Ausgänge der letzten Mensuren. Sie lachten die Künstler aus, mißtrauten den Kaufleuten und verachteten die ganze Welt.

Die Mitglieder der Differenzierten-Loge drückten sich in eine Ecke. Da sie sich als intimste Freunde des Schloßherrn fühlten, beinahe als Mitgastgeber, wäre es ihnen zu selbstverständlich erschienen, in den Mittelpunkt des Festes zu treten und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn. Deshalb hielten sie sich versteckt, plauderten in gleichgültigem Ton und kümmerten sich um niemanden. Guachen hatte die Einladung überhaupt abgelehnt. ... Walder trat zu ihnen und fragte sie, wie es ihnen gehe. Sie gaben wortkarge und unbehagliche Auskünfte.

Auf der Estrade trafen hohe Staatsbeamte, Bankdirektoren, akademische Lehrer und Politiker zusammen, die einander auf jedem Ball wiederfinden. Man drängte sich zu ihnen. Und die alten Herren, die Damen mit Perlendiademen, seit langem daran gewöhnt im Vordergrund zu stehn, zuckten mit keiner Wimper, während aller Blicke kritisch auf sie gerichtet waren. Viele ließen sich ihnen vorstellen und glaubten, wenn sie den Mächtigen durch eine scherzhafte Redewendung ein Lächeln abnötigten, schon bedeutende fiskalische Privilegien, Aufträge, eine Dozentur oder einen bequemen Posten in der

Taſche zu haben. Die Künſtler machten hier ihre Buckerl, die Großkaufleute vergaßen ihr Erholungsbedürfnis, die Couleurſtudenten ihre Überlegenheit. Alle kamen, glänzten rot vor Erregung und Schweiß, machten dienſtfertige Ruderbewegungen mit dem rechten Arm, platzten bei jedem Witzchen des Würdenträgers in unwiderſtehliches langes Gelächter aus; und wenn man ſie durch ein Verſprechen, ein Lobeswort befriedigte, ſtrahlten ſie, ſahen bewegt ins Licht und dachten mit verliebten Augen an eine reiche Braut.

Oironet führte die beiden Redakteure des „Fortſchritt", Gramner und Lankor, die Stufen hinauf. Heute galt keine Parteiung und die wütenden Sozialiſten miſchten ſich ſchnell unter die konſervativſten Regierungsmänner. Aber unbemerkt winkte ſie Oironet bald darauf in eine Loge und hatte eine lange Konferenz mit ihnen und einigen andern Vertrauensmännern demokratiſcher Überzeugung. Wichtige Dinge wurden erörtert, mit ernſten Mienen ließ ſie Oironet zurück, während er luſtig in elaſtiſchen Sprüngen ſchon wieder über das Parkett eilte.

Walder, der ſeine Klubgenoſſen eben verlaſſen hatte und wieder einſam einherirrte, machte einen großen Bogen um ihn.

Aber da kam ihm Reckleiner in den Weg; ſein Geſicht lag in tauſend dünnen ſorgenvollen Falten, der Zwicker tanzte auf der engen Naſe und ſtieg

manchmal bis zu den grauen geringelten Haaren herauf. „Ein interessanter Kopf," flüsterten die Künstler in der Mitte des Saales. Alles an ihm war Unruhe, während seine dicke Frau Lelia neben ihm still, verführerisch, gleichsam eingelullt im sichern Bewußtsein ihrer blendenden Schultern und des vollkommenen Beckens sich hinwiegte. Sie hielt Walder an.

Auch Reckleiner zwang sich sichtlich mühsam, aus seinem Grübeln heraus, zu einigen Worten an Walder: „Exorbitant schön hast du's hier. Eine Hausse in Marmor wird kommen, wenn du so viel verbrauchst, schätz ich."

Aber mit blasser Gleichgültigkeit wies ihn Walder ab und eilte vorbei.

Der Spekulant sah ihm verzweifelt nach. Dann schritt er weiter, die Frau am Arm, um die er sich nicht kümmerte. Er grüßte nach allen Seiten, aber niemand winkte ihm zu, alles war kühl. Unbeliebt und einsam blieb er schließlich nach seinem Rundgang wieder in der Nähe der Türe stehn, während Lelia kokette Blicke versandte. Michael Ehstredt bemerkte sie und bat, klopfenden Herzens heraneilend, um den beginnenden Sir Roger. Reckleiner stand jetzt ganz allein da.

Wie ein Gegenstück nahm sich an der andern Seite der Türe ein kleines o-beiniges Männlein aus, der Polizeirat Bytten. Allgemein gehaßt, selbst bei Kollegen nicht gern gesehn, nicht weniger unbeliebt durch seine Bestechlichkeit, seinen Geiz

und seine perfiden Listen wie Reckleiner durch seine rücksichtslos kapitalistische Seele, hatte er sich von der Estrade, wo man ihn mit befremdeten Blicken von allen Seiten gemessen hatte, geflüchtet und wäre am liebsten nach Hause gegangen. Aber das verbot ihm sein Stolz. Außerdem war er hierher in der geheimen Hoffnung gekommen, ein gefährliches Komplott, von dem man in der „Stadt" munkelte, aufzudecken. Nun gut, als Freund hatte man ihn nicht willkommen geheißen, nun wollte er seines Amtes walten.

Mit Frohlocken beobachtete Walder von ferne die beiden. Einsam sind sie wie ich, dachte er, einsam aber durch ihre allzu starke Entschlossenheit wie ich durch Unentschlossenheit. Das muß doch weniger schmerzhaft sein als mein Fall, sie finden wenigstens an sich selbst einen festen Freund.

Plötzlich entstand ein lebhaftes Drängen gegen die Türe zu. Aber natürlich nicht um der beiden Einsamen willen, die auch weiterhin unbeachtet blieben. Sondern, weil Polledi eben hereintrat.

Polledi, der Spaßmacher und Freund aller Gesellschaftskreise, ein Mensch, der immer auffallend angezogen war, immer up to date, die neuesten Witze kolportierte, unfehlbar unterhielt, Anekdoten erzählte, die letzten Neuigkeiten wußte und die Erfindungen der Mode vor allen andern aus England bezog. Da er aus unbekannten Geldquellen schöpfte, hielten ihn einige für einen Hochstapler.

Die andern wußten, daß er seine gesellschaftlichen Beziehungen, die in die höchsten Aristokratenkreise reichten, finanziell ausschrote, indem er Leumunde fabriziere und gewünschten Gerüchten Eingang verschaffe. Über eins waren sich aber alle klar, daß ohne Polledi kein Amüsement möglich sei, daß man ihn zu jedem Hausball, zu jeder Hochzeit, zu jeder Reunion von einiger Bedeutung zuziehn müsse. Und er kam immer, wenn die Einladungen nicht kollidierten. Man schätzte ihn und nahm ihn überall für gleichberechtigt, obwohl er aus einer ganz armen Judenfamilie des Ghetto stammte. Seine Manieren waren ja die feinsten, sein Takt über alle Zweifel erhaben, sein gesellschaftlicher Schliff dem der elegantesten Kavaliere ebenbürtig. Außerdem aber besaß er noch, was diesen Kavalieren fehlte: Initiative, Temperament, Erfindungsgabe. Er belebte, er regte an, immer führte er etwas zum Lachen mit sich. Die Künstler begrüßten ihn, wollten ihn skizzieren, die Geschäftsleute verlangten seinen neuesten Schlager, die Damen wollten von ihm angesprochen sein und baten ihn, Kainz und andere berühmte Schauspieler zu kopieren. Die Politiker erfuhren von ihm Intimes über die abwesenden Kollegen, den Staatsbeamten gab er Bericht über die neue Mätresse des Kaisers, mit den Differenzierten machte er Wortwitze und skeptische Beobachtungen, und vollends zu Dironet faßte er sofort eine feurige, bewundernde Liebe.

Walder dachte gequält und neidisch: Du lieber Gott, das ist also auch einer, der in allen Stilen sich wohl befindet wie ich, wie ich eine grauenerregende Menge und Vielfältigkeit zum Verkehr hat. Soweit also mein Ebenbild. Und doch genau mein vollkommner Gegensatz, da er in diesem Schillern sich glücklich fühlt, das mich verrückt macht. Er bleibt immer fest beisammen, trotz allem, er zerflattert nicht. Was mich zerschmettert, diese Anpassungsfähigkeit, Untreue mir selbst, verwandtschaftliches Gefühl zu allen Arten von Menschentum, gerade das gibt ihm Federn, Schnellkraft. Er denkt eben nicht weiter darüber nach, er ist unmittelbar, ganz er selbst, ein Stil für sich. O Stil, du Labsal, unfehlbares Kokain für schmerzhafte Seelen! O Polledi, du Clown, wie gerne gäbe ich den Ruhm meines konsequenten Denkens um deine Sorglosigkeit, gäbe ihn um eine einzige Nacht deines kindischen, wahrhaft-unbewußten Lachens! Wie gern wäre ich einfach, schlicht, nichts als ohne Verantwortung lebendig . . .

Nun erhob sich im Saal ein Walzer von lauter Süßigkeit. Man wurde gierig, man warf sich an die Damen, in tobende Parmaveilchen- und Lavendeldüfte, man steigerte sein ganzes Wesen um einen Grad aufwärts, in Lustigkeit und Übermut. Polledi sprühte, feuerte an. Aber Oironet übertraf ihn noch. Überall züngelten seine Frackschöße, überall stellte er Fremde einander vor, verband Gruppen,

forderte auf, die Damen zu engagieren, führte Widerſtrebende mitten in den Wirbel. Er benahm ſich wie ein verklärter Tanzmeiſter, Polledi wie ſein dienſteifriger Aſſiſtent. Denn die beiden rivaliſierten nicht, ſondern arbeiteten ohne Verabredung eifrig dem gleichen Ziel zu, der Orgie ohne Beſinnung, unbürgerlichen Ausſchweifungen. Sie ſprachen oft kurz miteinander, trennten ſich, eiferten, kamen dann wieder für eine Sekunde zuſammen. Sie waren Energie und Sauerteig des Feſtes. Nur faßte Polledi das Ganze mehr als einen gelungenen Jux auf, während hinter Oironets prachtvollem Ungeſtüm manchmal eine tiefe Sehnſucht, tapferer Kampf gegen alles Unfreie aufblitzte ...

Eben eilte er an den Tiſchen in einem künſtlichen Nadelwald vorbei, zu denen ſich eine Schar jüngerer Kaufleute müde und ſkeptiſch zurückgezogen hatte.

„Nun, was macht die Jugend?“ rief Oironet im Vorbeifliegen.

„Jugend?“ klang es von ihren bleichen Lippen und ſie gähnten. „Nein, auf dieſes Witzblatt ſind wir nicht mehr abonniert.“

Aber der energiſche Arrangeur ließ nicht nach, er duldete keine Reſignation. Sie mußten mit ihm in den Trubel, er ſtellte ſie ſchönen luſtigen Damen vor, die, man wußte nicht woher, plötzlich aufgetaucht waren. Wie ein unfehlbarer Stratege verteilte er ſeine Truppen, führte geheime Hilfskräfte

in den Kampf. Die Gattin eines Millionärs rümpfte allerdings die Naſe und behauptete, eine Schauſpielerin zweifelhaften Rufes, ſogar mehrere Kokotten unter den neuangekommenen Damen zu erkennen. Aber niemand hörte auf ſie. Die Stimme wildeſter Luſt war erwacht, der begehrliche Atem der Männer brandete immer heißer an den entblößten Hälſen und Brüſten der Frauen, die aufgeregt die Augen halb ſchloſſen und mit wehen Seufzern, erſchauernd im ſtarken Arme den Kopf zurückbogen, den Unterleib an ihren Tänzer anpreßten. Die Muſik hörte überhaupt nicht mehr auf. Zwei Kapellen wechſelten miteinander ab ... Und Oironet ſtand mit leuchtenden ſchwarzen Blicken mitten im Saal, mitten in aufziſchender Sinnlichkeit, in der er ſich wie ein Beherrſcher wohlfühlte. Er erblickte Walder, der ſich fernhielt, und machte zu ihm hinüber eine weite, gleichſam alles umfaſſende Handbewegung. Es ſchien, als reiche ſein Arm bis an die Logenreihe, laſſe die roten Lampen dort wie eine leuchtende Spur zurück ...

Dem Weinen nahe entwich Walder vor ihm über die große Freitreppe, auf die Galerie. Er preßte ſeine bleiche Stirn an eine ſpiegelnde Marmorſäule, betrachtete ſich mit einem Gemiſch von Verwunderung und Mitleid: Armer Nornepygge, armer ſchmaler Freund, dir geht es nicht gut. Wirklich nicht! Wie gern wärſt du einfach, ſchlicht, nichts als ohne Verantwortung lebendig, ein Bauer!

Alle freun sich, nur du nicht. Jemand sollte dich in die Hände nehmen, küssen, streicheln. Nicht wahr, das möchtest du? Stillsitzen, indes man dich tröstet, indes eine natürliche Melodie aus dem offenen lichten Fenster einer ländlichen Stube zu dir herübertönt. Stillsitzen, zur großen Natur zurückkehren ...

Plötzlich sprach ihn Oironet an, der ihn verfolgt hatte: „Nun wie gefällt es Ihnen? Wie unterhalten Sie sich auf Ihrem Ball?"

„Auf meinem Ball?" Walder war erbost, mehr über sich als über den andern.

„So viele lustige Leute! aber sie sollen noch heftiger werden, sie sollen rasen vor Lustigkeit! Frei will ich sie sehn, ohne Einflüsterungen, auf der reinen Bahn ihrer Natur in großer Bewegung."

„Bewegung? Ist denn so etwas — überhaupt möglich?"

„Ich verstehe nicht ..."

„Nun — das ist ja gleichgültig. Wir wollen kein — philosophisches Gespräch — führen, nicht wahr. Lassen Sie mich lieber allein, ich bin — krank ..."

Oironet legte ihm zutraulich die Hand auf die Schulter, näherte ihm sein Gesicht, indem er sich beugte: „Warum diese Traurigkeit? Freuen Sie sich doch! Den ganzen Abend schon ..."

„Wie, Sie haben — auch schon bemerkt, daß ich den ganzen Abend über — traurig bin," unterbrach ihn Walder, fast beleidigt.

Der freundliche Riese überhörte diese Bemerkung: „Den ganzen Abend schon denke ich darüber nach, warum Sie sich so zurückziehn. Sie sind jung, Sie sind reich, Sie sind schön. Nichts fehlt Ihnen. Was Sie nur wollen, steht bereit. Man hat Sie gern, man verehrt Sie. Sie brauchen nichts wider Ihren Willen zu arbeiten, Sie sind frei . . ."

„Ich . . . bin . . . frei?"

„Natürlich, niemand kann Sie zu irgend etwas zwingen. Also lassen Sie doch das Grübeln, kommen Sie in den Saal herunter, leben Sie drauf los."

„Aber — ich kann eben nicht leben," rief Walder in Verzweiflung.

„Weil Sie es noch nie versucht haben."

„Ich kann es eben auch — nicht versuchen zu leben."

„Sie Kindchen," und Oironet nahm ihn fest, zärtlich um die Hüfte. „Warum denn nicht?"

Walder dachte nach. Und mit einemmal kam ihm die Situation unwiderstehlich-lächerlich vor. Er kicherte weinerlich vor sich hin und wiederholte: „Warum denn nicht? Warum denn nicht . . .?" mit blöden Lippen, während Oironet ihn erschrocken losließ und von oben bis unten mit besorgter Miene musterte.

Dann packte er ihn wieder, energischer: „Kommen Sie in den Saal hinunter."

Plötzlich fiel Walder eine Abwehr ein und, da er froh war, das Gespräch auf ein anderes Geleise

zu bringen, redete er ſchnell: „Sehn Sie, ich bin ja nicht — der einzige in dieſer Lage. Es iſt gar nicht ſo abnorm — ſchwerblütig zu ſein, wie Sie glauben. Da habe ich — Freunde auf dem Ball, von denen ich überzeugt bin, daß es ihnen ebenſo — ſchlecht geht wie mir, daß ſie mißmutig bis aufs Äußerſte ſind und von gleichgültigen — Dingen reden."

„Wer iſt denn das? Wer denn?"

„Nun, die Johanna Tock — zum Beiſpiel."

„Begreiflich. So ein häßliches Frauenzimmer kann ſich doch nirgends durchſetzen. Mit ihrem Schnurrbart, den dünnen ſpärlichen Haaren über der herausgekugelten Stirn . . . ein Mannweib iſt ſie, vielleicht pervers, gewiß etwas Mißlungenes."

„Oder Rocketby."

„Dieſes ſommerſproſſige Beefſteak. Und außerdem ganz arm, direkt am Verhungern, in ein abenteuerliches Leben durch Geldmangel gehetzt. Den wollen Sie mit ſich vergleichen?"

„Jean d'Ormi."

„. . . . übt einen Beruf aus, der ihn diffamiert. Wiſſen Sie es nicht? Er iſt ein Polizeiſpitzel, von allen verachtet. Ja bei ſolchen Leuten finde ich eine gedrückte Stimmung ganz am Platz, mit ſolchen dürfen Sie mir nicht kommen. Da könnten Sie gleich auch noch Guachen nennen, dieſen Krüppel und Auskneifer. Ja, mein Lieber, das ſind lädierte Exiſtenzen . . ."

„Aber sonderbare Menschen."

„Pfui Teufel! So was nennen Sie sonderbar! Buntscheckig sind sie wie eine Hautkrankheit, Schwächlinge, Sonderlinge mehr durch den Willen der Welt als durch ihren eigenen, ausgestoßen aus dem Verkehr . . ."

„Oho, ich — verkehre mit ihnen."

„Das ist es ja eben, was mir nicht gefällt. Warum tun Sie das? Warum degradieren Sie sich? . . . Sie könnten eine ganz andre Rolle spielen, Sie könnten etwas Großes sein, Volksführer, Parlamentarier, Kaiser . . ."

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre — gute Meinung. Aber ich glaube, Sie — kennen mich zu wenig . . ."

„Ich bitte schön, Herr Walder, reden Sie nur nicht so höflich. Ich weiß ja, daß Sie mich verachten . . ."

„O nein . . ."

„Um so besser. Sehn Sie, ich habe Sie gern, Sie gefallen mir. Deshalb bin ich offen zu Ihnen, gerade heraus, wie es nun einmal in meiner Art liegt. Ich rate Ihnen, suchen Sie eine andere Gesellschaft. Sie werden auf andere Gedanken kommen . . ."

„Meinen Sie wirklich?"

„Ich weiß es."

Nach einer kleinen Pause machte Walder eine leere Handdrehung: „Welch ein — merkwürdiges Gespräch! Finden Sie nicht, daß es so hübsch in

der Luft schwebt . . . ganz ohne — Unterlage? Und dazu diese Melodien, diese langen Geigenstriche . . ."

„Wehren Sie sich doch nicht so! Seien Sie offen, wie ich es bin. Gestehn Sie, daß Sie verfehlt und unrichtig leben. Sie denken zu viel nach. Ich weiß, was Ihnen fehlt."

„Nun, was denn, was denn?"

„Ganz einfach. Ihnen fehlt ein Mädchen, eine Liebe."

Walder fuhr auf: „Sie bedrängen mich!"

Oironet wollte freundlich erwidern. Da trat Irmgard, seine junge Frau, zu ihm und hielt ihm, von rückwärts hoch hinauflangend, die Augen zu. Er tastete nach hinten, erkannte sie irgendwie und, indem er sich umdrehte, umschlang er sie, hob sie in die Luft, wirbelte sie herum. Dann sagte er zu Walder, der vor ihrem Kreisen zurückspringen mußte: „Sehn Sie, das fehlt Ihnen. Eine schöne Frau, die Sie verwöhnt . . . Ja, Irmgard, du verwöhnst mich." Sie schaute andächtig zu ihm auf, aus treuen blauen Augen, während er fortfuhr: „Und nun hinunter! Alles soll wahnsinnig vor Vergnügen werden, wir wollen heute toll sein wie noch nie. Kommen Sie mit, Walder. Sie sollen sehn, auch Ihre Freunde müssen mittun! Heute darf keiner ohne Liebe bleiben. Also kommen Sie." Und er stürmte mit seiner Frau, die sich als ein folgsames Kind an der Hand führen

ließ, die Treppe hinunter, schön wie ein Imperator, wie der Gott des Balles. Er teilte die Paare, die nun schon wie in Trunkenheit, bewußtlos vor Begierde durcheinander walzten. Wie ein Kranz feuriger Früchte legte sich das ganze Fest um ihn...

Walder machte ein paar Schritte, dann blieb er stehn. Es ärgerte ihn, daß Oironet etwas so Richtiges über ihn gesagt hatte. Nun war er bemüht, sich einzureden, daß sein Leid eigentlich viel komplizierter sei und daß dieser grobe Mensch ihn doch nicht durchschaue. Aber sofort erkannte er, daß diese Bemühung ganz menschlich auf einer verletzten Eitelkeit beruhe, und gab sie auf, als seiner unwürdig. Obwohl es doch gar nicht so sicher war, ob sein Leid am Ende nicht doch komplizierter sei, als Oironet annahm ... So bohrte er sich immer tiefer in Nachdenken, während entfesselte Düfte wie große Vögel dem Ball entstiegen, emporflogen, die Galerien erfüllten, während ein bebender Lärm aus Orchestermusik, Geschwätz, Schlürfen der Füße, Kleiderrascheln die Kuppel zu sprengen drohte... Er dachte: O Gott ja, mir fehlt ein Mädchen. Ein Mädchen mit bescheiden-hausfraulichen Schultern und braunen Haarwellen. Ja, ich leugne es nicht länger. Ich bin verliebt, verliebt in Lotte aus Stettin, in diese dumme Gans. Wo ist sie? Ach könnte ich ihr doch zu Füßen liegen und sie tausendmal für dieses Schimpfwort um Verzeihung bitten, um Verzeihung

bitten! Ich weiß nicht mehr, was ich möchte. O sie sollte hier sein und mich trösten, gleichgültig worüber, freundlich zu mir sein. Ein Gespräch wie unlängst in dem Bibliothekzimmer möchte ich mit ihr führen, aber länger, viel länger, ein ewiges Gespräch. Über alles mögliche, über alles, was es überhaupt auf der Welt gibt, möchte ich mit ihr sprechen. Ich möchte sie fragen, wie das Haus aussieht, das der Nähschule in Stettin, die sie besucht, gegenüberliegt. Alles das erscheint mir jetzt so wichtig und wie ein Geschenk, ein ungeheures Glück, wenn sie es ausspricht. Ich möchte noch einmal hören, wie sie mir Lob erteilt, weil ich die Frauen nicht verachte und ihnen zuliebe, wie sie meint, ein politisches Thema bei der Mittagsunterhaltung fallen lasse. Ich möchte bei ihr sein, lieber Gott, ich möchte bei ihr sein, ich habe solche Angst, solche Sehnsucht! Angstgefühl, das ist Liebe, ja das weiß ich nun ganz genau, das ist meine eigenste, sicherste Erfahrung ... Und ich möchte gar nichts von ihr haben, nicht sie quetschen wie dieser Oironet seine Frau, nicht sie berühren, nicht einmal sie küssen. Nur bei ihr sein möchte ich, gütlich neben ihr sitzen und ein langes, langes Gespräch mit ihr führen, ohne Sorgen und ohne Absicht. Ich möchte irgendeine Geschichte für sie erfinden und ganz ohne Aufregung, ganz gemessen erzählen. Dann wieder möchte ich sie fragen, ob sie schwimmen kann, welche Schriftsteller

ſie vorzieht. Vielleicht hat ſie Angſt bei Gewittern, vielleicht hat ſie eine merkwürdige Sympathie für hinkende Bettlerinnen, vielleicht freut ſie ſich über Segelregatten. Himmel, das alles weiß ich noch nicht; und bin doch ſo neugierig, es zu erfahren, die genaueſte Topographie ihrer kleinen, kleinen niedlichen Seele zu erforſchen, ihrer kleinen Seele, ihrer winzigen Seele, ihrer mikroſkopiſchen Seele. Verdammt! wenn es mir nur klar wäre, ob ich das alles ironiſch ſage oder ob ich trotz allem doch verliebt bin. Ich mache mich immerfort über die braune Lotte luſtig, ich verſpotte ſie, mittelſt meines ungemein leiſtungsfähigen und prompten Denkapparates ſehe ich ein, daß ſie ein kleines unbedeutendes Mäderl iſt. Und ich ... ich bin Walder Nornepygge, Reſpekt! Reſpekt? Wahrhaftig Reſpekt? Ach nein, dieſer Walder mit ſeiner Klarheit und Logik iſt ein Unglücksmenſch, ihm fehlt die Kraft, Widerſprüche zu verdauen, ſich frei zu wähnen, ihm fehlen Wolken, Umſchleierungen, ſegensvolle Irrtümer und eine ſüße Myſtik zumal, eine ſüße Myſtik zumal ...

Und der Ball lärmte wie ein Meer in ausdauernder Luſtigkeit... Walder verließ die Galerie und trat einen bedächtigen Rundgang durch die Nebengemächer der Rotunde an. Dorthin warf das Meer von Zeit zu Zeit eine Gruppe von Leuten, Geſinnungsgenoſſen, die ſich auf eigene Fauſt vergnügen wollten, Freunde aus allen Geſell-

schaftskreisen des Festes; denn schon waren alle befreundet, alle Kanten von den lauen Wellen abgeschliffen.

In einem dieser Zimmer hatten die Kouleurstudenten eine Kneipe etabliert. Damen mit neugierigen Mienen waren zugezogen, auch Finken, Knaben in steilen Kragen, verschüchtert und geehrt. Man erlaubte ihnen, den Text der Kantusse in den Bibeln nachzulesen, während die Studenten mit zurückgeworfenen Köpfen in imposanter Auswendigkeit sangen. Der Senior der Korona, ein schmißgepflügtes Gesicht mit martialischen Augen, die aus blutrotem, dickem Fleisch mühsam hervorsickerten, hielt dann eine Rede, schloß donnernd: „.... und so stehn wir für Freiheit, Ehre, Vaterland immer in den ersten Reihn. Frei ist der Bursch, Heil! Ich wünsche der Kneipe einen feuchtfröhlichen Verlauf." In jedem seiner Worte lag drohendes Säbelklirren .... Und diese Terroristen, dachte Walder, reden von Freiheit, ahnen den Widerspruch gar nicht. Die Glücklichen, das ist ihre Mystik! ...

Nebenan hatten sich junge Kaufleute, Beamte, Journalisten zusammengefunden. Hier hielt Polledi das Präsidium. Man besoff sich, man ging im Gänsemarsch um den Tisch und stimmte ein Lied an:

Himmel, Arsch und Zwirn!
Der Mensch, der kann sich irr'n.
Der Mensch, der kann sich irr'n.
Himmel, Arsch und Zwirn!

Papürr, Papürr, kein Silbergeld.
Papürr, Papürr, kein Silbergeld.
Papürr, Papürr, kein Silbergeld.

Auch wieder eine Mystik, ordnete Walder seine Gedanken, ihre Mystik liegt in der Region des Stumpfsinns. Jetzt glauben sie, die tagsüber ohne Unterlaß die Peitsche des Ausgerechneten und Zweckmäßigen fühlen, frei von allem Zwang zu sein ...

Er ging weiter, schaute durch die nächste Türe in einen kleinen Raum. In einem Fahrsessel ruhte da sein Vater, blaß, sichtlich unwohl, von Onkel Alex behütet, und unterhielt sich mit „Plappermäulchen", dem rosigen Maler. Neugierig versteckte sich Walder hinter einer Palme.

„Sie wollen mir also, lieber Herr Ehstredt, das Exlibris malen," sagte der alte Nornepygge.

„Natürlich, Herr Baron, es soll mir eine Ehre sein."

„Gut. Nun müssen Sie also trachten, meinen Charakter darin zur Darstellung zu bringen, mein Leben sozusagen, bis in alle Einzelheiten, verstehn Sie, bis in alle Einzelheiten."

„Natürlich, selbstredend."

„Es wird also gut sein, wenn Sie andeuten, daß ich Arzt bin, praktischer Arzt. Können Sie das?"

„Herrlich. Die Hygiea mit der Schlange und Schale ..."

„Ich bitte Sie, nur das nicht! Man hielte mich

dann am Ende für so einen Gelehrten der neuen Richtung, für einen, der bloß Theorien aufstellt und ein Serum erlügt. Nein, deuten Sie lieber Werkzeuge an, die meine von Tag zu Tag sich ausbreitende Praxis symbolisieren, recht viele womöglich, meine Sonden, Messer, Meißel, Stichel, Zangen und Schröpfköpfe. Ich werde Ihnen Kupferstiche borgen, auf denen Sie dies alles dargestellt finden."

Es lebe die freie Kunst, dachte Walder.

„Ja, ich möchte Sie darum ersuchen," verbeugte sich der Maler.

„Ferner habe ich beobachtet, daß man auf solchen Exlibris oft den Namen des Besitzers allegorisiert. Da habe ich mir also gedacht: Nornepygge, vielleicht eine Norne, Sie wissen doch, aus der deutschen Mythologie, mit einer Pike . . ."

„Famoser Einfall."

„Vergessen Sie weiterhin nicht, daß meine gottselige Frau mit dem berühmten Dichter Uhland verwandt war."

„Eine Büste vielleicht in der Ecke."

Hier mischte sich Onkel Alex ein: „Und daß dein oller Freund Rheder in Stettin ist, kannst du ja woll och mit hineinnehmen. Ick habe zwei Schiffe, Odin und Greifswald. Die müßten eigentlich och mit druff."

„Ja ja gewiß," bestätigte der Vater, hocherfreut über diese Bereicherung.

„Wollen Sie das ornamental?“

„Wie Sie das machen, ist Ihre Sache, Herr Ehstredt. Das Wichtigste aber lassen Sie ja nicht aus: daß mein Sohn eine epochale Entdeckung in der Chemie gemacht hat, daß er ein bedeutender Mann ist, daß er sich ein großartiges Schloß mit ungeheurem Grundbesitz gekauft hat ...“

„Gewiß, Herr Baron.“

„Und das Ganze, möchte ich Sie ersuchen, in nicht allzu großem Format. So etwa acht bis zehn Zentimeter im Quadrat ...“

„Es lebe die freie Kunst,“ rief Walder dem herausstürmenden Künstler zu. Er war zu glücklich über die Bestellung, um auf ihn zu achten ... Auch dieser also in seiner Mystik beseligt! Walder sah ihm erregt nach, die Lippen fest aufeinandergepreßt und tiefe Züge durch die Nase einatmend... Eine eifersüchtige Begierde hatte ihn erfaßt, irgend jemanden auf diesem unseligen Fest zu finden, der gleich ihm unbefriedigt und gepeinigt bliebe. Reckleiner fiel ihm ein und der Rat Bytten, die zwei Einsamen. Von der Balustrade aus spähte er nach ihnen ... Siehe da! sie waren nicht mehr einsam, sie hatten sich gefunden. Untergefaßt, im behaglichen Gespräch gingen sie auf und ab, an der Tribüne entlang, überboten sich gewiß in ehrsamen Sprichworten und patriotischen Phrasen. Mystik der Streberei! klassifizierte Walder ...

Und das Tanzen unten hörte nicht auf, ließ sich

immer wieder anfeuern von ſingenden Piſtontönen und pikanten kleinen Trommelſchlägen, ſchöpfte Feuer aus gern gewährten Körperwärmen, aus den Regenbogen in den Luſtre-Prismen, aus ahnungslos verſchobenen Schleiern, aus aufgewirbelten Röcken ... Walder wandte ſich und kam in einen Saal, in dem das Büfett aufgeſtellt war. Hier ſtürmte man erfolgreich Batterien von Weinflaſchen, verlangte mit dem Heißhunger der Nacht Kaviar, Obſt, Süßes. Hier küßte man ſich hinter gefälligen Portieren und ſpaniſchen Wänden, fiel auf rote Samtbänke hin, verführte und wurde verführt. Kein Paar achtete mehr darauf, was die andern taten. Mit naſſen Augen, die wie beſonnter Regen blitzten, gaben ſich die Frauen hin, ſchamlos wie in einem Walde, und die Glühbirnen an den Wänden ſchienen, da ſie ſo wenig beachtet wurden, wirklich nur trüb zu glänzen. Die angrenzenden Kabinette waren erfüllt von ſchwachen Ausrufen, ermattender Abwehr, wilden bewußtloſen Angriffen. Man ſah elegante Herren, die koſtbar gekleideten Damen mit einem Ruck des Taſchenmeſſers die Robe aufſchnitten, junge Burſchen von zartem Teint, denen üppige Weiber ihren entblößten Buſen zu halten gaben, während ſie zu ihren geheimſten Stellen taſteten, verliebte Paare, die vor Wonne ſchluchzten... Walder erſchauderte. Alſo alle dieſe Menſchen entblödeten ſich nicht, das Natürlichſte zu tun, der Notwendigkeit zu gehorchen wie geheizte Maſchinen.

O doch, manche werden sich schämen, werden aus Feinheit nichts so Selbstverständliches unternehmen, sie werden um diese trivialen, aber doch jedenfalls nicht zu unterschätzenden Genüsse kommen wie ich. Es gibt noch einen Differenzierten-Klub. Da werde ich hervorragende Leidensgenossen antreffen, immerhin . . .

Die Treppe herauf torkelte Polledi, ihm nach eine Schar vergnügter Körper. Mit idiotischen Lachkrämpfen fiel da und dort jemand nieder, eine Frau knöpfte ihr Korsett auf und warf es hinter sich in hohem Schwung, ein mißtönender Marsch erscholl:

Wir wollen uns in Schnaps berauschen!
Wir wollen unsre Weiber tauschen!
Vergessen sei, was mein, was dein.
Wir wollen wackre Russen sein.
Wutki—iiii!

Walder prallte zurück. Er hatte in dem Haufen Johanna Tock erblickt, die sich an Jans Ehstredt klammerte, das Mannweib an den rosigen mädchenhaften Maler. Und ein paar Schritte daneben tanzte Rocketby, in einem Arm Frau Lelia, in dem andern das dicke Mädchen, das Polledi mitgebracht hatte.

„Dem Lord Beefsteak mußten wir zwei geben," erklärte Oironet, der plötzlich neben Walder stand. — „Der Instinkt seiner Nation geht auf die Quantität . . . Überdies, was sagen Sie jetzt zu Ihren Freunden? Behalte ich recht?"

„Du haſt immer recht," und Irmgard ſchmiegte ſich andächtig an ihren Mann.

„Aber d'Ormi fehlt — ja noch," rief Walder, ſeine Verzweiflung in Triumphtönen bergend. Alſo ſelbſt ſeine Freunde verließen die unbehagliche Konſequenz, in die er allein geſperrt blieb.

„d'Ormi? Den kriegen wir auch noch. Heute müſſen alle ihr Mädchen finden." Oironet errötete vor Eifer, ſein braunes Geſicht ſtrahlte aus dem ſchmalen ſchwarzen Bartrahmen. „Aber den mußt du übernehmen, Irmgard. Willſt du?"

„Ich tue alles, was du befiehlſt."

„Es iſt ja nichts ſo Arges. Du mußt dir nur ein bißchen von ihm ſchön tun laſſen. Dieſe Gallier beißen nämlich nur auf feine Koſt an. Natürlich werde ich im rechten Moment dafür ſorgen, daß du abgelöſt wirſt. In der Ekſtaſe merkt er es dann gar nicht ..."

Und Walder ſah mit Staunen, wie die Frau, ohne den geringſten Unwillen über dieſe ungeheuerliche Zumutung, ein zärtliches „Ja" hauchte, ſich bebend auf die Stirne küſſen ließ und ſchon davon eilte, das gute folgſame wollüſtige Kind ... Ein ſüßer Schauer ſtürzte über ſeinen Rücken, da ihm ihre Schweſter Lotte einfiel. O das kaum faßbare Glück, die ſo zu beherrſchen, durch Liebe zu beherrſchen! Oder noch viel unfaßbarer, mit ihr ohne irgendeine Spur von Groll auf gleich und gleich zu ſtehn, ihr guter Freund zu ſein! Ach neben

ihrer energischen Unschuld, das war ihm nun klar, würde auch er endlich Ruhe finden, deutsch und einfach werden, ohne Einflüsterungen robust handeln, wie es ihm gerade einfiele. Das, was noch über den Stil der Differenzierten hinausging, konnte ihm an ihrer Seite beschert sein ... ein zufriedenes Leben, ein Leben. Ach diese einschmeichelnden Wonnen am häuslichen Herd, diese Aussprachen und Geständnisse von so eintöniger Süßigkeit, diese milden Zuckungen eines wenig ausgebreiteten Herzens, diese Beteuerungen, Rückblicke, Einschläferungen! O Lotte, sehnsüchtig vermißtes Fräulein, meiner Seele leitende Melodie ...

Und wie eine einsichtsvolle Begleitung zu diesen Regungen, denen Walder sich restlos ergab, ertönte aus einem Nebenzimmer jetzt eine liebliche Melodie, schlicht und ausdrucksvoll gezackt, ein Zug von Tönen, der übersichtlich aus dem offenen Fenster einer lichten Bauernstube zu dringen schien: die Idée fixe aus der phantastischen Symphonie von Berlioz...

Dubravsky z Mallinec, von Besoffenen umjohlt, spielte sie.

Es war die Melodie, die Walder nun schon seit einigen Tagen mit Hingebung suchte, seit seinem ersten Zusammentreffen mit Lotte im Speisesalon...

Nun kam sie ihm durch einen Zufall nahe und schien auch in ihrer Deutlichkeit einen geheimnisvollen Zusammenhang mit Lotte zu haben. Ihre klaren Intervalle rührten ihn, die kraftvolle Zärt-

lichkeit in ihr bewegte seine Seele. O Lotte, sehnsüchtig erwartete Freundin! ... Und da bedünkte ihn mit einem Male die ganze Symphonie phantastique, von dieser Melodie beherrscht, nichts anderes als sein Leben zu bedeuten, nichts anderes als die Zerwürfnisse seines unreinen, nervösen Gemütes, denen sich an einem schönen Tage die Rettung von ferne zeigt, von ferne zeigt und dann für immer entschwindet ...

Er eilte durch die menschenerfüllten Korridore, während die Sätze der Symphonie nacheinander an seinem innern Sinn vorbeizogen ... Rêveries, passions. Die schönen Gespräche in der Glaskuppel, im Garten. Das liebe Mädchen erscheint, es ist brav, man möchte vor ihm niederknien und in religiöse Akkorde wie dieser Satz ausklingen. Dann un bal; das ist der heutige Ball. Aus einem gleitenden Walzer mitten im Taumel hebt die leise ferne Melodie ihr sehnsuchterweckendes Haupt empor. Es folgt die scène aux champs. Ein Schäfer ist allein und bang, sein Lied stockt aus wehmutsvollem Englischhorn in grüne Hügeleinsamkeit. Ganz fern antwortet jemand auf einer Oboe. Ein Gewitter naht, trockene Donnerwirbel, Drohung ohne Regen. Der Schäfer bläst. Niemand gibt Antwort. Pausen, in denen Tränen stickend ins Grab sinken. Dann nichts, nichts mehr ... Und von hier an bricht die Verzweiflung laut und ohne Rücksicht hervor, die Verzweiflung ... Walder

faßte das, was in den übrigen Sätzen der Symphonie weiter vorging, wie eine böse Prophezeiung auf; tief erschreckt verließ er die hellen Zimmer, verließ das Fest, um sich in finsteren Seitengängen, in den entlegensten Räumen seines Flügels zu verstecken, wohin der Ball nicht fluten durfte. Er zitterte am ganzen Leib, er wurde von dem Gedanken verfolgt, daß Berlioz und er und der von Berlioz erdichtete Held der Symphonie eine Person seien. Und alle mit ihnen, die sich aus den Ausdünstungen einer komplizierten schmutzigen unwirtlichen Kultur zu harmlosen Beglückungen hinsehnten. Ganz klar stand es in diesem Augenblick vor Walders Augen, wie der göttliche Berlioz ächzend und in seine Shakespeare-Schauspielerin verliebt draußen auf den Feldern und vor den Wällen von Paris nächtelang umherirrt, wie er diese Symphonie aus seinem gepeinigten Gehirn schleudert, wie man ihn dann morgens unter dem Tisch irgendeiner vorstädtischen Weinstube hervorzieht, den blassen Mann mit der hohen Stirne und mit dem Benehmen eines geächteten Gottes. Ganz klar steht es vor Walders Augen, wie er da in dem fahlen Nebellicht eines alltäglichen Morgens auf ein abgeschabtes grünes Plüschkanapee zusammensinkt, auf ein mit gelben Messingnägelreihen eingerahmtes Plüschkanapee in dem noch nicht aufgekehrten Zimmer. Oder vielleicht sind wirre Kurven aus Wassertropfen auf den staubigen Fußboden gemalt, das Ergebnis

einer primitiven Besprengungsmethode. Auf dem wackligen Marmortischchen liegen übernächtige Speisereste, halbgefüllte Kaffeeschalen, nasse Semmelbrocken, Zündhölzchen mit ausgebrannten Köpfchen und Asche in Wasserlachen. Wenn in dieser Umgebung wieder das sanfte Leitmotiv in einem goldenen Schein von Häuslichkeit und Ordnung sich erinnerlich machte —, o wehe, welch ein Kontrast zu dieser elenden zerfetzten Situation! ... Da hält es der Künstler nicht länger aus! Wer? Walder? Berlioz? Der Erdichtete? ... O alle drei, alle wie einer. Sie vergiften sich. In Fieberwahnsinn fühlen sie ihr Ende nahn. Der marche au supplice erdröhnt, brüllende Begleitung von Pöbelmassen, Trommelwirbel, die Guillotine. Noch der letzte Gedanke, vom Fallbeil durchschnitten, ist die Geliebte. Dann geht es geradeswegs in die Hölle, songe d'une nuit du Sabbat, dies irae burlesque, Irrsinn, Delirium, Rettungslosigkeit, letzter Riß ...

Walder riß am Ende der dunkeln Gemächer eine Türe auf ...

Heller Lichtschein umgab ihn.

Er stand an der Schwelle eines Zimmers, das er nicht kannte. Aber ehe das Erstaunen hierüber Zeit hatte, in sein Bewußtsein tiefer einzudringen, wurde es von einem neuen, heftigeren Erstaunen weggeschoben ... Lotte, die Lotte saß am Tisch in diesem Zimmer.

Er zitterte: „Lotte."

„Walder." Sie hob den Kopf von ihrer Handarbeit auf.

„Also hier finde — ich dich!"

„Wo sollte ich sonst sein?"

„Nun ... der Ball ..."

„Halte dich nur nicht auf! Geh wieder zurück, auf deinen Ball."

„Du bist — bös auf mich, Lotte? Wirklich, du — ärgerst dich? Was ist denn geschehn, was ist — geschehn?"

„Nichts, gar nichts."

Er bemerkte, daß sie ihre Balltoilette nicht mehr anhatte, sondern eine einfache weiße Hausbluse aus Barchent, mit blauem Gitter gemustert, und einen dunkeln Tuchrock.

„Dir hat es — auf dem Ball nicht gefallen? Gesteh es, Lotte, sag es — mir. Mach mich nicht — untröstlich, indem du mir zürnst."

„Aber nein. Es ist nichts."

„Bitte, habe — ich dich beleidigt? Womit, womit denn?"

Sie begann wieder in die Leinwand, die in einen Stickrahmen eingespannt war, ihre Nadel zu tauchen. Er rückte einen Sessel an ihre Seite, und der Lärm, den er hierbei verursachte, ließ ihn noch ängstlicher werden: „Aber du erlaubst doch wenigstens, daß ich mich zu dir setze?"

„Bitte; wenn es dich nicht langweilt, hier zu bleiben.“

Es machte ihm Schwierigkeiten, eine bequeme Stellung zu finden. Er versuchte mehrere, immer erschien er sich hölzern, unvorteilhaft placiert. Eine eigentümliche Benommenheit erfüllte seinen Kopf ... Endlich blieb er etwas vorgebeugt, die Knie aneinander und vorwärts gepreßt, die Hände über sie gelegt, so daß er in jedem Handteller eine Kniescheibe hielt. Er sprach mit leiser Stimme, und zum erstenmal seit langer Zeit vergaß er seine falschen Betonungen, seine affektierten Pausen: „Warum sprichst du so ironisch? Wenn du wüßtest, wie mir das weh tut! Wenn du wüßtest, wie ich heute schon den ganzen Abend über leide ... Immerfort habe ich das Gefühl, daß dir ein Unrecht von mir geschieht, daß du Grund hast, mir böse zu sein. Wenn ich nur darauf kommen könnte, warum. Sag es mir doch, bitte.“

„Wenn du es nicht selbst fühlst, dann hat es keinen Zweck, davon zu reden.“

„Ich ahne ja, es hängt irgendwie mit diesem Ball zusammen ...“

„Lassen wir das doch. Sprechen wir von andern Dingen!“

„Von andern Dingen? ...“ während einer langen Pause schaute er hilflos im Zimmer umher. Er fühlte, wie seine Kehle austrocknete. Ein übler Geruch stieg ihm in den Gaumen, drohte

ihn zu erſticken. Er ſtand erregt auf und ging hin und her. Seine ganze Zurückhaltung hatte ihn mit der von Guachen gelernten Sprechweiſe verlaſſen. „Von andern Dingen. Alſo gut, du befiehlſt es. Ich habe keinen Willen mehr. Ich werde reden, was du anſchaffſt. Aber ſei gut zu mir, verſtoße mich nicht, ſei wieder freundlich.“

Sie ſagte ſanft: „Wie gefällt es dir eigentlich hier in dieſem Zimmer?“

Er blieb ſtehn: „Ich kann es nur mit Mühe wiedererkennen. Haſt du es verzaubert?“

„Nein, das nicht. Aber erinnerſt du dich denn nicht mehr?“

„Woran denn?“ Er lächelte und verſuchte, auf ihren ſcherzhaften Ton einzugehn. Das Geſpräch ſtand wie ein heller, kühner Brückenbau auf Pfählen über irgendeinem dunkeln unnennbaren Grund, der in Erregung war.

„Nun, haſt du mir nicht die Erlaubnis gegeben, eins deiner Zimmer nach meinem Geſchmack einzurichten? Damals als wir aus der Bibliothek kamen und durch deinen ganzen Flügel gingen ...“

„Ja richtig. Und nun haſt du dieſes in Arbeit genommen und geordnet.“

„Gut geraten?“

„Wie ſchön es jetzt hier ausſieht! So ſauber, ſo friedlich! Auch einen Hausſegen haſt du herein-

gehängt, das ist brav: Die Erde ist ein Himmelreich, wenn man Gott liebt, recht tut und wenig wünscht ... Ich will mir das merken, es klingt ernsthaft. Und mit Schmelzkorallen gestickt, von deiner eignen Hand vielleicht?"

„Nein, das habe ich so gekauft."

„Einerlei, es kommt von dir. Noch nie hat mir der Raffael-Engel so gut gefallen wie hier. Und diese feine Petroleumlampe! Es ist schön, daß man durch das Glas so deutlich den blütenweißen Docht sieht, diese plattgedrückte gutmütige Hausschlange, und das klare Öl ..."

„Du übertreibst. Du siehst mit dichterischen Augen."

„Nenne es, wie du willst. Ich sehe es und bin entzückt. Ich will jedes einzelne Möbelstück liebhaben und genau betrachten, weil du es zurecht gerückt hast. Ich bewundere dieses Gewinde aus papiernen Schneeballen über der Türe. Die hast du doch sicher selbst gemacht?"

„Ja. Aus Langeweile."

„Ich weiß auch, wie man das macht. Man schneidet Kreisflächen aus Seidenpapier, versieht sie mit Einschnitten am Rand und dreht dann jeden Strahl für sich ein ... Ja ich erinnere mich, als Kind habe ich mich gern damit befaßt. Es ist eine anmutige und bedächtige Arbeit. Vielleicht hält man sich schließlich, wenn man so stundenlang Blumen hervorgebracht hat, für einen Frühling ..."

„Das iſt mir gar nicht eingefallen.“

„Ach, und wie nett haſt du meinen Schreibtiſch hergerichtet! Ein neues reines Schreibzeug, einen friſchen Notizblock. Den alten haſt du weggeworfen? Ja? Nun, es wird nichts Wichtiges geweſen ſein, es liegt nichts daran. Was kümmert mich das vergangne Leben. Ich beginne ein neues. Oder mindeſtens: ich ſchließe das bisherige ab... Ich ſchließe ab. Lotte, ſag mir nur noch, womit ich dich beleidigt habe. Sag es mir, ehe ich ſterbe.“

„Mach doch keine Geſchichten.“

„Auch die Bücher ſind in Ordnung, auch die Papiere! Alles der Größe nach eingereiht... Wirklich, das iſt das einzig nette Syſtem, ich ſehe es jetzt ein.“

„Und ein Papierkorb.“

„Sehr gut. Du biſt zu brav, wirklich.“

„Gewiß bin ich zu brav... da du ſo taktlos biſt.“

„Aha, jetzt ſagſt du mir's! Bitte, bitte, ſchnell.“

„Solch einen unanſtändigen Ball zu veranſtalten! Ein junges Mädchen muß vor Scham in die Erde ſinken! Natürlich, alle übrigen ſind verheiratete Damen, die ſich ſchon etwas erlauben dürfen. Aber ich, die einzige Ledige. Was muß man von mir denken, daß ich mich auch nur eine Weile auf dieſem Feſte gezeigt habe. Mein Vater verſteht das nicht. Aber du mit deinen vielen

Büchern, du hättest so etwas nie erlauben, viel weniger noch es selbst anstiften sollen ... Nein, die Schande! Die Schande!" und sie begann zu schluchzen, wandte sich ab.

Walder ließ sich fassungslos in einen Sessel sinken, er ergriff ihre Hand: „Verzeih mir, Lotte, verzeih!"

Eine lange Pause entstand. Sie entzog ihm die Hand, er faßte wieder danach: „Natürlich bin ich schuldig. Allerdings hat Oironet den Ball veranstaltet und ich habe nichts getan als den Namen des Gastgebers hergegeben. Aber ich hätte eben mehr tun sollen; ich mußte mich kümmern, dir allen Verdruß ersparen. Und wenn ich auch vielleicht noch weniger als dein Vater diese Dinge verstehe: einerlei! Es ist meine Schuld ... Was soll nun aus mir werden ... Bisher warst du die einzige tröstliche Stelle in meinem Leben. Oft auf meinen Spaziergängen der letzten Tage bin ich stehn geblieben und habe mir überlegt, was denn eigentlich meine Freuden im Leben sind. Und immer bist du mir dann eingefallen, als alleinige Antwort. Alles übrige scheint mir jetzt so leer, so unwichtig. Meine Freunde und die Kultur, mein Vater, das Geld, die Wissenschaft. Lauter ganz nebensächliche Dinge ... Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich tun soll. Früher gab es doch so viele Interessen für mich. Aber, Gott im Himmel, wie gänzlich gleichgültig erscheint

es mir jetzt, daß die Bank von England ihren Zinsfuß auf 7 Prozent erhöht hat. Überhaupt Zeitungen zu lesen, welch ein Unsinn! Und alle diese Briefkästen möchte ich abschaffen, das Telephon, die Eisenbahnen! Wozu mit Leuten, die einen nichts angehn, im Verkehr stehn! Und kein Mensch geht mich etwas an, nur du allein, nur du . . ."

„Aber Walder, du übertreibst schon wieder. Was kann ich dir denn sein, ich, ein einfaches Mädchen?"

„Du bist eben alles für mich, alles. Warum willst du mir niemals glauben? Ich rede jetzt so, wie ich es meine. Ich liebe dich, Lotte . . . Aber nun habe ich jedes Anrecht auf dich verloren, heute nacht durch eigene Schuld. Wahrhaftig, ich fange an, mir selbst schrecklich unsympathisch zu werden."

Sie erschrak, durch den Ton der Verzweiflung in seiner Stimme aufmerksam gemacht, und trat näher zu ihm, während er zu weinen anfing und sein Gesicht in den Händen verbarg. Mit müder Stimme, undeutlich redete er weiter: „Wie schön hätte es werden können, wie schön! . . . In deiner Nähe schien mir jegliche Angelegenheit beruhigt und gut, ich war wie ein Heimgekehrter, es lebte sich so glatt bei dir, so ohne alles. Die Gefahren verloren ihre Schreckniſſe, kein Rätsel näherte sich mit Beklemmungen, der Tod selbst hatte nur eine

ſpielende Miene. Ein Wort von dir tröſtete, dein Blick auf die Landſchaft machte die Landſchaft ſchön, vertraulich und einfach ... Wenn du mein wärſt, hätte ich vielleicht doch noch viel geleiſtet. Ich hätte mich an dich angelehnt, an dich angelehnt ..."

Sie ſtand neben ihm, ſelbſt mit verweinten Augen beugte ſie ſich zu dem Weinenden, legte leiſe eine Hand auf ſein dunkles Haar und ſtreichelte es. Da wurden ſeine Atemzüge ruhiger, ſeine Tränen rannen weiter, aber erleichtert und regelmäßig: „Ich danke dir trotz alledem. Wenigſtens habe ich von ferne das Glück geſehn, konnte es als Phantaſie fühlen. Dieſes unverdiente Glück, ein ſtilles Leben zu beginnen, neben dir in einem zart-aufgeräumten Wohnraum ſitzend Wirtſchaftsrechnungen durchzuſehn, über Einkäufe Beratung zu halten, eine Reiſe oder ein Kleid zu erwägen ..."

Es wurde ſtill ...

Und nur der Fußboden knackte ein wenig, als Lotte jetzt mit entſchiedener und natürlicher Bewegung ſich zu Walder niederneigte, ihn am Kinn faßte und einen kleinen Kuß auf ſeine Stirn preßte.

Er ſah auf, wortlos. Da ſah er in das feuchte milde Braun ihrer Augen, und das Licht, das von ihnen ausſtrahlte, ſchien ſich weit und weiter auszubreiten. Es zerquoll, erfüllte das ganze Zimmer mit einem milchigen Glanz, wie eine helle Wolken-

fläche, wie ein Himmel. Und unter dieſem Himmel ahnte man geſunde Erde, friſche Dorfluft, lichte Bauernſtuben und, aus ihnen hervorklingend, die kräftige Liebesmelodie der Symphonie phantaſtique...

Walder ſtand zitternd auf, faßte ihre beiden Hände und, indem er ſie in ſeinen Händen an ſeinen Rücken drückte, zog er das Mädchen dicht zu ſich und murmelte in ihr Geſicht: „Du haſt mich lieb, Lotte?"

Sie nickte unmerklich.

Da ließ er ihre Hände los und umklammerte ſie, mit plötzlich erwachender Stärke ſchnürte er ſie in ſeine Arme ein, wiegte ſich mit ihr hin und her, immer noch in Tränen. Beide waren faſſungslos, und ein faſt krampfhaftes Lächeln, das ihre Züge verzerrte, hinderte ſie minutenlang am Reden. Durch ihre heftige Bewegung erſchütterten ſie den Tiſch, und eine Blumenvaſe fiel um. Lotte ſtellte ſie ſorglich auf, immer noch aus der Umarmung heraus, ohne daß Walder ſie freigab ...

Endlich kamen ſie zu Wort, gleichzeitig: „Du... du ... du ..."

„Iſt es möglich?"

„Wir werden Freunde ſein, für immer."

„Mein Walder!"

Sie ſetzten ſich nebeneinander auf das Sofa. Mit Ruhe ſtrich er ihr über die Schultern. Sie wurde plötzlich luſtig, fühlte das Bedürfnis nach haſtigen Gebärden. „Jetzt möchte ich tanzen, tanzen," rief ſie laut.

„Alſo gut, gehn wir auf den Ball."

„Auf den Ball?"

„Ich werde dich beſchützen!"

Er faßte ſie kräftig unterm Arm. Sie erhoben ſich und gingen nun denſelben Weg, den er vorhin ſo einſam geirrt war, eng umſchlungen durch die dunklen Seitengänge, ſchwarzen Zimmer, in denen nur hie und da ein Fenſter oder ein Spiegel im Mondlicht aufblitzte. Wie dem Lichtſchein einer Feuersbrunſt näherten ſie ſich dem Feſt. Der Lärm ſtieg . . .

Nun hatten ſie die helle Galerie erreicht. Mit zärtlichem Erſtaunen ſahn ſie einander an, als fürchteten ſie, einander in der Finſternis verloren gegangen zu ſein . . .

Der Saal unten war leer. Alles drückte ſich in den Nebenkabinetten, in Logen, Seitenſälen, Hainen, beim Büfett. Aus einem Winkel tönten die falſchen Töne der Berlioz-Symphonie. Dubravsky quälte ſich noch immer . . . Walder vernahm die Melodie triumphierend. Es war alſo doch anders gekommen! „Du haſt gelogen, Berlioz!" rief er und richtete ſich ſtolz auf. Niemand beachtete ihn . . .

Der Ball loderte in übermenſchlicher Leidenſchaft. Knapp vor dem Ermüden nahm er ſich noch einmal zu voller Wut zuſammen. Achtlos gaben ſich Männer und Frauen dem Genuſſe hin, als ahnten ſie, daß draußen ſchon der neblige Tag auf ſie laure. Sie lagerten auf den Teppichen, über

Sessel gestreckt, auf Diwans, einander knetend und erdrückend, heiße Körper mit dem Ausdruck verrotteter Sinnlichkeit im Gesicht. Auf der Erde schwammen in glitzernden Weinpfützen Schinkenschnitten, Krawatten, Flaschenscherben. Jemand suchte ein Armband. Einer betete. Einer erbrach sich im Winkel. Aus dem Dunst kreischten ein paar verlöschende Stimmen: Wir wollen unsre Weiber tauschen. Der schwarze Michael warf den Klaviervirtuosen wütend vom Sessel und schrie: ... Doch nicht mehr diesem Patzer lauschen ...

An der Freitreppe stand Oironet, riesig und glänzend. Wie ein Kuppler im großen Stil erschien er, ein Dämon des Lebens, eine männliche Astarte. Sein Profil schnitt eine wilde Linie in den Saal, der Bart, der in ununterbrochenem Zug mit den Kopfhaaren verbunden war, erschien durch einen nackten Streifen längs des Ohres scharf abgegrenzt. Über die Wangen nach unten zu wurde er immer dichter, schwärzer, zugleich breiter, wie ein Fluß, der sich staut. Vom Kinn aus, das er spitz zu verlängern schien, leckte er als eine schwarze Schlange nach vorn.

Polledi rannte ihn an, keuchend vor Eile, unterwürfig: „Wir brauchen noch zwei Weiber."

„Unmöglich. Alle Dienstmädchen sind sogar schon aufgeboten."

„Wir brauchen aber noch zwei."

„Für wen denn?"

„Erſtens für das da!“ Polledi zeigte auf den Senior der Couleurſtudenten, der trunken mit neidiſchem Geſichtsausdruck einhertrabte, aber immer noch in ſtrammer Haltung. „Gerade er, der immer in den erſten Reihn zu ſtehn vorgibt, hat ſich mit keinem weiblichen Weſen verſehn können.“

„Und zweitens?“

„Für d'Ormi. Seine Attacken werden immer hitziger, Ihre Frau kann ſich kaum mehr wehren.“ „Hurra, ich glaube, es ſind noch zwei Stallmägde da.“ Nach dem Takt der Muſik liefen ſie die Treppe hinab, Oironet als großartiger Beherrſcher, Polledi hinterdrein wie ſein Page, der ſich einen Ulk erlaubt, ſein Leporello . . .

Langſamer folgten ihnen, Arm in Arm, Walder und Lotte. Ganz allein ſtanden ſie nun auf dem gelben Ozean der Parketts, über ſich das Kuppelgewölbe. Der feierliche Aufbau überwältigte ſie, in der Pracht ungeſtörter Architektur fühlten ſie ſich glückſelig und frei. Süße laute Muſik erfüllte den Raum, ſie ſchien aus ihm ſelbſt wie aus einer ungeheuren Flöte erzeugt. Und nur ein undeutliches Rauſchen und Murmeln kam von den Galerien, ein Lebensſturm in ferner Wirkungsloſigkeit, das war alles. Die Marmorhimmel der Wände ſpiegelten, die Rokokoengel hüpften die ſeidenen Tapeten entlang, die leere Ehrentribüne mit ihrem fetten Rot glich einer aufgehenden Sonne . . . Und all dies nur für die zwei Verliebten! Sie traten

in die Mitte des Saales, saugten die weite warme Luft in sich, sie lächelten vor Wonne. Lächelnd legte er seine Hand an ihre Taille, lächelnd fügte sie ihre Wange an seine Schulter ... und da begannen sie, langsam, machtvoll, den Walzer, den süßen umschlungenen stolzen Tanz ewiger Freude.

Fünftes Kapitel

Der Putch

Am nächsten Morgen, noch schlafen alle im Schloß.

Nur die beiden Glücklichen, Walder und Lotte, sind früh aufgestanden und, während der scharfe Wind ihnen Tränen in die Augen bläst, gehn sie einträchtigen Sinns durch den Park. In den leeren Ästen lärmen Spatzen. Die kalte Sonne glitzert auf die Glaskuppel des Schlosses, die dem Knauf eines riesigen Schwertes ähnelt, und alle wagrechten Linien an der Front tragen weiße Borten aus Schnee. Auf der Erde sind die Striche des Rechens erfroren, ganz hart.

Da das Laubwerk fehlt, hat der Blick keine Grenzen und entwirrt ehemals rätselhafte Baumgruppen. Es hat den Anschein, als wäre der Park verengert worden.

Gartenhäuschen, die man im Sommer vor Blumen und Gesträuch nicht sehn konnte, verraten sich. Wege, die unendlich lang in ihren Krümmungen schienen, können überblickt werden. Die Grotten haben keine Geheimnisse mehr.

Welke Blätter machen eine zarte scharrende Musik auf dem Boden, wenn sie der Wind in Bewegung setzt. In den Ecken dreht sich manchmal der Staub wie die Schleppe einer tanzenden Frau.

Den Pfählen des roten Geländers am Teich sind weiße Schneehüte aufgesetzt. Der Teich hat trübes Wasser, kleine undurchsichtige Sternchen treiben darin, hier und dort wirbelt es im Erstarren.

Das Grün der Nadelbäume sieht wenig trostreich aus. Die sibirischen Tannen lassen an den Spitzen ihrer Äste bläuliche Nadeln schäumen.

Die Gewächshäuser sind gefüllt. Man hat den Eindruck, als gingen immer viele Menschen drin hin und her. Stroh bedeckt die Rosenstöcke. Von den Aussichtspunkten sind die Fernrohre weggeräumt, aus Angst vor böser Witterung. Die Bänke, die sonst an den entferntesten Stellen verteilt waren, stehn beisammen in einem Schuppen ...

„Ach könnt ich nur immer so glücklich sein," sagt Walder.

Sie richtet mit viel Trostbereitschaft das braune Licht ihrer Augen auf ihn. Dicht vor sich sieht er nun den unregelmäßigen, ein wenig offenen Mund

und die ländlichen Haare über der zarten Schläfe, die ein blaues Netzwerk der Adern erzittern macht. Mit einem vertraulichen Lächeln auf den Lippen gehn sie weiter. Und nun bleiben sie wieder zärtlich stehn, er küßt sie leise auf den Mund. Da ist es, als hätten sie ihr Lächeln ausgetauscht und jeder trüge nun auf seinen Lippen das Lächeln des andern.

Schließlich hat sie der Weg ohne besonders viele Worte an das Schloß zurückgeführt, zum Pavillon der Differenziertenloge, der an den Seitenflügel angebaut ist. Eine schwere dunkle Eisentür, in die Wand aus schwarzem Labrador eingelassen, bezeichnet den Eingang zu den geheimen Gemächern. Walder greift einen Schlüssel aus der Tasche, probiert, das Tor weicht. Schnell zieht er ihn wieder zurück und sperrt ab, indem er ihn nochmals umdreht. Und lächelnd wirft er ihn, den Blick fest auf Lotte gerichtet, in den Brunnen, an dem sie nach einigen Schritten vorbeikommen.

Noch am Vormittag ging Walder mit Oironet in die „Stadt".

Oironet sagte: „Ich habe zweierlei in der ‚Stadt' zu tun. Vor allem will ich eine Prüfung machen."

„Was für eine denn?"

„Die letzte, endlich einmal muß ich doch Doktor werden. Ich studiere ja jetzt schon mehrere Jahr-

hunderte lang.“ Das gehört zu ſeiner Weiſe, dachte Walder, er ſagt beinahe immer: Jahrhunderte ſtatt Jahre. „Aber was haben Sie vor, Herr Norne-pygge?“

Walder nahm es dankbar an, daß man für ſein Tun Intereſſe zeigte: „Ich gehe ins Gericht.“

„Da ſchaun Sie nur, daß Sie vor Mittag nach Hauſe kommen. Sonſt könnten Sie in Tumulte hineingeraten.“

„Sie haben recht. Die Erbitterung der Arbeiter in der ‚Stadt‘ hat den Höhepunkt erreicht.“

„Meinen Sie?“

„Man weiß auch, daß Agitatoren im Solde einer unbekannten Perſönlichkeit an der Arbeit ſind und ſchüren.“

Vor dem Univerſitätsgebäude, das ſcheu und gedrückt im Bewußtſein ſeines Mittelalters zwiſchen den Prachthäuſern der Hauptſtraße fußte, trennten ſie ſich.

Während Walder bedächtigen Schritts zum Juſtizpalaſt einbog, um ſeinen gewohnten Platz auf der Galerie des Schwurgerichtsſaals zu nehmen, enteilte Oironet ſchnell durch mehrere Höfe der Univerſität. An dem mürben ſchwarzen Mauerwerk lehnten Karren, Magazine einiger Großgeſchäfte waren in Holzſchuppen eingemietet, Kirchtürme mit dem Zinnglanz ihrer Schieferdeckungen ſtrahlten über niedrige Einfahrten her, auf einer barocken Sternwarte trug ein Atlas ſeine Erdkugel aus

eisernen Meridianreifen wie ein leichtes Gespinst in das Himmelsblau, unten im Durchhaus verbreitete sich der muffige Geruch eines Bierausschanks. Auf kugeligen Holzstiegen stieg Oironet dann empor, irgendwo roch es nach Äpfeln, ein Korridor war mit roten Ziegelsteinen löcherig und in Rissen gepflastert, doch gab das einen freundlichen Eindruck. Dann umfing ihn Dunkelheit zwischen dickem Gemäuer, ungeordnete Luft, Prüfungsangst, die feurige Sichel einer offenen Gasflamme brummte, das Geländer fühlte sich naß an. Plötzlich wieder Tageshelle, ein Durchblick auf entlaubte Bäume. Dann stand er im Prüfungssaal ...

Er kam beinahe zu spät. Eben ließ sich die Kommission mit gelangweilten Gesichtern an der einen Seite des grünen Tisches nieder. Die Kandidaten in schwarzen Anzügen ungleicher Fasson nahmen gegenüber Platz. Oironet trat zu ihnen, wurde vorgestellt, setzte sich. Und gleich darauf begann der Kampf in dieser merkwürdigen Stimmung, gemischt aus dem Gefühle des besondern Ereignisses, das die Kandidaten festhielt, und dem Gefühle des Alltäglichen, gegen das die Professoren kaum ankämpften ... Das Zimmer war klein, angstvoll klein und dunkel wie eine Zelle, nur aus einem Fenster fiel bleiches Tageslicht staubig herein, öd und freudelos. Hinter einer Barriere drängten sich Studenten, die sich für die nächste Zeit zu dieser Prüfung vorbereiteten, Freunde der Prüflinge, be-

ſorgte Mienen. Man notierte ſich dies und das, hielt etwas gegen das Licht, um beſſer zu ſehn, man lächelte kaum. Die beſchneiten Winterröcke an dem Rechen begannen zu tauen und dünſteten Feuchtigkeit aus. Eine fade Atmoſphäre voll Spannung, ohne Kraft legte ſich um die aufgeſchichteten Geſetzbücher, die gelben Metalltintenfäſſer von erſtaunlicher Größe, die Schreibzeuge, weißen Papiere und Löſchblätter, über die kleine Wieſe des grünen Tiſchtuchs. Die Profeſſoren hielten lange Reden, die Kandidaten antworteten und ſtockten, alles ging ſeinen Gang ...

Nur Oironet fiel gleich anfangs ein wenig auf. Schon daß er bei ſeinen Antworten aufſtand, lebhaft ſprach, geſtikulierte, auf den Tiſch klopfte, machte einen ſeltſamen Eindruck. Während die andern Studenten wie von einer unſichtbaren Laſt niedergeduckt daſaßen, bewegte er ſich unabhängig, ſtellte rhetoriſche Fragen an den Examinator und an das Publikum, machte einen Witz. Er ließ ſich nie unterbrechen. Schließlich ging er ſo weit, daß er dem Profeſſor offen widerſprach und ſogar bei deſſen tadelnden Ausſtellungen an einen andern Kandidaten mißbilligend durch die Zähne pfiff.

Bis jetzt war ja alles ſchön abgelaufen; denn Oironet riß mit ſeiner Sicherheit, mit dem ſelbſtverſtändlichen geſchmeidigen Aufruhr ſeines Körpers alle mit ſich fort. Man konnte ihm nichts übelnehmen. Da ſtellte der Prüfer aus „Staatsrecht"

12*

die Frage nach den Verfassungsänderungen in Frankreich während des 19. Jahrhunderts. Schon während sein Nebenmann die Erhebung des Jahres 1830 flau aufsagte, rückte Dironet in steigender Leidenschaft auf seinem Sessel hin und her, stemmte die Knie aneinander, spielte Klavier auf seiner Stirne. Nun kam die Reihe an ihn, das Jahr 1848 ... Mit einem Ruck erhob er sich in seiner ganzen Größe, warf den Sessel hinter sich an die Wand und, halb gegen die Professoren, halb gegen die entsetzten Studenten gewendet, trompetete er: „Achtundvierzig, Achtundvierzig! Du Sturmjahr ohne Furcht und Tadel! Ruhmreiche Oriflamme des freien Volkes! Rache lang unterdrückter Sklaven an ihren Peinigern und Freiheit, Freiheit über alles! ... Am 22. Feber der Sturm vor der Madeleinekirche, am 23. Feber schnell die Entlassung Guizots, der ruchlose Mord auf dem Boulevard des Capucines, am 24. Feber die Erstürmung des Château d'Eau ..."

Sprachlose Bestürzung leimte alle fest. Noch nie seit Menschengedenken hatte sich hier in diesem gewöhnlichen staubigen Zimmer so etwas zugetragen. Es war unerhört. Die Szenerie selbst erstaunte und veränderte ihren Ausdruck; die guten alten Wände, die Barriere und alles. Wie, statt einer kahl-juristischen Antwort, mit terminologischen Zieraten und den Laien uninteressant, vernahm man jetzt ...?

Man vernahm eine populäre Schilderung, die Rhetorik eines gereizten Stieres, ein Erdbeben ohne Zurückhaltung: „Ledru Rollin! Ledru Rollin! Ja, allen voran stürmte er, allen voran. Zunächst war das Volk erschreckt zurückgewichen, als die erste Salve aus den vergitterten Fenstern niederkrachte. ‚Eine Flintenkugel im Leib ist besser als die ewige Zuchtrute auf dem Rücken,‘ brüllte ich ... Ledru Rollin den Fliehenden zu, sammelte sie aufs neue. Dreimal wurde die blutige Festung berannt. Da schrie einer: ‚Ausräuchern, ausräuchern wollen wir das Nest.‘ Im Nu waren die Wagen aus dem königlichen Marstall da, aufgehäuft, angesteckt ...“ Jetzt erst kamen einige zu Bewußtsein. Die Examinatoren riefen zur Ordnung, einer klingelte um den Pedell. Man entzog dem feurigen Kandidaten das Wort. Einige protestierten aus dem Zuschauerraum, applaudierten dem schönen Gemaßregelten. Aber er überschrie alles, alles mit seiner Stimme von angenehmem Donnerschall. Seine Worte hatten hypnotische Kraft und er tobte, warf die Arme, funkelte aus den Augen wie ein ganzes Stadtviertel aufs höchste empörter Pariser ...

„Und ist es jetzt anders als damals? Lastet nicht wieder die ganze Wucht der Steuern auf den Armen? Sind nicht wieder die Grenzen gesperrt, die Kornspeicher gefüllt und in den Händen der Wenigen? Ihr natürlich, Professoren, Staatsräte,

Miniſter, ihr ſchlampft im Überfluß, ihr gehört mit zur Hofpartei. Ihr ſeid von der Regierung bezahlt, um die Jugend zu hintergehn."

Die Studenten tanzten auf den Bänken, brüllten Beifall, daß der Saal zitterte.

„Ihr drückt uns nieder und wollt uns fürchten machen. Ach wohin iſt es mit unſerer Schwungkraft gekommen! Warum ſtehn wir nicht auf, jagen dieſe ganze Geſellſchaft zum Teufel! Warum werfen wir nicht die Hofpartei hinaus, dieſen lächerlichen kleinen Knaben von Kaiſer hinaus!"

Neues Bombardement von Beifall.

Plötzlich machte ſich die quiekende Sopranſtimme eines Männleins bemerkbar, des Examinators aus ‚Staatsrecht': „Aber Herr Kandidat, was hat denn das alles mit meiner Frage zu tun?"

Alles drohte, ins Lächerliche umzuſchlagen.

Aber Oironet, berſtend vor Wut, zog ſeinen Revolver. Ein Schuß krachte. Das Blut ſpritzte über den grünen Tiſch ... Die übrigen Profeſſoren entflohn zitternd ins Nebenzimmer.

Und wie ein Taifun ſchwoll der Ruf an: „Zu den Waffen, zu den Waffen!" Stöcke wurden geſchwungen, wilde Arme kreuzten einander in der Luft. Eine Revolution ſchien vom Zaun gebrochen. Keiner war bei Beſinnung.

Nur Oironet, mit einem Male kalt und in voller Erkenntnis der Lage, verſchaffte ſich durch einen beißenden Aufſchrei Stille, beſtieg den Prüfungs-

tisch. Wie ein Herrscher und Lenker erschien er, jede Muskel gespannt, freudige Augen: „Hier können wir nicht bleiben. Nebenan ist die Hauptwache. Auf, Bürger, bewaffnet euch und folgt mir so schnell wie möglich in die Redaktion des ‚Fortschritt'. Dort finden wir Freunde."

Im Nu waren die Bänke zertrümmert, die Kleiderhaken aus den Wänden gerissen. Jeder ergriff einen Splitter oder ein Sesselbein oder ein dickes Buch, um etwas in der Hand zu fühlen. Alle bebten vor Begeisterung.

Die junge Schar, Oironet voran, stürzte die Treppe hinunter, durch die Höfe, ergoß sich über die Rampe auf die sonnige Hauptstraße ...

So etwas Ahnungsloses wie diese brave Hauptstraße mit ihrem Korso, ihrem Schnee, ihren militärisch geordneten Baumreihen! Eine elektrische Tramway hielt an der Station, Wagen knirschten, die Stadtbahn befuhr brummend ihr rauchiges Viadukt, man hörte die Zurufe und Geräusche des wohleingerichteten erprobten Lebens. Gar keine Störung gab es da, nicht einmal den Gedanken an eine Störung, an irgend etwas Böswilliges. Jeder ging unauffällig seines Weges, die Atemzüge wurden als weißlicher Rauch sichtbar, es fror ein wenig. Und es war ungefähr elf Uhr vormittags.

Da erschien das Häuflein Studenten auf der

Straße, hundert junge Leute voll von Umsturzideen, in Hüten und farbigen Kappen, aufgeregt, singend. Jedermann bemerkte, daß dies aus dem Rahmen fiel.

Viele wunderten sich und blieben stehn.

Wirklich, die Studenten sangen auf der Straße, bei hellichtem Tage sangen sie. Es klang natürlich nicht anders, als wenn eben einige Leute, nicht gar viele, auf der weiter lärmenden Straße zu singen anfangen; das heißt, es war keine Kraft darin, keine Tonfülle, nichts Berauschendes. Der breite Luftraum sog gleichsam den Tönen alle Kraft aus ... Immerhin machte es Aufsehn und war gewiß etwas Sonderbares, wie diese Burschen die Rampe hinunterstiegen und ungeniert unter der Sonne die Marseillaise anstimmten.

Und so schlossen sich einige Lungerer an, marschierten mit, man lachte und fragte, niemand wußte recht, worum es sich handle. Die Masse eilte auf dem Fahrweg vorwärts, im schnellsten Schritt.

Im schnellsten Schritt. Und eigentlich war es ja eine Flucht, ein Rückzug vor der drohenden Polizeiwache. Aber daran dachte keiner der Studenten. Führte sie denn nicht Oironet, der breitschultrige stürmische Machthaber! Zum Siege ging es, zum Ansturm, ein Vorrücken in die Schlacht. Die Helden jubelten und schrien sich außer Atem, die Kühlsten schlossen Freundschaft, ein prachtvolles Feuer belebte alle Mienen ...

Rechts und links blieben die Häuſer zurück, die Prachtgebäude des Staates, die Faſſaden der Hauptſtraße. Unaufhaltſam drängte die Schar weiter, vorüber an Alleen und Sodawaſſerbuden, an den öffentlichen Aborten und Statuen vorüber, an dem Alltag vorüber, der ſie jetzt nichts mehr anging ... Mit einemmal hemmte eine rieſige Menſchenmenge den Weg, ein wütender Auflauf zerlumpter Leute. Es war vor der großen Treppe des Juſtizpalaſtes. Die ganze Straßenbreite erſchien hier dicht und wimmelnd beſetzt, durch die Luft ſchollen mißlautende Schreie: „Pereat! Reißt ihn in Stücke!" Die Maſſe war in Vibration, auf und ab, die Treppe auf und ab, wie ein Pendel von Menſchenköpfen. Den Mittelpunkt bildete eine Gruppe bedrängter Poliziſten, die einen Menſchen eskortierten und gegen den raſenden Anlauf der Volksmenge zu ſchützen hatten. Man wollte ihn um jeden Preis lynchen! Eben hatten die Poliziſten noch die Abſicht gehabt, hinunterzuſteigen und allem Schwall zum Trotz als tapfere Bedeckung ſich durchzukämpfen. Jetzt wären ſie froh geweſen, wenn ſie ſich mit ihrem Schützling hinter die Säulen des Gebäudes hätten flüchten können. Nun, in der Mitte der Treppe von Exzedenten umzingelt, hinunter- und hinaufgezerrt, gepufft, zerprügelt, ſchienen ſie nah daran, ihre Pflicht zu vergeſſen.

Hironet überſah alles mit einem Blick. „Platz

da!" erklang ſeine eiſerne Stimme; ſofort bildete ſich ein erſtarrendes Spalier in die flutende Menge hinein, mit ein paar verwegenen Sprüngen und unter ſtetem Ruf „Platz da!" erreichte er die Poliziſten. Rücklings packte er einen, warf ihn nieder. Und es war, als ob ſein Auftreten den Mob bewaffnet hätte. Während er nämlich die Poliziſten bisher nur in einer mehr kindiſchen Art beläſtigt hatte, fiel man jetzt über ſie her und würgte ſie tot. Ihre Köpfe wurden abgeriſſen, bluttriefend auf Piken geſteckt ... Oironet beugte ſich inzwiſchen zu dem Eskortierten nieder, der im Wirrwarr ohnmächtig zuſammengebrochen war. Er nahm ihn wie ein Kind in die Arme. Niemand wagte zu murren ... Es war Walder Nornepygge.

In wenigen Minuten war dies vor ſich gegangen. Sofort ſtellte ſich Oironet wieder an die Spitze des nun gewaltig vermehrten Haufens. Derbe Sansculotten, Vorſtädter, grauſame Flößergeſtalten zogen mit, die Stimmung wurde düſterer, gereizt. Man verließ die Hauptſtraße, mit frechem Gejohle bog man in eine Nebengaſſe ein. Voran immer Oironet, den bewußtloſen Walder im Arm.

Das Palais des „Fortſchritt" zeigte ſich, ein ſchönes Eckhaus. Oironet führte die Maſſe durch den Korridor des Vorderhauſes in den Hof.

Unwillkürlich wurden alle ruhiger, gleichſam als Gäſte in einem fremden Gebäude. Von einer

Kiste aus eiferte der dunkle Riese: „Bürger, lieber sterben als fliehn! Die Entscheidung ist da! Auf, bewaffnet euch! Ich öffne die Magazine...“ Die Studenten sahn einander beschämt an. Allen Ernstes hatten sie unter der übermächtigen Suggestion Oironets ihre Holzklötzchen und Taschenmesser für Waffen angesehn.

Aber nun kamen Gewehre und Säbel aus den Kellern, man verteilte die Patronen, man ließ sich die Konstruktion der Pistolen erklären.

Inzwischen war Walder zu sich gekommen und schaute verwundert die unbekannten Häuserwände an. „Ah, Oironet.“

„Ja, ich bin's. Ein glücklicher Zufall, daß ich Sie diesen Wüterichen noch entreißen konnte. Man war empört über Sie. Was ist denn vorgefallen?... Aber nein, jetzt erzählen Sie nichts! Ich habe Wichtigeres zu tun. Kommen Sie mit!“

Sie gingen schnell über den Hof in das Vordergebäude zurück, die Treppe hinauf, durch ein schmales Vorzimmer, durch andre Zimmer, in denen Schreibmaschinenfräulein lärmten.

In einem großen, mehrfenstrigen Raume an der Vorderfront waren die Führer der sozialistischen Bewegung versammelt, Redakteure des „Fortschritt“, darunter Gramner und Lankor, sorgfältig gekleidete Herren von verschiedenstem Alter, zwei oder drei alte Damen. Alle waren beschäf-

tigt, aber, man konnte es ihnen leicht absehn, nur aus ängstlicher Spannung, in Erwartung anderer Dinge beschäftigt. Hie und da fiel knisternd ein Papier zu Boden, rückte ein Sessel. Man besprach sich über Pulte hinweg, diktierte etwas, schrieb. Obwohl das Zimmer geräumig war, konnte man ein Gefühl enger Dunkelheit nicht abweisen. Als ob unsichtbare Wolken in den Fenstern lägen und das Tageslicht nicht zur Wirkung kommen ließen.

Da trat Oironet über die Schwelle, blitzartig, unvermittelt, ein Ereignis, und schrie: „Die Revolution hat begonnen! In wenigen Minuten ist der Feind da!"

Ein sonderbares Geräusch brach los, Erstaunen, Befreiung, Entsetzen. Einige riefen durcheinander: „Das ist ja gegen die Verabredung ... Das ist ja verrückt ... Viel zu früh! ... Wir haben erst elf Uhr."

„Meine Leute sind schon im Hofe. Das Volk rüstet sich zur Schlacht. Ich wiederhole: in wenigen Minuten ist der Feind da. Vorwärts, Kameraden, an eure Posten! Nun schlägt die Stunde, das Panier der Weltfreiheit zu entfalten!" Und da richtete er sich auf, fiebernden Blickes, und hob die Rechte in großem Schwunge. Er hatte nichts in den Händen, aber alle sahen nun das wehende purpurrote Tuch, das er ausspreitete, an goldener Standarte befestigte und hoch emporflattern ließ ...

Man drängte sich nun an ihn heran, aus ihren ängstlichen Ecken und Nischen kamen alle, alle Schutz suchend und vertrauend, in seine Wärme geduckt. Es war erstaunlich, wie er sich von ihnen umringen ließ, wie er ihren Fragen und Zwischenrufen Antwort stand, Auskünfte gab und Siegeszuversicht verbreitete. Er berichtete kurz von dem gestrigen Feste auf Schloß Nornepygge, das er zu dem Zwecke veranstaltet hatte, um die Spitzen der Behörden und der Industrie, besonders aber den Polizeirat Bytten durch eine Orgie zu betäuben und für heute dienstuntauglich zu machen. Nun, das sei auch gelungen. Wenn der dürre Fuchs heute nicht verkatert in den Federn läge, hätten sie schon längst das ganze Militär auf dem Hals. Mit diesen Worten trat er zum Fenster, wies triumphierend auf die leere Gasse hinunter: Noch kein Soldat zu sehn! Nun, habe ich recht? ... Und obgleich ihm eigentlich eine innere Stimme hätte sagen können, daß er sehr unüberlegt gehandelt und durch seinen Temperamentsausbruch bei der Prüfung die ganze Sache arg verfrüht und gefährdet habe, blieb er fest im Bewußtsein seiner Herrlichkeit, ohne jeden Verdacht gegen sich selbst.

Aber schließlich waren die Redakteure doch kein Pöbel und aus dem Hintergrund des Zimmers klang es leise, aber schrill: „Man hätte doch erst zur festgesetzten Zeit losbrechen sollen. Um 1 Uhr."

Ein anderer schrie, und nun mehrten sich die

Unzufriedenen: „Natürlich, wenn in den Fabriken die Arbeitspause beginnt.“

„Die Streikenden aus den Stahlwerken wollten sich erst um 12 Uhr in den Faubourgs sammeln.“

„Und jetzt können sie gar nicht mehr in die Stadt hereinmarschieren. Die Kasernen liegen dazwischen, gewiß ist das Militär schon konsigniert.“

„Hat man schon die Flugschriften unter die Wachposten verteilt?“

„So genau war alles ausgerechnet!“

„Die Eisenbahnbeamten sind auch noch nicht hier.“

„Wieviel Mann sind denn überhaupt da?“

„Kaum fünfhundert.“

„Wir sind verloren! Die können nicht einmal unser Haus verteidigen. Wir sind verloren! Alles ist zu Ende, ehe es angefangen hat.“

„Wir sind verloren, verloren“... Es wimmerte durch das Zimmer. Das Licht, das Oironet hereingeblitzt hatte, verlosch, düstere, beklemmende Luft erfüllte den Raum. Und das Wimmern schwoll an, richtete sich gegen den, der alles verschuldet hatte, drohte ihm mit geballten Fäusten...

Aber Oironet blieb gefaßt, Herr der Lage. Seine Stimme rollte, wie eine sich weiß überschlagende Welle bedeckte sie alles: „Feiglinge! elende Memmen! So also steht es mit eurem Mut, noch ehe die Kugeln pfeifen! Und da glaubt ihr, in ein, zwei Stunden würde das ganz anders sein,

eure Erbärmlichkeit plötzlich in Männersinn verwandelt! Das ist eine schlechte Ausrede. Nein, jetzt, jetzt, jetzt müßt ihr kämpfen. Geprahlt und geredet habt ihr ja genug, nun zeigt eure Taten! Vorwärts, hinaus, an die Spitzen des Bürgerheeres."

Nach diesen Worten trat wieder eine Wendung ein. Man war entflammt. Eine Art von wirrer Jugend erschien in den sonst so talentvollen und verhutzelten Gesichtern der Redakteure. Von neuem gebärdeten sie sich als freudige Rebellen, zögerten noch, aber zögerten ohne Nachdruck ... Und das ganze Zimmer glich nun dem Innern eines Menschen, der vor einer großen Entschließung hin- und herschwankt. All diese elegant gekleideten Herren und Damen stellten personifizierte Vernunftgründe dar, logische Motive. Oironet aber war die lebendige Unklarheit, der grauenhafte Wille, das Verlangen nach Sturm.

Er schrie, riß und drohte mit dem Revolver. Er öffnete die Türe und wies die Treppen hinunter: „Dort unten ist euer Platz, Brüder. Es lebe die Freiheit! ... Überdies nützt euch eure Angst gar nichts, denn entfliehn könnt ihr ja nicht mehr. Ja ihr seid gefangen hier, müßt kämpfen auf Tod und Leben."

In diesem Augenblick hörte man ein eigentümliches Knarren und Quietschen. Gramner und Lankor hatten mit großer Anstrengung die eine

Wand des Zimmers, die, wie sich jetzt zeigte, in Scharnieren lief, zur Seite geschoben. Eine Geheimtüre stand offen, schon tauchten die beiden in die dunkle Öffnung. Man vernahm noch einen höhnischen Zuruf „Nein, gefangen sind wir noch nicht, Herr Oironet", dann waren die zwei hastig mit parallelen Bewegungen und polternd im Finstern verschwunden.

„Verräter sind sie," gellte Oironet. Und gleich darauf majestätisch ernst: „Dort unten ist euer Platz, Brüder." Alle setzten sich als geschlossene Masse in Bewegung, willenlos, die Treppen hinunter.

Der gefährliche Zwischenfall war überstanden.

Auch Walder wollte sich anschließen. Aber Oironet, der an der Türe stand und alle im Gedränge an sich vorbeiziehen ließ, hielt ihn am Arm zurück: „Sie sind krank und schwach, bleiben Sie lieber zurück, Herr Nornepygge! Wir brauchen mutige Umrisse, Löwen im Kampfe, Feuer und Blut." Da warfen die andern geschmeichelt die Brust heraus und stiegen mit durchgedrückten Knien in den Hof ...

Es wurde still.

Walder blieb allein im Redaktionszimmer, schaute zum Fenster hinaus.

Unten im klaren Wintermittag war inzwischen die Revolution offenbar in Verlegenheit gekommen. Sie wußte nichts mit sich anzufangen, errötete fast.

Alle die Studenten und Arbeiter mit den ungewohnten Mordwerkzeugen in Händen trotteten auf der Straße einher, standen in Knäueln, gingen wieder in den Hof zurück, bewegten sich ohne viel Begeisterung. Wie sollten sie sich benehmen? Von Zeit zu Zeit stimmte man ein Lied an, hielt harmlose Spaziergänger auf, schwenkte die Hüte. Neugierige Leute kamen an die Fenster der Nachbarhäuser, Dienstmädchen standen in den Haustoren und erkundigten sich verwundert, was es denn gäbe. Sollte man sie als Freunde, als Mitbürger behandeln? Oder einfach ohne Pardon niederknallen? Waren es etwa Spione, oder wie einer sagte, Vorposten des Gegners? Man war ganz ratlos und unschlüssig in bezug auf diese Dinge. Man bohrte in der Nase und scharrte mit den Gewehrkolben im Schnee.

Hallo, halloho! Da stürmt Oironet mit seinem Stab aus dem Hause. Er trägt ein schwarzes Barett auf dem Kopf, erhebt eine purpurrote Fahne. Nun kommt, halloho, alles in Bewegung, auf einmal weiß jeder, was not tut. Oironet winkt, spricht ein paar Worte, tiriliert vor Kampflust. Alle jauchzen, alle ohne Ausnahme heben die Hände. Er hat gesagt: „Wer mir folgen will, bis in den Tod, der hebe die Hand." Da haben alle die Hände gehoben.

Dann werfen sie sich in die Nachbarhäuser, schleppen Geräte, Einrichtungsgegenstände auf die

Straße, schleudern Tische und Schränke aus den Fenstern. Eine Barrikade, eine Barrikade soll gebaut werden. Man reißt das Pflaster auf, wirft vorüberfahrende Droschken um, trägt alles zu einem Wall zusammen, der mit angeschichteter Erde recht breit und fest geklebt wird, so, und oben drauf stopft man die Möbel, die Badewannen, alles, und jetzt sollen sie nur kommen, die Tyrannen!

Da sind sie schon.

Trommeln wirbeln, Schritte lassen die Straße dröhnen, Kommandorufe aus verschiedenen Entfernungen: Halt ... Ha—alt ... Unerschütterlich wie eine blaue Mauer sperren die Soldaten die Straße, durch die Uniformen gleichsam zu einer einzigen Waffe verschmolzen, die scharfen Bajonettmesser hinter den vielen Schultern starren in die Luft, eine umgestülpte Riesenegge. Da gradaus stehn sie, prompt und hart. Ein junger zartwangiger Offizier läßt sie zurück, reitet an die Barrikade heran, über die jetzt kein einziger Kopf hervorlugt. Hinter ihr aber wimmelt es, man besteigt in zappeliger Hast den Damm, legt an, oder man baut an der zweiten Barrikade etwas weiter hinten, um sich gegen eine Umgehung zu sichern.

Der Offizier reitet vor, pariert das Pferd knapp vor dem Wall, redet erfolglos zu einem unsichtbaren Gegner. Dann zieht er den Säbel, hebt ihn hoch auf, silbern in das Sonnenlicht. Hinter

ihm knattern die Gewehrriemen, im Sturmſchritt mit gefällten Bajonetten rückt die Kolonne vor.

Ein grauenvoller Knall! Das Fenſter zittert! Walder ſpringt zurück.

Die Aufſtändiſchen haben eine Salve abgegeben. Sie muß eine entſetzliche Verwüſtung, ein Blutbad unter den Angreifern angerichtet haben. Niemand von ihnen hat geahnt, daß die Rebellen mit Schießwaffen verſehn ſind ...

Walder war vom Fenſter zurückgeſprungen. Am ganzen Leibe zuckend drückte er das Geſicht auf ein Stehpult in der verborgenſten Ecke ...

Sonderbar dies alles! Er verſtand die Zuſammenhänge nicht, ſah nur, wie Oironet alles am Schnürchen hielt. Derſelbe Oironet, der geſtern das Feſt ſo imperatoriſch geleitet hatte. Ein Impreſario der Maſſenraſerei! ... Wie eine unklare Vorſtellung überfiel es ihn, daß dieſe Emeute irgendwie nur eine Fortſetzung des geſtrigen Balles ſei. Und alles nur zur Feier ſeiner Vereinigung mit Lotte, an die zu denken er die ganze Zeit über nicht abgelaſſen hatte; alles nur wie die Berlioz-Symphonie ... Berlioz, du haſt gelogen! ... Symbole ſeiner innern Umwälzung; Salutſchüſſe der Welt, da der Friede in ſein Herz einzog ... Während draußen vor dem Fenſter peinliche und rätſelhafte Geräuſche entſtanden, Trompetenſignale, Tritte, lange Rufe, dachte Walder an den Walzer mit Lotte, den umſchlungenen Tanz ewiger Freude, dachte an

die aufgeregten wachen Nachtstunden nachher an seinem Schreibtisch, in denen er an Guachen geschrieben, seinen Austritt aus der Differenzierten-loge gemeldet und den Klubgenossen den Pavillon entzogen hatte. Welche Fülle von Ereignissen seither! Heute morgen der Spaziergang. Dann die Gerichtssitzung, in der der Satan Guachen sich sofort gerächt hatte ... merkwürdig, daß dieser Krüppel, der keiner Freundschaft fähig war, so hassen konnte ..., indem er Walder als den einzig Schuldigen in der Irrenhausaffäre darzustellen wußte. Das Urteil, nur eine Geldstrafe dank Guachens vorherigen Listen, die er jetzt wohl gern ungeschehn gemacht hätte. Der Wutausbruch der gereizten Menge gegen die Regierung und gegen Walder. Auf der Treppe das Dazwischentreten Oironets. Jetzt heller Aufruhr in nächster Nähe ... Ja, war das alles möglich? Träumte er nicht? ...

Von neuem krachten jetzt draußen die Salven. Bisher war mit dem Rückzug des Militärs eine Pause eingetreten. Walder öffnete das Fenster, beugte sich vorsichtig vor. Dort draußen in der Allee ragte jetzt als Deckung für die Truppen eine Gegenbarrikade, man beschoß die Aufständischen... Trommeln in der Nebenstraße. Auch von hier aus rückten frische Regimenter an, der Kampf wurde von beiden Seiten geführt. Unermüdlich trafen die Reserven ein, verschanzten sich, besetzten

die Häuser und schossen aus der Höhe in den zusammengedrängten Haufen der Zivilisten. Hoch auf der einen Barrikade ragt Oironets dunkle Gestalt. Hinter einem schwarzen Klavier, das da obenauf liegt, hat er Posten gefaßt. Er schießt nicht, aber keinen Moment ist er ruhig. Ohne Unterlaß brüllt er, feuert seine Leute an, gibt seine Weisungen, zeigt mit den Händen. So heftig ist er in Bewegung, daß man ihn fast an mehreren Orten zugleich sieht, wie eine Radspeiche. Von ihm scheint alle Kraft und Widerstandsfähigkeit der Dämme und Menschen auszuströmen.

Aber die Getreuen sinken. Blutströme springen über die schmutzigen Sparren, Körper rollen wie Kleiderbündel umher, das Geheul der Verwundeten zerfetzt die Luft, die Verteidiger schießen und laden und schießen mit irren Mienen, wie geistesabwesend. In dem engen Raum zwischen den beiden Barrikaden der Aufständischen scheint aller Jammer der Welt zusammengedrängt. In der Mitte auf der schwarzen zerstörten Straße liegen die Toten, hüpfen die Verletzten weinend, mit zerschmetterten Händen, elegante Herren ohne Arme, Damen mit blutenden Gesichtern. Rechts und links auf den Wällen bewegte Menschenanhäufungen, sie laden und schießen. Und jetzt splittern die Balken mit dumpfem, leisem Knall, zerfallen in gelbes Pulver, die Steine platzen auseinander, was oben liegt, sinkt ein, Breschen klaffen,

sofort von zuckenden blutsprühenden Gliedmaßen ausgefüllt. Die Verteidiger schießen und laden. Ein Knabe lächelt wehmütig, da ihm die Mütze vom Kopf geschossen wird. Im nächsten Augenblick greift er sterbend nach einem roten Riß an seinem Halse. Und Oironet drängt, stachelt, spreitet die purpurne Oriflamme aus . . .

Plötzlich steht er im Zimmer, neben Walder, der sich erstaunt ihm zuwendet. Soeben noch hat er ihn unten auf der Barrikade gesehn. War es eine Sinnestäuschung?

Oironet schreit: „Es ist zu Ende! Schnell, wir fliehn."

Und durch die Geheimtüre, durch die vorhin die zwei Redakteure, die Verräter, davongerannt sind, zerrt ihn der Riese mit sich, zerrt ihn über faule, knackende Holzstufen, durch nasse Kellergewölbe mit glänzenden Wänden. Jetzt sind sie irgendwo tief unten angelangt, in einer Katakombe unter den Straßen. Ein Schacht führt sie schräg aufwärts, eilig ans Licht, in eine Holzbaracke, von da an Lagerhäusern vorbei über eine niedrige Mauer zum Bahnhof.

Gerettet!

Schnell besteigen sie ein Mietsautomobil aus der langen Reihe, die hier bereitsteht. „Nach Schloß Nornepygge!" Der Chauffeur ergreift das Steuerrad . . . Da rasselt gerade auf der Bahnhofstraße eine Batterie schwerer Kanonen herbei,

im Galopp, alle blinken gelblichweiß, ſcheinen unwiderſtehlich, präzis und wild. Die Pferde greifen aus, die Mannſchaften neben den Geſchützen wanken und ſchütteln ſich, vorüber raſt der Zug in die Richtung des Redaktionsgebäudes, von wo entfernte ununterbrochene Gewehrſalven als ein einziger langausgehaltener Knall hertönen . . .

Ein Schauder überfällt Walder, er denkt an die wehrloſen fünfhundert Menſchen, an die treulos verlaſſenen . . .

Das Automobil aber läuft ſchon glatt auf der Straße zwiſchen den beſchneiten Feldern. In der Ferne ſieht man Villen, überragt von der Rotunde des Schloſſes.

Sechſtes Kapitel

Am häuslichen Herd

„Ich muß fliehn! Ich bin des Todes! Der Kaiſer verfolgt mich!" rief Oironet der Familie zu, die im Speiſeſalon verſammelt war.

Alle ſprangen auf und ſchrien vor Schreck. Die zurückgeſtoßenen Seſſel zitterten.

Ein Diener, der eben mit einer Schüſſel in die Türe trat, wich entſetzt zurück . . .

Die Frauen klammerten sich an Oironet, Onkel Alex drückte ihm die Hand. „Nein, wir lassen dich nicht! Wir retten dich!“ Der Vater Nornepygge verlangte Einzelheiten, die Walder gab.

Man lärmte, man vereinigte sich zu einer klobigen Gruppe altmodischen Familiensinns. Es war nun so rührend, wie sich alle um Oironet bemühten, ihm Hilfsbereitschaft zu erkennen gaben. „Wir retten dich.“

Aber er, mit einer großartigen Armbewegung umfaßte er das Ganze: „Unmöglich! Alles ist verloren.“

Da rief Lotte: „O nein. Wir alle fahren von hier weg. Du mit Irmgard nach Spanien, der Vater und ich nach Hause. So wird es nicht auffallend sein, daß du abgereist bist. Man wird deine Spur verlieren . . .“ O Gott, wie energisch und in starker Liebe stand sie da, mit leuchtenden braunen Augen, die Hände gefaltet.

Alle stimmten zu.

Sie drängten sich an ihn und küßten ihn.

Lotte war schon enteilt, um die Koffer zu packen. Walder fand sie endlich: „Das ist deine Art. O ich liebe dich, ich liebe dich. Du brauchst gar nicht lange nachzudenken. Immer tust du das Nächstliegende und Segensreichste.“

„Ich habe jetzt keine Zeit zu Disputen,“ ant-

wortete sie. Sie glühte vor Geschäftigkeit, riß alle Kästen auf.

„Aber was für ein prachtvoller Einfall war es von dir! Keiner wußte einen Rat. Nur du, nur du."

Sie lief davon und kam nach einer Weile aus dem Nebenzimmer, mit einer Last von Kleidern und Wäsche.

Während sie die Bündel über Sessel und auf dem Boden ausbreitete, fragte er sie schüchtern, ob er nicht störe, ob er hierbleiben und zusehen dürfe. Sie lachte: „Aber natürlich. Du störst mich gar nicht. Willst du mithelfen?"

Er war begeistert und kniete sofort auf die Erde, wühlte ungeschickt und reichte ihr, was sie befahl. Von unten her sah er scheu zu ihr auf, betrachtete ihre zartgemuldeten Wangen, die sich röteten, sooft sie sich niederbückte.

„Dort die Strümpfe!" zeigte sie.

Er rutschte auf den Knien um die Kofferecke herum und brachte die Strümpfe.

Einen Augenblick verweilte ihr Blick auf seinem vor Erregung noch bläsferen Gesicht: „Du bist brav, Walder, daß du mir hilfst. Ich hab solche Eile. In einer halben Stunde müssen wir von hier weg, um den Zug zu erreichen."

„Du tummelst dich sehr. Muß es wirklich sein, daß wir heute schon auseinandergehen?"

„Aber du weißt doch . . ."

„Ja, ich weiß, ich weiß. Und dennoch tut es mir weh, daß es dir darum zu tun ist, in solcher Hast mich zu verlassen . . ."

„Bitte, jetzt den Reisepolster und die Mütze!" Indem er es reichte: „Wahrscheinlich tut es dir gar nicht leid."

„Wie kannst du so etwas sagen? . . . Die Stiefel, bitte."

„Da . . . Aber, nicht wahr, du liebst mich immer noch. O du bist gut! O, du bist sanft wie die Gottheit des Traumes in der Vorstellung vegetarisch lebender Volksstämme."

„Was du manchmal für Ideen hast! . . . Aha, da sind die Bluse."

Ach wenn sie doch nur einen Augenblick einhielte, dachte Walder, nur einen Augenblick der Zärtlichkeit. Ich habe jetzt so eine tiefe Sehnsucht, zärtlich zu sein. Ich möchte auf den Knien zu ihr hinüberrutschen und, indem ich den Kopf in ihrem Schoß verberge, eine Stunde lang weinen. Ich möchte ihr so gern alles sagen. Noch viel, viel hätte ich zu sagen. Aber plötzlich ist alles so unruhig geworden, man kann nicht mehr tief aufatmen. Warum fragt sie mich nicht, was in der „Stadt" vorgefallen ist? Ich würde ihr alles erzählen, meine Gefahren auch . . .

Da erhob er sich und faßte ihre Hände: „Bist du noch meine Freundin, Lotte?"

„Was für Fragen! . . . Aber laß mich jetzt."

„Ich bitte dich, ich habe solche Angst. Könnte nicht ein Diener für dich einpacken?"

„Der würde unsere Sachen schön ruinieren."

„Aber denk nur, wir könnten noch eine halbe Stunde durch den Park gehen, zum Abschied. Geht es wirklich nicht?"

„Nein. Dazu ist jetzt keine Zeit."

Sie standen an entgegengesetzten Seiten des großen Koffers und legten nun abwechselnd und in Eile Stück für Stück hinein. Sie bückten sich rhythmisch, so daß sie einander niemals ins Gesicht sehn konnten.

Walder sagte: „Ich bin zersprengt vor Sehnsucht nach dir. Und du bist doch noch hier, so nah. Wie wird das erst werden, wenn du nicht mehr bei mir sein wirst?"

„Warte, zuunterst kommen die Bücher, damit sie nichts zerdrücken. So."

„Ich werde es nicht ertragen, ich werde verzweifeln."

„Das meinst du nur so. Du wirst mich schnell vergessen ... Die Bürste kann man hier in die Lücke stopfen."

„Nie, niemals, meine Geliebte."

Er hielt an und kam so aus dem Takt. Statt sich zu bücken, stand er aufgerichtet da, als ihr Kopf aus der Höhlung des Koffers heraufkam; da sah er ein qualvoll-überträntes Antlitz, mühsam beherrscht. Einen Augenblick lang war sich Walder

ganz klar darüber, daß sie sich mühsam beherrsche und nur, um ihm den Abschiedsschmerz zu erleichtern, so geschäftig tue. Wehmütig sah er sie an und machte eine kleine Wellenbewegung mit seiner Hand, die zitternd über den Koffer hin gestreckt war ...

„Nun, hoffentlich ist nichts vergessen," sagte Lotte.

Walder trat zur Seite und sah sich suchend um.

„Jetzt hilf mir noch das Ganze fest zusammendrücken, wenn du willst."

„Aber sehr gern. Kofferpacken habe ich mir wirklich nicht so schön vorgestellt."

„Wir müssen die Eisenstange durchziehen. Das geht schwer."

„Oho, wenn wir wollen ..."

„So, sehr gut. Ich danke dir, Walder. Für alles ...

Aber versprich mir, daß du mich in gutem Andenken behältst."

„Lotte ..."

„Ich habe dich sicher sehr vom Studieren abgehalten, das mußt du mir verzeihen. Jetzt wirst du ja endlich wieder deine Ruhe haben."

„Ich kann mir gar nicht denken ..."

„Und du besuchst uns einmal in Stettin, nicht wahr? Recht bald ... So, die Taschentücher kommen noch in die kleine Tasche."

„Ich werde kommen, selbstverständlich. Es ist

kein Abſchied für immer, man braucht nicht zu weinen. O wie ſoll ich dir danken, du haſt mich ſo glücklich gemacht."

„Aber weine doch nicht, Walder, ſei ein Mann ... Die kleine Taſche können wir als Handgepäck nehmen."

Nachdem er die Stettiner auf den Bahnhof gebracht hatte, ſperrte ſich Walder in ſeinem Zimmer ein, das Lotte eingerichtet hatte, im Zimmer mit dem Hausſegen. Er gab ſich ſeinen Gefühlen hin, betaſtete das Sofa, auf dem er mit ihr geſeſſen war, küßte den Hausſegen, roch an dem Schreibzeug, das ſie in der Hand gehabt hatte. Es dunkelte ſchon. Er zündete nicht an, blieb in dem ungewiſſen Schimmer, den die beſchneiten Baumkronen durch das Fenſter hereindämmern ließen. Stundenlang verblieb er im Lehnſeſſel, träumeriſch und mit nichts beſchäftigt, als die Schraube an der Petroleumlampe hin- und herzudrehn. Dabei fielen ihm die Worte, die Bewegungen des geſtrigen Geſprächs ein. Geſtern? Jahre ſchienen ihm ſeither vergangen!

Er war nicht luſtig und nicht traurig, nicht gleichgültig und nicht erregt, nicht böſe und nicht zufrieden. Nur eine ſeltſame unklare Angſt, für die er keinen Grund wußte, ſpannte und dehnte ſeinen Unterleib.

Einmal lauſchte er auf; ihm war, als höre er

ganz fern das Dröhnen des Balles. Nun würde er entfliehn, das fühlte er deutlich, entfliehn und in dieſem abgeſchloſſenen und heimatlichen Zimmer die Lotte finden. Sie würden miteinander ſprechen „Habe ich dich beleidigt?“ ... „Wenn du es nicht fühlſt, dann hat es keinen Zweck, davon zu reden“ ... „Die gutmütige Hausſchlange im klaren Öl.“ ... „Wir werden Freunde ſein, für immer.“ ... „Iſt es möglich? Du haſt mich lieb?“ ... Dann dachte er: Werde ich eigentlich von jetzt an immer nur an Lotte denken? ... Wie merkwürdig, daß es ſo etwas gibt wie Vergangenheit. Wohin fallen die Dinge, die geſchehen ſind? Gibt es nicht irgendwo am Ende der Welt einen rieſenhaften Behälter, in dem ſie ſich anſammeln und wo man ſie einmal doch wiederfindet? Oder ſind ſie wirklich vorbei, auf zauberhafte Art zernichtet, unrettbar ausgeſtrichen? ... Ach, Lotte! kleine Unſichtbare!

Die ich lieb, iſt fortgezogen,
Seh ſie wohl ein Jahr nicht wieder.
Bleibt ſie mir auch treu gewogen,
Wallt mein Herze auf und nieder.

Werde ich immer an ſie denken? Und immer dieſelben Sachen? Wirklich, ich habe mich ſehr geändert ...

Da raffte er ſich auf und beſchloß, in einer vagen Anwandlung von Abwehr, einen Spaziergang zu machen. Mit Feſtigkeit griff er ſeinen Winterrock

vom Nagel, zog ihn an und fühlte couragiert, wie die schwere Last bedrückend und stramm an seinen Schultern zog. Noch die Hände warf er tief in die Taschen, spürte, wie die unklare Angst nachließ; dann schritt er mit heftigem Strampelgang ins Freie und wählte die unbekannte nördliche Landschaft als Reiseziel. Dort konnte ihn nichts an das Mädchen erinnern ...

Ruhig senkten sich Schneeflocken, berührten ohne Geräusch die lockere weiße Schichte am Boden. Die Natur besorgte sittsam und leise ihre Angelegenheiten. Nichts hatte Grund, sich über irgend etwas zu beklagen. Die Bäume standen geduldig im Frost, in den Atemzügen Gottes. Ein zarter Nebel gab der Finsternis etwas Weiches, fast Menschliches, und der Mond, der wie ein wohlgeformter Schneeball am Himmel aufging, ließ einen kühlen Dunst von Bläße über den Teich regnen.

Walder kam an eine Chaussee, die hier den Park durchquerte. Er hatte sie nie vorher gesehen. Mit Neugierde betrachtete er die Schotterhaufen, die mit unverständlichen Zeichen aus aufgegossenem Kalk bemalt waren. Das alles erschien ihm so zwecklos ...

Was war eigentlich mit ihm los? Er wußte es nicht. Er war über seine Wünsche im unklaren. Eine seltsame Melancholie trieb ihn an, auf einem Fuß zu stehn und mit der Spitze des

andern den Kot der Landſtraße zu einem kleinen Hügel aufzuſcharren; ſodann in dieſen Hügel hineinzutreten und das flatſchelnde Geräuſch hierbei zu beachten. Ganz grundlos mußte er eine Hand an die Hüfte legen und, während ein dumpfes ungegliedertes Nachdenken durch ſeinen armen Kopf zog, Silben von barbariſchem Klang in das Echo des Waldes blöken. Sein Herz tat ihm weh und, obwohl ihm nicht kalt war, klapperten ſeine Zähne. Ohne Gefühl für die Umwelt ſann er und wußte nicht, was ihm einfallen ſolle ...

Lärm weckte ihn auf, Lärm eines Schlittens, der ſchmuck und geräumig mit lautem Klingeln vorbeifuhr. Für fünf oder ſechs Perſonen war Platz darin und es war angenehm zu ſehen, daß nur vier drinnen ſaßen und äußerſte Bequemlichkeit genoſſen. Tüchtige Farben erglänzten im Licht pendelnder Laternen, man lachte, die Pferde waren knuſperig braun wie Brotrinde. Dann war alles vorbei. Und nur ein Klingeln blieb übrig, das in die Ferne verhallte, leiſer, immer leiſer, jetzt nur noch wie ein Triangel ... jetzt noch leiſer ... nur ein ſummendes Klirren wie ... wie ... Walder ſuchte nach dieſem ähnlichen Geräuſch, er wußte, daß er es unlängſt erſt mit ſo viel Entzücken gehört hatte ... wie ... Nun hatte er's: genau ſo wie dies entfernte Schlittengeklingel läuteten die ſilbernen Anhängſel an dem lieben einfachen Armband, das Lotte trug ...

Und da gab er es auf, gegen die Erinnerungen anzukämpfen. Er sagte ja zu ihnen und atmete erleichtert, von nervöser Zurückhaltung befreit. Sofort fühlte er sich wohler, zu Scherzen aufgelegt, da so angenehmen Gefühlen nachzuhängen ihm nun erlaubt war. Das war leicht, alles schien ihm eine Anspielung auf Lotte. Er überschritt die Straße und marschierte querfeldein.

Lustig sagte er sich: Wie unverlierbar ist mir dieser Gedanke an Lotte. Ich bin immer von ihm umgeben wie von dem Lärm eines Lastwagens, der durch die Straße poltert, alle anderen Geräusche unter sich begrabend. Ich kann nicht zu Worte kommen; denn, bleibe ich zurück, dann stolpert auch an meiner Seite dieser Lastwagen nur langsam und zurückbleibend vorwärts ... o eine alte Erfahrung von mir! ... will ich ihm aber vorauseilen, dann gewinnt das Untier Riesenkraft, sputet sich wie eine Schnellzugslokomotive und holt mich sofort ein ... So ist es mit dem Lastwagen. Da aber der Gedanke an Lotte viel eher als einem Lastwagen einem Fahrzeug voll von Rosen gleicht, ach, dann duftet und blüht, ihr Rosen, überschüttet den armen Walder, in einem Schwall eurer Kelche laßt ihn ersticken! ...

Und er trug ihr Bild, das vor seinen Blicken glänzte, in den Wald. Es war undeutlich und, so sehr er sich auch bemühte, den Gesamteindruck ihres Wesens zu erfassen, nur in einzelnen

Teilen gut ausgebildet. Er hatte sich den Ansatz des Halsmuskels gemerkt, das Auge, die Haare, von der Seite gesehen. Aber wie sah die Partie am Gürtel aus, der Streifen zwischen Nase und Mund? ... Eine quälerische Sehnsucht wuchs in ihm auf, spornte sein Gedächtnis ... Da lösten sich aus dem Halbdunkel unter dem mühsamen Druck dieser Sehnsucht Details los. Dinge, die er gar nicht an ihr bemerkt hatte, konnte er nun nachträglich beobachten, als ob sie selbst noch gegenwärtig wäre. Die Form ihrer Stiefel fiel ihm ein, auf die er nie mit Bewußtsein achtgegeben hatte; dann eine Brosche aus schlichten Granaten ... Ja, Lotte war nun wieder da, sie schritt vor ihm den langen Feldrain ab, ... vor ihm, nicht neben ihm ... denn er würde sie nicht in den beschwerlichen nassen Schollen waten lassen, und sie ihn nicht. So würden sie einander erst eine Weile necken und Streit haben und schließlich würden sie sich einigen, daß sie vor ihm hergehn solle ... Ja, nun ging sie mit ihren abgehärteten Bewegungen vor ihm her und eine vollkommene Illusion entstand dadurch, daß er aus der Erinnerung einen Ausdruck erfuhr, den sie, wie er glaubte, nie gebraucht hatte und von dem er dennoch sicher wußte, daß sie ihn jetzt auf diesen Feldrain anwenden würde. „Das ist ein Paddenweg," würde sie sagen. Walder hörte sie es sagen. Begierig atmete er die Luft ein, die in Schwingung durch

dieſes geſunde norddeutſche Wort, das er nicht verſtand, verſetzt war. Und erſchüttert rief er ihr eine laute Antwort zu. O Lotte, Lotte mit dem braunen Himmel im Blick und mit ſo viel Troſtbereitſchaft in der Stimme, brave Lotte ...

Als er nach Hauſe kam, fieberte er gelind und konnte nicht einſchlafen. Unruhig bewegte er ſich im Bette, ſchlaffe Wärme umgab ihn von allen Seiten ... Da ſah er, ſah mit der untrüglichen Gewißheit einer Viſion, Lottchen, das kleine, vielleicht zehnjährige Lottchen, wie ſie zur Schule ging. Ihre Freundinnen kamen vorbei, ihr Klavierlehrer, eine Tante. Dann erſchien ihre Wohnung, das Geſchäft, der Verkehr am Hafen. Einen kleinen Unglücksfall aus ihrer Kinderzeit ... beinahe hätte ſie der Wagen überfahren ... erlebte er mit. Und ihr ganzes Leben bis zu dem Moment, da ſie als Gaſt auf Schloß Nornepygge erſchienen war, alle Schmuckſtücke, die ſie zu den Geburtstagen erhalten hatte, die Kleider, Lieblingsſpeiſen, Tanzſtunden, Bekanntſchaften, Zeugniſſe ... lückenlos ihre ganze Vergangenheit zog an ſeinen heißen Blicken vorüber. Rückwärtsblickende Ahnungen, Prophezeiungen des Geweſenen! Nun war ihm alles klar, nun kannte er ſie gründlich, dieſes unſchätzbare gute Mädchen, nun war er bei ihr ... Und Zeile für Zeile erfand er ein Gedicht, mit inniger Freude und ſehnſüchtiger Genauigkeit:

Die Zimmer ſind gar nicht faſhionable.
Es drängt ſich über die Teppichveilchen
Allerlei Renaiſſancemöbel
Mit Kegelſäulchen und Meſſingbeulchen.

Behaglich ſteht zwiſchen plüſchenen breiten
Fauteuils das Rauchneceſſaire, der Whiſttiſch.
Altmodiſch nenn ich die Handarbeiten,
Doch ſind ſie entzückend poſitiviſtiſch.

Man denkt an Geburtstags- und Weihnachtsbeſcherung,
Selbſtloſigkeit, falſches Harmoniumſpielen,
Familienliebe und Elternverehrung,
Patriotiſches und religiöſes Fühlen.

Entzückend poſitiviſtiſch! Vergeſſen
Dürft ich hier mancherlei Philoſopheme,
Wenn ich die guten Leute indeſſen
Betrachte und ihre Stimmen vernehme.

Entzückend poſitiviſtiſch! Und heilen
Könnt ich mich hier von manchem Verachten,
Dürft ich die Bilder in ſchlanken Medaillen
— Großväter, Großmütter und Ahnen — betrachten.

O Wohnung ſchlichter Gewöhnlichkeiten!
O Mädchen einfacher Zärtlichkeiten!

Dann ſchlief er ein. In der Hand hielt er das ſeidene Taſchentuch, das ſie ihm zum Andenken geſtickt hatte. Wie kindlich ... ſie und er!

Und nun nahmen Walders Tage einen einmütigen Verlauf.

Eine große Umwandlung war in ihm geschehn. Und wie wenn einer, der lange in einer gewissen Art gelegen ist, nun die Beine umschlägt oder seine Hand unter dem Kopf vorzieht und auf die Decke legt oder sonst irgendwie seine Lage verändert ... jetzt atmet er erleichtert auf und fühlt in jedem Gliede gleichsam aus einer neuen Quelle Blut durch die Adern spielen ... so genoß der verliebte Walder in jeder Kleinigkeit sein Anders-als-vordem-Sein, seine freundliche Gesundung.

Hinter ihm lagen die vergeblichen Versuche, durch einen Stil frei zu werden, durch Vergewaltigungen der Natur. Jetzt kehrte er zur Natur selbst zurück, zur großen indifferenten Natur.

Wie klein kamen ihm nun die Leute vor, die nur ein Prinzip im Leben sahn; nur die Arbeit wie Reckleiner, nur die Kunst wie die Brüder Ehstredt, nur den Satanismus wie Guachen. Wie logen sich die das Leben zurecht, in einer süßen Mystik! Wie wagten sie sich aus ihren Tümpeln und künstlichen Binnenseen nicht auf das hohe Meer des Daseins!

Walder lachte herzhaft, wagemutig. Im Gedanken an Lotte fühlte er sich tüchtig, urwüchsig, deutsch. Vorbei waren die artistischen Spielereien seiner Differenziertenzeit!

Vorbei für immer waren die Tastversuche nach

Stilen, dieſe Maskeraden einer unvergnügten Faſtnacht. Wozu individuell ſein! Lieber im Bewußtſein der Allnatur ſich verlieren! ... Er zerriß ſein Gedicht an Lotte, weil ihm die vielen ſeltſamen fremden Worte darin ſo ſtechend-unreinlich vorkamen.

Und dann ſah er durch die Glaswände ſeines Bibliothekzimmers, in dem er ſeine Seele ordnete, auf die weiße deutſche Landſchaft hinab, in der er nun gottlob kein Fremder mehr war.

Zweifach fremd war er früher dieſen Dörfern und Bergwerken und Fabriken geweſen; als Ariſtokrat, der jeden Zuſammenhang mit dem Pöbel vermied, und als Kosmopolit, der die internationale Geſellſchaft der Loge ſeinen Volksgenoſſen vorzog ... Jetzt aber hatte ihn heiße Liebe zur Scholle, zu bäuriſcher Herzlichkeit erfaßt. Er fühlte ſich hingezogen zu den einförmigen Verrichtungen des Landlebens, zu dieſer beruhigenden und wortloſen Mühe, mit der man Felder pflügt und friedliche Lanzen der Hopfengärten aufſchichtet. Er freute ſich über die Jahreszahlen an den großen Toren der Meierhöfe, über die bunten Kopftücher der Mägde, über die weißen Vorhänge in den Fenſtern, über den Geruch der Dunggruben. Und er verſtand nun auch das ungeſchliffene Weſen des Onkels Alex mit ſeiner köſtlichen Grobheit und Geradheit, verſtand nicht minder ſeines Vaters, des Sonderlings, pedantiſche Gotik. Deutſch fühlte

er nun selbst, deutsch und ehrlich mit jeder Herzensfaser.

Er überlegte: War diese inbrünstige Lust an seiner Heimat erst jetzt, ganz unvermittelt, in ihm erwacht? ... O nein. In seinen jüngeren Jahren hatten ihn schon einmal dieselben Hymnen durchorgelt. Und nun kehrte er in diese schöne Zeit zurück, feierte ein fröhlich Wiedersehn mit seiner Seele, da sie noch unschuldig war ... Der kleine Walder Nornepygge wurde vor ihm lebendig. Da stand er, mit großen Augen ... wie auf der Photographie ... in Mädchenkleidern noch, das gute schöne Kind, einen kleinen Straßenbahnwagen aus Blech hinter sich ziehend und angelehnt an einen zackigen Fels aus Pappe, den leinwandene Efeublätter bedeckten. Das gute schöne Kind. Es zeichnete so gern und war so glücklich, wenn ihm jemand einen Bleistift und ein großes Stück Papier mit blauen Quadraten brachte. Es machte schöne Flechtarbeiten aus dünnen bunten Streifen, auch Schneeballen, Papierrosen, und es verstand, einen gewissen Knochen der Gans mit rosa Baumwolle zu überspinnen und zu einem niedlichen Sesselchen für die Puppen umzuwandeln. Es hatte den Papa so gern und weinte sehr, wenn man es wegen einer Unart ins Winkerl schickte. Jeden Abend betete es zum lieben Gott: alle, die mir sind verwandt, Herr laß ruhn in deiner Hand, alle Menschen groß und klein, sollen dir befohlen sein. Manch-

mal in der Nacht bekam es plötzlich Angst vor Feuer oder ein Dieb könnte kommen und es wegtragen oder ein Henker wolle es an den Galgen knüpfen, sei aber ungeschickt und biege den Nacken nicht zur rechten Zeit um. Das sei die schrecklichste Todesart, hatte ihm jemand erzählt ...

Dann sah Walder sich aufwachsen, immer mit offenem Gemüt und hellen Augen. Er erinnerte sich lächelnd an die Leidenschaft, die ihn eine Zeit lang beherrscht hatte: Kreuzerstücke von der Eisenbahn überfahren zu lassen. Viele Kameraden hatten diese Leidenschaft geteilt und da waren sie, auf einer Sommerfrische, immer den Bahndamm hinaufgeklettert, obwohl das verboten war, hatten den Kreuzer auf die Schienen gelegt, knapp ehe der Zug vorbeifahren mußte. Welche Wonne dann, das noch heiße Geldstück wieder aufzulesen und zu bewundern, wie plattgedrückt es war. Einer besaß sogar einen achtmal überfahrenen Kreuzer! Und einer ein Vierkreuzerstück, breitgewalzt wie ein kleiner Teller! ... Leider gelang es nicht immer. Denn das Vorderrad der Lokomotive warf manchmal, ohne seine Schuldigkeit zu tun, den Kreuzer von der Schiene. Und wie viele zerbrachen, ehe sie den erstrebten vollkommenen Grad der Dünnheit erreicht hatten ...

Mit Freude entsann sich Walder seiner schlichten Lebensweise von damals, seiner patriotischen Denkart, seiner Begeisterung für alles Deutsche. Noch

ohne rechtes Verständnis hatte er als Knabe die statistischen Tabellen einer Enzyklopädie durchblättert und jedesmal (auch wenn es sich um Verbrecher oder Alkohol handelte) eine wahrhafte Freude gehabt, wenn Österreich und Deutschland mit der größten Ziffer alle andern Staaten beschämten ... Und wie hatten den Heranreifenden die deutschen Heldensagen, Wagner, Dürer entzückt! ... Einmal konnte er eine ganze Nacht lang nicht schlafen, da die Spracheninsel Budweis bei einer Gemeinderatswahl von den Tschechen arg gefährdet war und das Wahlresultat erst am nächsten Morgen bekannt wurde ...

So endeten alle die Überlegungen, die Walder in der lichten Glaskuppel anstellte, mit Umarmungen seines früheren Selbst, mit Verbrüderungen und Bündnissen. Jetzt hatte er zurückgefunden, hatte die ihm angemessene Lebensform wieder entdeckt. Und oftmals stand er auf, Walder Nornepygge, nun eine feste Persönlichkeit, schritt wie in einem weisen Tanz durch den Raum, hob das verklärte Antlitz und richtete ein Dankgebet an die ferne Lotte.

Im nächsten Jahr wollte er sie besuchen, das stand fest ...

Wochen verbrachte er mit allerlei Geschäften, die der neue Geist ihm auferlegte. Er wurde wieder stolz auf seine Gesundheit, auf seine Muskeln. Er turnte, nahm Bäder im aufgehackten Eise,

ließ sich täglich massieren. Seine Speisen wählte er nicht mehr nach Gaumenkitzel, sondern nach der Nahrhaftigkeit. Er unternahm weite Spaziergänge, kreuzte den scharfen Wind, besuchte die Ortschaften am Fuße des Schloßberges, beobachtete das Volk und ging unerkannt weiter.

Die braven Leute mit ihren gutmütigen plumpen Manieren gefielen ihm. Er beschloß, wie sie zu leben, ein Bauer zu werden. Das Beispiel Tolstois entzündete ihn. Ein ländliches Wohnhaus sollte für ihn errichtet werden; mit einer Energie, die ihm selbst erstaunlich schien, berief er Arbeiter und ließ trotz des strengen Winters beginnen. Er selbst half mit, war immer voll Humor und Leutseligkeit, zahlte die Leute ausgezeichnet und so fleckte die Arbeit tüchtig unter derben Scherzen und kräftigen Liedern. Bald erhob sich, an den Ostflügel des Palastes anschließend, dicht neben dem nun versperrten Pavillon der Differenzierten-Loge, ein braunglänzender Fachwerkbau mit schmalgesatteltem Dach, Veranda, Holztürmchen und rot eingebrannten Sprüchen über den Butzenscheibenfenstern.

Seine Sehnsucht nach Lotte wuchs von Tag zu Tag. Und warum schrieb sie nicht? Warum ließ sie nichts von sich hören?

Er wurde nicht müde, alle Tage und Stunden, die er mit ihr verlebt hatte, im Gedächtnis aufzufrischen. Er wiederholte sich alle ihre Worte, ordnete seine Begegnungen mit ihr in chronolo-

gischer Reihenfolge und, da er einmal Angst bekam, er könnte irgend etwas davon aus der Erinnerung verlieren, beschäftigte er sich einen ganzen Nachmittag glückselig mit der Anlegung eines Kalendariums, in das er diese kostbaren Erlebnisse eintrug. Er hängte sich mit seiner Liebe an jede Kleinigkeit, die mit ihr in Verbindung war, er liebte jetzt nicht mehr Lotte allein, sondern auch ihren Vater Alex, die Schwester, Oironet, ihre Kleider, Stettin, das Meer. Und seine Leidenschaft, deren Angriffsfläche sich so vergrößerte, wuchs ins Maßlose.

Die Tage waren kurz. Schon gegen vier Uhr färbten sich im Westen des regengrauen Himmels einige Wolkenzungen rotgelb in der Bestrahlung der fallenden Sonne ... Walder stand an der Wand im dunkeln Hintergrunde seines Zimmers, sah die dämmernden Teppiche gegen das Licht hin laufen, ansteigen, sah die Kanten der Möbel undeutlich werden. Melancholisch kaute er an einer Semmel. Manchmal belustigte er sich damit, die Ofentüre zu öffnen und ein Stück Papier auf die toten, schon schwarzen Kohlen zu werfen. Eine Weile blieb dann alles noch ruhig, aber plötzlich flammte, man wußte nicht woher, eine glatte Feuerwelle auf, verzehrte das Papier, das sich krümmte, beleuchtete alles, blieb lebendig und sank dann kraftlos wieder in sich, spurlos erlöschend ...

Oder er horchte stundenlang auf das Brummen

des siedenden Wassers, das man in einem Blechtopf auf den Ofen gestellt hatte, um die trockene Luft des Zimmers zu befeuchten. Er warf beide Arme hoch über dem Kopf zusammen, so daß die zwei Unterarme wagrecht übereinander auf seinen Scheitel drückten und jede Hand das Ellbogengelenk des andern Armes umschloß. In dieser Stellung reckte er seine Taille, zog den Brustkorb empor, um eine grundlose Beklemmung aus seinem Unterleib hinauszudehnen ...

Gern suchte er jetzt den westlichen Flügel des Schlosses auf, die Gemächer seines Vaters. Hier fand er manches Einrichtungsstück, das ihn an seine Kindheit erinnerte. Und der Geschmack des Ganzen versetzte ihn in Lottes Stettiner Wohnung. Nun wich er auch dem Alten nicht mehr so ängstlich aus. Auch außerhalb der Mahlzeiten führte er manches Gespräch mit ihm.

Er fragte ihn einmal: „Wie kommt es, daß Onkel Alex nicht schreibt?"

„Onkel Alex? Ach, der ist so schreibfaul. Er meint es nicht böse."

„Aber er könnte uns doch durch Lotte Nachricht geben, nicht?"

„Die wird jetzt viel zu tun haben. Denk dir nur, vierzehn Tage lang war sie vom Geschäft weg. Da mag sie eine schöne Unwirtschaft angetroffen haben. Sie scheint ja ziemlich unentbehrlich zu sein."

Walder wunderte sich, was für vernünftige An-

sichten sein Vater hatte: „Ja, du hast recht. Sie ist sehr tüchtig."

„Fast zu energisch für eine Frau. Aber es paßt ihr recht gut. Ein feſches Mädel ist sie, keine Frage" ... Als Walder einige Tage hierauf in sein Zimmer trat, lag auf der silbernen Serviertasse eine Ansichtskarte, ein Bild des Stettiner Hafens. Unten auf dem weißen Streifen stand in großen Buchstaben: Viele Grüße von Haus zu Haus sendet Lotte. Aber oben auf dem Bilde, zwischen den Mastbäumen, drängten sich pieplige enge Zeilen, ein nachträglicher Einfall: Wir sind glücklich hier angekommen und unberufen soweit wohlauf. Hoffentlich seid auch ihr bei bestem Wohlsein und behaltet uns nicht in gar zu schlimmem Angedenken ...

Nun, ihre Schrift ist die schlimmste nicht, dachte Walder, um seine aufsteigende Rührung zu unterdrücken.

Gleich darauf begann er leise zu weinen.

Eine tiefe Befriedigung durchwallte ihn, ein heftiges Glück. Jetzt erst fühlte er, wie sehr er die ganze Zeit über auf diese Nachricht von Lotte gewartet hatte.

Er ging im Zimmer auf und ab, blieb beim Tisch stehn, nahm die Karte in die Hand und las sie wieder. Er legte sie hin und versuchte, ob er sie schon auswendig hersagen könne: von Haus zu Haus ... unberufen soweit wohlauf ... nicht in gar zu schlimmem Angedenken ... In jeder Re-

densart suchte er etwas Besonderes, drang in die Seele der Wortstellungen ein. Immer wieder nahm er im Geist die Zeilen durch und jedesmal ging es geläufiger. Schließlich kam er so weit, daß er sich den ganzen Wortlaut der Karte fast gleichzeitig vorstellen konnte.

Es dunkelte schon. Ein mildtätiger süßer Geruch schien das Zimmer zu erfüllen, eine Atmosphäre wie aus wohlgeordnetem Wäscheschrank. Walder seufzte und die Tränenspuren an seinen Wangen füllten sich naß, aufs neue. Warum blieb er einsam, ewig nur auf sich angewiesen? Er überlegte die letzten Wochen, die er in ununterbrochener Sehnsucht hingebracht hatte, und es schien ihm jetzt unerklärlich, wie er das habe aushalten können. Keine Stunde war vergangen, in der er nicht an Lotte gedacht hätte. So viele Stunden, und alle ohne Erfüllung! Dies lange langsame Streben mußte schließlich das Herz dick und starr machen wie Frost, mußte geronnene Blutklumpen in die Kehle steigen lassen. Nein, länger war das nicht zu ertragen ...

Dann wiederholte er gedankenvoll: Hoffentlich seid auch ihr bei bestem Wohlsein und behaltet uns nicht in gar zu ...

O Lotte, könnte ich bei dir sein, unterbrach er sich laut, du würdest mich trösten, mich einlullen. Ich wünsche jetzt nichts, als ein Kind zu sein. Die Sehnsucht nach dir ist noch viel zu kompliziert. Du

ſelbſt, die Erfüllung, du wäreſt mein Diviſor, du könnteſt mich einfach machen... Klingling! Guten Abend! Ah, da biſt du, Walder, eben haben wir von dir geſprochen. Ja, ich wollte eigentlich erſt im nächſten Jahr, im Frühling, kommen. Aber ich dachte mir, Stettin im Winter, das ſei auch etwas Feines. Alſo habe ich gepackt. Ich habe mir Koffer-packen wirklich nie ſo ſchön vorgeſtellt. Jetzt bin ich da. Ja jetzt biſt du da, wir alle ſind hocherfreut und werden dir die Sehenswürdigkeiten zeigen.. O Lotte, warum ereignet ſich nichts dergleichen? Warum ſetze ich mich nicht in die Eiſenbahn und fahre zu dir? Warum tröſtet mich niemand?... Und ich bin ſo ganz allein, über gar nichts mehr hocherfreut. Früher, wenn mir jemand einen Bleiſtift brachte und ein Stück Papier, ſchlug mein Herz, mein kindliches gutes Herz. Warum bin ich dieſes Kind nicht mehr, Papas liebes Kind? Warum ſage ich jetzt Vater und nicht Papa? Wie lange habe ich nicht mehr Papa geſagt! Und doch, das erſte Wort, das ich aus Lottes Munde vernahm, war: Papa, und es traf mich wie ein ernſter Gruß aus verlorenen Jahren...

Ein Diener meldete, daß der junge Herr zum Nachtmahl kommen ſolle.

Walder begab ſich in den Speiſeſalon, langſam und gefaßt.

Der Vater ſaß ſchon bei Tiſch. Er ſah leidend aus, den Fahrſeſſel verließ er jetzt überhaupt nicht mehr. Walder ſetzte ſich und aß ſchweigend.

„Schlimme Neuigkeiten.“

„Was denn?“ Walder sah interessiert in das alte Gesicht hinüber.

„Da hast du die Zeitung, wenn du es selbst lesen willst.“

„Möchtest du es nicht lieber erzählen ... Papa?“

Der Alte nickte froh: „In Spanien sind Unruhen ausgebrochen. Unser lieber Oironet hat doch wirklich Pech. Als ob ihn die Revolutionen verfolgten! Es stört ihm die ganze Reise und ich werde mich freun, wenn er nur nicht wieder in unangenehme Sachen gerät“ ...

Nichts, nein gar nichts Besonderes geschah. Das Geschirr wurde wieder abgetragen. Walder hörte alles wie durch eine dämpfende Watteschichte, so aufgeregt war er ... Man hatte fast zu Ende gespeist, um diese Zeit pflegte Walder nach einem förmlichen Gute-Nacht-Gruß wieder in sein Zimmer zu gehen. Aber heute schien es ihm wie ein unerhörtes Verbrechen, was er sonst so selbstverständlich getrieben hatte; alle diese liebloſen pflichtmäßigen Gespräche, die kalten Beziehungen, das Vermeiden aller Herzlichkeit. Und gar, wenn er an die frivolen und gehässigen Worte über seinen Vater dachte, an diese frevelhaften Gedanken, zu denen er sich früher den Klubgenossen zuliebe gezwungen hatte, fühlte er schaudernde Reue in sich aufsteigen ... Einigemal wollte er etwas sagen. Aber alles schien ihm nicht das Richtige. Er tippte

an den kleinen Löffel, der über der dünnwandigen Mokkatasse lag, ließ ihn auf dem scharfen Rand des Porzellans auf- und niederschaukeln und bei jedem Druck nach unten verwarf er eine Fortsetzung, die er sich ausgedacht hatte. Endlich legte er den Löffel weg und seine Stimme, die er kaum selbst erkannte und der er neugierig zuhörte, sagte: „Dann wollte ich noch fragen, wie ..." Hier hielt er an, gespannt, ob er den Satz vollenden würde. Aber noch tiefer im Innern lag etwas wie geheime Freude, daß er doch wohl den Satz vollenden müsse, wenn er schon einmal angefangen habe. Und so floß es nach winziger Lücke von selbst weiter „... es dir sonst geht."

Der Vater erwiderte gern und ohne Erstaunen, schilderte in seiner zeitraubenden Art, daß er nicht sehr zufrieden mit seinem Befinden sei. O im Gegenteil, seit einigen Tagen würden die Schmerzen immer stärker, im Hals, in den Ellbogengelenken, im Unterleib, und manchen Augenblick wären sie jetzt schon kaum mehr erträglich ... Walder unterbrach nicht, mit keinem Wink; jedes Wort, das der gute Greis sprach, trug einen heiligen Nimbus. Da saß sein Papa ihm gegenüber, der Vater, das Haupt der Familie, der Erzeuger ... welch ein Gedanke! ... der Mensch, der mich gezeugt hat ... und er klagt über Schmerzen. Eine ergriffene Liebe überwältigte Walder. O wenn er diese Schmerzen doch hätte lindern können, mit Nachtwachen, mit auf-

opfernder Pflege, mit Hingabe des eigenen Leibes! O den freundlichen Mann wieder gesund, jung machen!... Besorgt blickte er über den Tisch: „Du solltest einen Arzt konsultieren."

Der Vater grollte: „Einen Arzt? Und was bin ich denn selbst? Wozu bin ich denn da? Doch nicht, um mich von so einem neumodischen Quacksalber verpfuschen zu lassen. Siehst du ... das da studiere ich selbst, damit kuriere ich mich selbst."

Walder las den Titel: „Makrobiotik?"

„Ja nur darauf kommt es an, nur darauf. Auf die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern."

„Ich glaube dir. Du weißt es gewiß. Aber vielleicht wäre es doch gut, mit irgend jemandem über diesen Gegenstand zu reden."

„Ich habe mit Oironet oft genug darüber geredet. Er war sehr überzeugt von dieser Disziplin. Einmal sagte er mir sogar, man könne bei guten Anlagen und richtiger Lebensweise fünfhundert Jahre und mehr alt werden und sogar jung dabei bleiben ..."

„Aber die Tabellen."

„Süßmilch-Baumann meinst du. O die sind hier in dem Buche sehr gut widerlegt. Daran glaube ich nicht. Ich werde noch lange nicht sterben. Ich werde gesund werden und wieder herumgehn können, glaubst du nicht?"

„Selbstverständlich. Das ist doch sicher." Tränen drängten sich in Walders Augen und taten sehr

weh. Er tauchte unbemerkt den Zipfel einer Serviette ins Waſſerglas und fuhr ſich langſam über die Stirn, dann über die Augen. Es ſchmerzte ihn, wenn er den alten Mann ſo arglos und faſt kindiſch reden hörte, ſo offenkundig die Todesfurcht verratend wie eben ein armer alter Mann. Und vage Gedanken an die Zeit überkamen ihn, da dieſer Greis weggehn würde und ihn allein laſſen ... Und eigentlich hatten ſie nicht ein einziges Mal recht vertraulich miteinander geredet. O warum habe ich es verſäumt, klagte Walder ſich an, warum habe ich es zu dieſer Fremdheit kommen laſſen. Wie gern würde ich ihm alles ſagen, es iſt faſt ſo wie mit Lotte, dieſelbe Sehnſucht nach endloſen ſchönen Geſprächen ...

Der Vater blätterte ruhig in ſeinem Buche.

Da nahm ſich Walder zuſammen: „Siehſt du, Papa, ich denke gerade jetzt in den letzten Tagen oft daran ... Was treibſt du eigentlich die ganze Zeit über? Womit beſchäftigſt du dich? Wie verbringſt du die Stunden? ... Ich ſehe dich nur knapp während der Mahlzeiten ..."

„Du kannſt doch immer zu mir kommen."

„Nun ja, es fällt mir nur ſo ein. Oironet hat es mir einmal geſagt, daß du meine Biographie ſchreibſt ... Ich weiß nicht ... Es kann ja von jetzt an alles anders werden ... Aber willſt du mir nicht die Biographie zeigen, bitte, Papa? Bitte, verzeih mir, Papa ..."

In höchster Aufregung war er dem Vater zu Füßen gesunken und schluchzte laut. Mit der Hand strich er zitternd über den Arm des Vaters, der ihn aufzurichten bemüht war.

O wie angenehm war es da, wie weise und väterlich, daß der Alte dies alles ohne viel Rührung und nicht als eine tragische Szene auffaßte. Er bezog Walders heftige Bitten nur auf die Biographie, sagte ihm ruhig, aus welchem Fach des großen Schrankes er sie nehmen könne, und reichte ihm den Schlüssel ... Wie eine Versöhnung klang dies, aber ganz sachlich und kaum überrascht. Als ob er hundert Söhne gehabt hätte und jeder hätte sich aufgelehnt und jeder wäre wieder in seinen Schoß als braves Kind zurückgekehrt. Als ob es nicht sein einziger Sohn wäre, der verlorene Sohn, den er da aufrichtete.

Walder holte wankend den großen Folianten. Und der Vater begann vorzulesen: „Mein Sohn Walder, mir von meiner gottseligen Ehefrau geboren am 27. Mai ..." Und er las bedächtig eine friedfertige Legende von Walders Leben, las die Namen seiner Amme und seiner Kindermädchen, die Tage, an denen er Fortschritte im Laufen gemacht, seine Kleider und ersten Stiefel, alle Sonntagsausflüge, die merkwürdigen Worte und Ausrufe des Kindes, die Schulzeit, die Lehrer, die Zeugnisse, die Reisen, alles genau bis in alle Einzelheiten. Ohne Ungestüm wechselten kleine Ereig-

nisse miteinander ab, eine Ordnung und ein sanfter Sinn war in ihnen, den Walder nie vorher gewußt hatte. Da ihm der Vater nun seine Schicksale vorlas, erschienen sie ihm einfach und rein, von allen dunkeln Unterströmungen seelischer Wirrnisse befreit. Aufmerksam horchte er zu, wie alle Ansichtskarten und Briefe mit dem genauen Wortlaut in dem Buche vermerkt waren, alle Geburtstagsgeschenke, die Studien, die inskribierten Gegenstände, die Freunde, Äußerungen, Lektüre, Zufälle. Nichts war ausgelassen. Die chemische Entdeckung erschien, von einem Dankgebet begleitet. Mit Stolz wurde die Errichtung des Schlosses erwähnt, unfreundlich die Differenzierten. Ein Plan des Grundbesitzes lag bei. Eigentlich gab es nur Glück und angenehme Sachen in diesem Leben, schon wunderte sich Walder, wie er so viel tragische Komplikationen darin hatte auftreiben können, und in behaglicher Redseligkeit an dem Stettiner Besuch, dem glanzvollen Ball und dem Putch vorbei murmelte es ihm bis vor die Füße, bis zu dem Fleck, wo er gegenwärtig seine gewohnten überflüssigen Tränen vergoß.

Der Vater klappte das Buch zu: „Und was jetzt?"

„Was jetzt?" wiederholte Walder aufgeheitert.

„Jetzt wird es so in Fröhlichkeit weitergehen."

„Jetzt muß es lustig werden, viel lustiger noch."

„Und mein Sohn wird sich nach einer Braut umschauen, wird heiraten . . ."

„Ich soll . . . ich heiraten?“ Walder sah erschrocken auf, plötzlich begann er laut zu lachen, schlug sich die Schenkel und lachte hell. „Natürlich. Wie konnte ich nur an so etwas Naheliegendes nicht denken! . . . Lotte.“

„Wäre mir sehr recht.“

„Ja, nicht wahr, du bist einverstanden. Unlängst erst hast du sie so gelobt. Sie ist ein braves, gutes Mädchen.“

„Und eine tüchtige Hausfrau.“

„Und ich liebe sie so sehr. Wirklich, das kann ich dir gar nicht erklären, wie ich sie liebe, was sie für mich bedeutet.“

Weise lächelte der Vater: „Meinst du, daß du mir damit etwas Neues sagst? Ich habe doch Augen. Wie sie hier war, habt ihr es immer miteinander gehalten. Wie oft hab' ich zu Onkel Alex gesagt: Denk' dran, was ich dir jetzt sage. Aus den zweien wird bald ein Paar . . . Nun, hab' ich recht gehabt? Hab' ich's gewußt?“

„Und ich hab' nichts gewußt, gar nichts. So sehr war ich noch in meine Kulturschikanen eingewickelt, daß mir diese einfachste Lösung nicht eingefallen ist. Immer nur sehnen wollte ich mich, einen zurückgelassenen Hausfegen küssen, eine Petroleumlampe streicheln. Pfui Teufel!“

„A la Guachen.“

„Ja, du hast recht gehabt, Papa. Damals und jetzt, immer . . . Aber jetzt mache ich energisch

Schluß mit dieſem dummen Zeug. Ich heirate Lotte, ich werde ein Bürger, ein ganz gewöhnliches glückſeliges Geſchöpf Gottes."

„Das ſind gute Vorſätze. Das lobe ich."

„Mehr als Vorſätze ... O wie danke ich dir, daß du mich auf dieſe glückliche Idee gebracht haſt. Zuerſt mußte ich ein braves Kind werden, natürlich, und meine Ungebärdigkeit laſſen, um dann für ſo ſchlichte, grundehrliche Pläne empfänglich zu ſein. Nun bin ich's, Gott ſei Dank. Und nun bleibt es nicht bei Plänen ... Morgen ſchon fahre ich nach Stettin."

„Morgen ſchon?"

„Warum nicht? Es iſt dir doch recht ſo, Papa? Siehſt du, die guten Pläne ſoll man womöglich gleich ausführen."

„Da haſt du wieder recht."

„Ich freue mich ſo, daß wir miteinander einverſtanden ſind. Und wie ſchnell ich mich jetzt entſchließen kann! Früher, in unſerem häßlichen Klub, hat man nur mit großer Überwindung einen entſcheidenden Schritt tun dürfen, als Leckerbiſſen mußte ihn der Gaſtgeber den Geladenen ſervieren ... Doch genug davon! Mit ſolchen Grundſätzen hätte ich lange auf das Glück warten können. Und jetzt bin ich mitten drin."

„Du ſprichſt aufgeregt. Leg' dich jetzt zu Bett. Wenn du wirklich morgen reiſen willſt, mußt du dich ausruhen."

„Ja, das ist wahr ... Aber wie gerne würde ich so mit dir bis zum Morgen plaudern."

„Walder!"

„Papa." Er beugte sich und gab ihm einen zärtlichen Kuß.

„Nun, uns bleiben ja noch Tage genug. Alles wird schön sein ... Aber jetzt geh, es ist spät geworden."

„Gute Nacht, Papa."

„Gute Nacht. Schlaf gesund und stark" ... An diesem Abend vor dem Einschlafen holte Walder sein altes Kindergebet aus dem Gedächtnisse hervor und sagte es andächtig auf: Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe meine Augen zu. Alle, die mir sind verwandt, Herr, laß ruhn in deiner Hand ...

Auf dem Bahnhof, am nächsten Morgen, traf er die Johanna Tock.

Sie erklärte ihm: „Ich komme soeben von einer großen Kunstreise."

Walder suchte ein passendes Coupé und fragte dabei: „So? Sie waren doch früher gegen die Kunst. Macht Ihnen das jetzt Vergnügen?"

„Nein, es macht mir kein Vergnügen. Aber eben deshalb ..."

„Ich verstehe nicht."

„Muß ich Sie daran erinnern: Nichts Selbstverständliches wollen wir tun. Und können Sie sich etwas Unselbstverständlicheres vorstellen, als

daß ich jetzt das Bilderſammeln eifrig wie einen Sport betreibe, nach ganz gleichgültigen Dingen mich wie toll herumhetze ... Apropos, wann hat unſer Klub die nächſte Sitzung?"

Walder verzieh ihr. Man kannte ihre enorme Zerſtreutheit. Luſtig erklomm er einen Wagen, ließ dann in ſeinem Abteil das Fenſter herab und beugte ſich hinaus: „Ich bin ja längſt nicht mehr dabei."

„Ah ja, ich beſinne mich. Seit einem Monat etwa, nicht wahr?"

„So ungefähr."

„Und ſeit der Zeit iſt auch unſer Guachen ſo wütend, man kann kaum mehr mit ihm reden. Sie hätten ihn nicht ſo reizen ſollen, Herr Nornepygge. Ich glaube, er hat gräßliche Pläne, er ſpricht nur noch von Rache und von Vergiften! Warum haben Sie ihn ſo beleidigt, Herr Nornepygge?"

Walder lachte: „Nun eben, damit er ſich nicht rächt. Er wird doch nichts ſo Selbſtverſtändliches tun."

„O er wird ſich gerade dadurch nicht abhalten laſſen, daß man es für ſelbſtverſtändlich halten könnte. Gerade das wäre zu ſelbſtverſtändlich, durch Eitelkeit erklärbar. Er faßt die Sache gewiß feiner auf ..."

„Was aber, wenn er ſie dann noch feiner als in dieſer Stufe, die Sie da beſchreiben, auffaßt ..."

Ein Pfiff der Lokomotive.

„Ach was, das iſt eine Überlegenheitskette. Damit imponieren Sie mir auch nicht!" ſchrie die

Tock mit perfekter Selbſtironie und ihr abſcheulichſtes Grinſen erſchien auf der dunkelſchattierten Oberlippe.

Da rückte der Zug ganz leiſe, ſetzte ſich ſchon in Gang ... nach Stettin.

So fuhr Walder nach Stettin, freite um Lotte, bekam ſie zur Frau und führte ſie nach kurzer Zeit in ſein Schloß heim ...

Nun war alles in Erfüllung gegangen und alle waren beruhigt und gut. Es gab keine freudigen Ereigniſſe mehr für ſie; ihre Freude war lückenlos ein gleichmäßiger Zuſtand.

Das junge Ehepaar richtete ſich in dem Bauernhaus ein. Walder wünſchte es und Lotte tat, was er wollte ... In der Küche und in den vier Zimmern, die zu beiden Seiten eines Flurganges lagen, wurden einfache Möbel aufgeſtellt, von beliebigem Geſchmack. Auf Stil gab man nichts dabei, und ſo fanden ſich neben Seſſeln ärgſter Renaiſſance aus den Achtzigerjahren Kanapees mit ſezeſſioniſtiſchen Aufſatzkurven. „Der Geiſt der Ruhe, der drin waltet, macht das Heim aus. Möbel ſind mir gleichgültig," ſagte Walder, und er ſetzte ſeinen Stolz darein, künſtleriſche Wohnungseinrichtungen zu verſpotten. Er küßte Lotte und nahm ihre Anſichten über ſchöne Dinge an, freute ſich mit ihr an den Hochzeitsgeſchenken, die er früher gräßlich gefunden hätte. Nun konnte er ſtundenlang an ihrer Seite im Salon ſitzen, auf

dem imitierten Perserteppich einer Ottomane, im trüben Lichte der Butzenscheibenfenster, deren Mittelstück das durchscheinende Bild eines Landsknechtes oder eines Abtes mit gehobenem Maßkrug schmückte, konnte in einem Defregger-Album blättern oder die verschiedenartig zerzogenen Vasen betrachten. In der Fensternische neben der etwas verdrießlichen und doch so behaglichen Pracht einer imprägnierten Palme hielt eine gewundene weibliche Figur aus unreif-grünem Gips einen Spiegel und besah sich in ihm. Die Vorhänge lagen in Ketten, die als morgensternartige Kugeln, mit Metallspitzen beschlagen, endigten ... Im Nebenzimmer war es heller. Man speiste dort, man unterhielt sich. Auf dem Ofen knisterten gebratene Äpfel und ihr mildsüßer Geruch durchzog den Raum wie schattige Kühle eines Obstgartens. Manchmal öffnete Lotte die breiten Wäscheschränke, die ihr Stolz waren, und sah die glänzenden weißen Anschichtungen der Taschentücher, Hemden, Leibchen, Röcke durch. An jedem Fach hing gestickt auf einem Linnenstreifen die Zeile eines Spruches. Und die glücklichen Stunden, wenn die Wäsche frischgewaschen in einem Korb von der alten Frau ins Haus gebracht, über Tisch und Sessel ausgebreitet, dann durchgesehen, gezählt, mit den Aufzeichnungen des Haushaltungsbuches verglichen und eingeordnet wurde! Walder half gern dabei, versank träumend in einfache Betätigungen, in das Übermaß seines

Glücks ... Oder er hörte im Musikzimmer zu, wie Lotte den Luftzug des Harmoniums nur zeitweilig bewältigte, saß still da, mit dem Blick auf die Strohmatten, in denen schief mit einer Ecke Photographien und Ansichtskarten staken. Die Platte eines Trumeaus war mit kleinen Nippesfiguren bevölkert, mit Heinzelmännchen, die in einem Schubkarren aus weißem Holz silberne, innen rote Fingerhüte transportierten, mit Porzellanpagoden, tönernen Matrosen und Fischerfrauen, Kuhglocken, Muscheln, Hufeisen, Glücksschweinchen, Hasenpfoten, Behältern für Zahnstocher in Gestalt von venezianischen Gondeln oder Regenschirmen. Auf dem Sofa, vor dem Spiegel lagen gestickte Deckchen, ein Läufer durchquerte das grünsamtene Tischtuch, Hefte der „Musikwoche" in Ordnung zierten eine Etagere ... Im letzten Zimmer schliefen die beiden. Der Diwan vor dem Fußende der Betten, die beiden hellgebeizten Schränke mit eckig ornamentierten Metallschlössern, die braunen Nachttische, die etwas zu prunkvoll von Goldfransen gerandete große rote Decke, der Waschtisch aus Marmor ließen nur wenig Raum mehr übrig, erweckten den Eindruck sanfter Aneinander-Gedrängtheit. Und auf dem Handtuch, das von einem gedrehten Halter faltenlos herabfiel, spannte einblau gestickter Schmetterling sehr dicke Fühler und schraffierte Flügel über einem Teich, der durch einige wagrechte Striche zwischen Wasserrosen angedeutet war ...

Oft ging Walder mit Lotte spazieren, unaufhörlich hatten sie einander Berichte zu erstatten und zu lachen. Er zeigte ihr alle Wege, auf denen er in Sehnsucht nach ihr gegangen war, führte sie am Schlosse vorbei in die unbekannte nördliche Landschaft, bis zur Chaussee, die den Park teilte, zu den Schotterhaufen, deren aufgegossene Kalkzeichen jetzt freudig und nicht mehr unverstanden waren. Ein leises Klingeln, einem Triangel ähnlich, erschreckte ihn hier. Aber wie glücklich, es kam diesmal nicht von sich entfernenden Schlittenschellen, sondern wirklich von den silbernen Anhängseln des lieben Armbandes, das Lotte trug ... Walder zog sie gerührt an sich.

Immer wieder mußte er ihre Natürlichkeit bewundern, diese harte gesunde unbekümmerte Art, die Dinge anzufassen ... Da stand ein Pferd auf der Straße. Walder blieb stehn und sagte etwas über das braune Tier, dessen gemuldete Rückenlinie sich in schöner Biegung von dem rauchgrauen Himmel abhob. „Das arme Viech war halt bei Militär, eine Remonte," sagte Lotte, trat näher und zutraulich-bedauernd streichelte sie seine hellrosa Schnauze, „hast viel arbeiten müssen, was? Ganz abgeschunden schaust aus."

Walder rief: „Du bist großartig, Lotte."

„Was denn?"

„Nie wäre es mir eingefallen, so ein Tier anzugreifen! O du lebst mit allem so nahe, ganz

anders noch wie ich. Und ganz anders ſiehſt du die Welt, viel familiärer, greifbarer. Immer noch verliere ich mich in zweckloſe äſthetiſche Bemerkungen, aber du biſt tätig und willſt Abhilfe ſchaffen."

„Das erfindeſt du. Du machſt mich beſſer, als ich bin."

„Nein, du mich, du verbeſſerſt mich tatſächlich. So eine kleine Bemerkung von dir und, wie du eine Pferdeſchnauze ſtreichelſt: das iſt mehr wert als alle Geſcheitheit der Welt" ...

Wenn ſie dann, mit Schneeflocken belaſtet und durchfroren, auf dem Heimweg die Veranda ihres kleinen Hauſes erblickten, freuten ſie ſich wie Kinder vor einer Puppenſtube. Schweigend ſahn ſie einander in die Augen, und jeder war über das Glück des andern glücklich. Und dann, während ſie näherſchritten, erzählten ſie luſtig von ihren Freuden und von der Zukunft. Jetzt war es noch kalt, die Türe zur Veranda mußte verſchloſſen gehalten werden. Aber dann würde es Frühling werden, man würde im Freien ſitzen können, im Grünen viele ſchöne Abende lang ...

Indeſſen vergnügte ſich Lotte damit, wie alle jungen Hausfrauen, ſpät aufzuſtehn und möglichſt lange im Schlafrock zu bleiben. Sie wirtſchaftete im Bauernhauſe, kochte und nähte, oft ging ſie auch ins Schloß hinüber, ſorgte dafür, daß alle Zimmer tüchtig gelüftet und aufgeräumt würden, zankte die Dienſtmädchen aus und hielt alles in ſtrenger Ordnung.

Walder studierte indes in seiner Bibliothek Nationalökonomie. Die Beschäftigung mit philosophischen Problemen gab er als unfruchtbar auf. Hatte sie ihm das Rätsel des Determinismus gelöst, hatte sie die ersehnte Freiheit gebracht? Nein, ein Mädchen mußte kommen, Lotte mit dem braunen Himmel im Blick, ein schlichtes Mädchen mußte ihn zur großen Natur zurückführen ... Und da er jetzt gottlob so weit war, beschloß er, mit aller Macht im Leben zu verharren. Die Volkswirtschaftslehre sollte ihm das Verständnis für die Vorgänge des Alltags geben. Und alle Angelegenheiten wollte er fördern, alle Menschen glücklich machen, seine Fabriken und Bergwerke zu Musterbetrieben umgestalten, die Arbeiter wie Zöglinge und gute Freunde behandeln. Er interessierte sich für ihre Organisationen, ihre Kämpfe um Lohn und höhere Lebenshaltung, er dachte daran, als ein zweiter Owen ein neues New-Lanark zu gründen, die stets drohenden Revolten der „Stadt" dadurch, daß er die Arbeiter zufrieden machte, zu verhindern. Die Tafel mit der Aufschrift „Dienstvermittlungsbureau für unqualifizierte Arbeit", die er einmal in der Vorstadt gesehn hatte, fiel ihm ein und dieselbe Vorstellung einer wehrlosen Volksmenge, die einem Abgrund zugeschoben wird, wie damals. Warum sollte das nicht besser werden! O man müßte nur tätig zugreifen, das Leben anrühren, wie Lotte die Pferdeschnauze. Und er begann gleich mit der

Gründung einer Bauernkolonie, indem er große Strecken seines Grundbesitzes parzellierte und billig in Erbpacht vergab.

Abends saßen sie immer mit dem Vater beisammen. Man plauschte, man spielte Karten. Wie ruhig war das! Wie vereinfacht und übersichtlich nahm sich im Lichtkreise der Lampe die Welt aus! Nur ein einziges Verhältnis: der Sinn der Familie, das Urverhältnis der Menschheit, hatte hier noch statt, die übrigen Beziehungen und Verworrenheiten des Tages durfte man vergessen. Und man verlor sich, von allem andern abgeschlossen, in die kleinen Geräusche der Mahlzeit, in das Herumreichen der Teller, das Klirren der Messer, in zerstreut eingefügte Bemerkungen über das gute Fleisch, in Sesselrücken, Limonadenbrausen, Semmelknuspern. Ohne Leidenschaft hantierte man mit den Servietten, veränderte die Stellung der Schüsseln, indem man sie über das Tischtuch hin dem oder jenem zuschob, erzählte irgend etwas, beugte sich vorwärts und rückwärts. Keiner strengte sich an, keiner hatte Grund zu Kopfschmerzen, da alles seinen gewohnten Gang einhielt. Und es gewährte schon eine beträchtliche Abwechslung, wenn einmal das Salzfaß umfiel, wenn man durch grundloses unaufhörliches Läuten von draußen oder einen scharf-brenzligen Geruch darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Isolierseide der elektrischen Drähte oder die Spindel der Zimmerglocke zu nahe

der Lampe gekommen und in Feuer geraten ſei. Dann ſprang Lotte auf und machte alles durch einen Handgriff gut.

Man fühlte ſich ſicher und war in aller Zufriedenheit beiſammen. Das Geſpräch ging gelaſſen und ernſt, nur hie und da ſtieg ein Witz daraus aber nie höher hervor, als etwa die Falten, in die das Tiſchtuch zuſammengelegt wird, ſeine ausgeſpannte Fläche überragen ... Manchmal ſagte der Vater: „Nein, wenn ich jemals noch gehofft hätte, ſo viel Freude an meinen Kindern zu erleben! Nicht im Traum hab' ich daran gedacht. Nun kann ich ruhig ſterben, da ich dieſes Glück geſehn habe."

Der Vater ſprach jetzt oft vom Sterben und ſolche Worte waren der einzige Mißklang, der die Vergnügungen am häuslichen Herd ſtörte. Walder zitterte vor Angſt, wenn er von Tag zu Tag beobachtete, wie die Wangen des Greiſes ſich einſenkten, die Augen verglaſten, die Haut eine fleckige und braune Trübung zeigte. Die rätſelhafte Krankheit nahm zu, ſie machte den Alten müde, ſeine Zunge gelähmt. Er klagte über wahnſinnige Schmerzen im Nacken, in den Schulterblättern, über Schlafloſigkeit. Jeden Morgen erkundigte man ſich, ob er diesmal ſchon beſſer geſchlafen habe. Immer antwortete er: „Ja, etwas beſſer. Aber noch nicht ſehr gut," während ſeine roten Augen wachſende Qualen verrieten ... Walder ſtand dem allen ratlos gegenüber.

Aber Lotte war ſchnell mit ihrem Entſchluß fertig. Sie ließ ganz einfach einen Arzt kommen. Walder widerſprach zuerſt, er fürchtete Proteſte und Aufregungen des Vaters. Schließlich gab er nach, Lottes raſchen Sinn für Taten bewundernd ... Der Arzt erſchien auf Schloß Nornepygge. Und der Alte war ſchon ſo in Schwäche verſunken, daß er willig ſich unterſuchen, alles mit ſich geſchehn ließ.

Der Arzt machte das übliche vertrauenerweckende Geſicht, ſtrich den ſchwarzen ſtarren Aſſyrerbart, ſprach laut, machte energiſche Griffe. Zum Patienten ſagte er: Herr Kollega. Er verlangte faſt luſtig, daß man ein Lavoir mit lauem Waſſer auf einem Seſſel ans Bett rücke; um ein Handtuch entgegenzunehmen, ſchritt er mächtig durch das Zimmer aus. Flüchtig ſah er ſich einmal um, ein kleines Kind ſuchend, um mit dieſem ſcherzend nach Medizinerart das ernſte Geſpräch mit dem Patienten zu unterbrechen, eine goldene Laune zu verbreiten. Es war keines da. Alſo wandte er ſich wieder dem Alten zu, unterſuchte, perkutierte und auskultierte. Schließlich ſich aufrichtend erklärte er den Fall für ernſt und noch nicht ganz klar beſtimmbar, er werde heute noch einmal kommen.

Gegen Abend brachte er zwei Profeſſoren mit. In eleganten Anzügen umſtanden ſie das Bett, ſahn durch goldgefaßte Brillen mit gleichgültigem Ernſt, ermüdeten Diplomaten ähnlich. Sie flüſterten. Der ſchwarzbärtige Arzt benahm ſich ſehr

untergeordnet, faſt wie ein Diener, gab haſtige Erklärungen ab. Dann traten die Profeſſoren zu einem Konſilium ins Nebenzimmer und nahmen ihn in Huld mit ...

Walder und Lotte blieben mit dem Kranken allein, deſſen leiſes Keuchen ſie erſchauern ließ. Und ſeine Atemzüge, die den Gaumen ſtreifend mit einem klagenden Ton ſich hörbar machten, gaben dem halbdunkeln Zimmer eine grauenhafte leiſe Muſik ... Lotte ſaß am Tiſch neben der ſchönen Petroleumlampe, müde fiel ihr Kopf in die aufgeſtützten Hände. Nun wachte ſie ſchon die dritte Nacht durch, ſie opferte ſich auf. Walder bat ſie, endlich ſchlafen zu gehn, er ſprach wehmütig von ihren geröteten Augen. Aber ſie ließ ſich nichts ſagen ... Stille trat ein. Walder ſetzte ſich auf den Rand des Krankenbettes, indem er die Decke ein wenig zurückſchob. Mit einer Schlaffheit, die der Höhepunkt allzu heftiger Aufregungen iſt, ſah er in das zerbrechliche Geſicht des Vaters, und in ſchmerzhaftem Bedauern beklagte er ſich über ſein Schickſal, zog es erboſt zur Rechenſchaft vor irgendeiner imaginären Inſtanz. Warum ließ es nicht alles ſo wie es war, in geordneter Zufriedenheit, in Ruhe! Ein ſo ſchön eingerichtetes und nach ſo vielen Mühen eingerichtetes Leben wie das ſeine bedrohte es mit Änderungen, mit Eingriffen! Wozu? Alles war hübſch und glücklich und familiär. Konnte es nicht ſo bleiben?

Der Vater schloß die Augen, hob den Brustkasten, ließ ihn wieder fallen. Nun schlief er und die weiße Hemdkrause um seinen Hals sah lebendiger aus als sein Gesicht. Walder atmete beschwerlich unter Angstbeklemmungen.

Lotte erhob sich nach einer Weile und, obwohl Walder ihr ein „Pst!" zurief, wechselte sie die Umschläge. Dann half er ihr mit, indem er die eine Hand unter den Kopf des Vaters stützte, mit der andern schmeichlerisch seine Hände faßte. Der Greis behielt die Augen geschlossen, aber eine lallende Stimme, der seinen kaum mehr ähnlich, brachte die Worte heraus: „Ich will ja nichts gegen die Ärzte sagen . . ., wenn sie schon einmal da sind. Aber sollte einmal eines von euch beiden, was Gott verhüten möge . . ., krank werden, dann laßt nur ja keinen von diesen Modernen kommen, von diesen Ignoranten."

„Papa, du mußt dich schonen."

„Ich muß etwas gestehn, Walder. Nur deinetwegen habe ich mich immer noch in meiner Wissenschaft vervollkommnet . . . Ich wollte im Bedarfsfalle bereit sein . . . wollte das Leben meines einzigen Kindes nicht diesen falschen Theorien anvertrauen . . ."

Lotte fuhr dazwischen und befahl strengste Ruhe. Das Konsilium wollte kein Ende nehmen.

Indes war Walder von den Worten seines Vaters, die ihm im Munde eines Kranken zwei-

fach rührend erschienen, wie niedergeschmettert. Ein dumpfes Schuldbewußtsein peinigte ihn, von so viel Liebe im Innersten aufgewühlt klagte er sich geheimer Liebloſigkeiten an. Wie wahnſinnige Vögel flatterten Ahnungen hinter ſeiner Stirn auf, warfen ſich über ihn her und bedrückten ihn mit der Wucht unſichtbarer Flügel. Es war ihm nun, als ob alles, was er da ſah, auf ihm läge und ihn beſchwerte: dort die Lampe auf dem Tiſch, die ruhig brannte, das Lavoir, die Ottomane, die ganze Stube. Und ſelbſt die Hände des Vaters, die doch unter ſeiner Hand lagen, ſchienen gewaltige Schwerkräfte zu entfalten und ganz gegen den Lauf der Natur nach oben zu wirken ... Da überzog ein zäher Schweiß ſeine Haut, er konnte es nicht länger aushalten. Fieberhaft küßte er die gefurchte, qualvolle Stirn des Vaters, dann entlief er in den Korridor ...

Eben kamen die Ärzte, eine ſchattenhafte Gruppe, aus dem Nebenzimmer im Dunkel auf ihn zu. Sie bemerkten ihn nicht. Auch er konnte ſie nicht deutlich ſehen. Nur ihr Gemurmel vernahm er: „Rätſelhaft ... unicum ... eine allgemeine toxiſche Phlogoſe ...“

Wie ein Axthieb trafen dieſe Worte Walders Sinn. Er taumelte an die Wand, hörte noch, wie die Ärzte leiſe auf die Türe zu traten, leiſe die Türe öffneten ... Dann dachte er einen Augenblick gar nichts. Alles verſchwamm in ſeinem Gehirn, die Ideen ſtülpten ſich um, verliefen in ein

wässeriges glitschriges Etwas. Wie während eines Überschwungs auf dem Reck war es.

Und plötzlich war ihm alles klar, alle Verwirrung verschwand um eine Ecke ... Der ganze Gedankengang stand mit einem Male vor ihm da, wie eine Gebirgskette, körperlich und fest ... Erster Berg: Also eine Vergiftung war es, eine rätselhafte Vergiftung. Ein Unikum. Dann anschließend: die Worte der Johanna Tock unlängst auf dem Bahnhof. „Guachen hat gräßliche Pläne, er spricht nur noch von Rache und von Vergiften." Dann weitere Gipfel, immer gleich deutlich und unabänderlich: das ganze Benehmen dieses Teufels seit dem Austritt Walders aus der Loge, sein unheimliches Fernbleiben. Und endlich alles überstrahlend in seiner Grausigkeit ein weißer Riesengletscher: ein Gespräch mit Guachen vor langer Zeit, als sie noch viel miteinander verkehrt hatten. Walder erinnerte sich genau der näheren Umstände, auf dem Wege in die „Stadt" zur ersten Gerichtsverhandlung. Damals hatte er etwas Grauenhaftes über seinen Vater gesagt, den Wunsch gewagt, er möchte den unangenehmen Patron schon gern loswerden. Ja zu solchen verbrecherischen und wüsten Stimmungen war er zur Zeit des äußersten Klub-Stils herabgesunken. Ihn schauderte, wenn er sich nach diesen kalt-dunkelnden Schlünden umsah. Und damals hatte Guachen, wie zufällig, von seiner interessanten Giftmischerei

geſprochen und wie er ſeinen Klienten ſtatt durch Giftzufuhr unfehlbar durch Entgiften langſam hinmorden könne. Eine toxiſche Plogoſe tritt ein, hatte er damals geſagt ...

O das Scheuſal! Er wußte wohl, wie gut und verſöhnt es jetzt zwiſchen Vater und Sohn auf dem Schloſſe ſtand. Und da ließ er ſeine Mine fliegen, rächte ſich an dem Sohn, indem er den liebgewonnenen Vater niedermachte. Wie raffiniert! es zielte nebenbei auf Walders Gewiſſen, wollte ihn in unbewußte Schuld tragiſch verwickeln, da ja alles nach ſeinem ehemaligen Wunſch geſchah ...

Walder war mit dieſen wallenden Überlegungen ſchon eiligſt auf dem Wege zur Villa Guachens. Er ſtürzte den Bergabhang des Parkes hinunter, durchs Tor, die Villen entlang, am Theater vorbei. Da er beim Laufen durch den Mund atmete, ſpürte er in der Kehle bald etwas wie eine rauhe reibende Metallſchichte. Der Froſt machte ſeine geſchleuderten Hände blau, die Ohren ſchwollen hart an. Jetzt klingelte er am Portal. Die Glocke gab ein kleines knatterndes Geräuſch, wie geſprungen. Dann öffnete ſich die Bronzetüre des Gartens ſelbſttätig.

Dünne ſchwarze Abendluft wehte über die Schneebeete, über die Strohbündel ... In den leeren Gebüſchen ſchnitt ein Gärtner die vertrockneten Zweige ab. Walder fand die kauernde Geſtalt, die ſich dunkel von dem blendenden Weiß des Bodens

abhob, unheimlich und das knackſende Geräuſch der Äſte zwiſchen der großen Schere beengte ihn wie ein Angriff. Wie gelblichweiße Augen glotzten ihn von allen Seiten die friſchen Schnittflächen an ...

Auch die Villentüre öffnete ſich von ſelbſt, und zwar genau als Walder die letzte Treppenſtufe mit dem Schuh berührte.

Im Haus war es warm; und ſtill.

Kein Menſch ließ ſich blicken, weder Herr noch Diener. Walder hielt einen Augenblick an, dann ſtürmte er wieder vorwärts. Ein langer Gang, von Kräuterduft erfüllt, ſog ihn in ſich. Teppiche bewegten ſich an den Wänden, wie in einem Luftzug, und trübe Lichter hinter Opalglas ſchaukelten in regelmäßigen Abſtänden. In Niſchen funkelten hockende Götzen goldig auf. Plötzlich machte der Gang ein Knie und mündete in ein ſchwarzdrapiertes, kreisrundes Empfangszimmer.

Ein Lakai bat Walder, Platz zu nehmen und ein wenig zu warten.

Nein, er wollte nicht warten, er wollte dem Lakaien ſeine Karte aufdrängen ... aber der war inzwiſchen ſchon in einer Verſenkung verſchwunden.

Walder lachte bitter auf. Solche Witze! Früher hatte ihm dieſe exotiſche Art von Einfällen imponiert. Wie war das nur möglich geweſen? Kindiſch und dumm erſchien es ihm jetzt, eine artiſtiſche Spielerei neben ſeinem nunmehr ſo ernſten

und zielgerechten Streben ... Wie eine Vision erschien ihm plötzlich, alles überleuchtend, das Familienzimmer zu Hause im doppelten Glanze des Herdes und der schönen Lampe, die zufriedenen Gesichter um den Tisch, die mäßigen Reden und die kleinen trauten Geräusche des Heims. Welchen Sinn hatte dem gegenüber dieses exaltiert vornehme und nervöse Zimmer, in dem er sich jetzt wie in einem Traum von vergangenen Unbehaglichkeiten befand, diese mit schwarzen Sealskinpelzen statt mit Plüsch tapezierten Fauteuils, diese rhombisch gerafften Tuchflächen der Wände, von japanischen Holzschnitten hie uud da unterbrochen ... Nein, weg von hier, nach Hause, schrie es in ihm. Aber vorher den Vater retten.

Er überlegte. Was wollte er eigentlich? Guachen niederschießen? Er zog seinen Revolver, rückte den Stift. Oder ihn aufhängen? Das soll die grausamste Todesart sein, wenn der Henker nicht sehr geübt ist und den Nacken nicht zur rechten Zeit umbiegt... Pfui, weg mit diesen unnützen Racheplänen. Strafen wollte er doch nicht. Nur das richtige Gift von ihm verlangen, erzwingen ... Unter solchen Erwägungen war Walder an ein Tischchen getreten. Nur leise streifte er daran, da fiel klirrend eine große Sevres-Vase hinunter und bestreute den Boden mit Porzellanstücken ... Walder mußte lächeln, trotz seiner traurigen und großartigen Lage. Diese zerbrechende Vase stellte

nämlich einen der ingeniöſeſten Einfälle Guachens vor, in früheren Zeiten hatte er ihn einmal Walder gegenüber mit Stolz erwähnt: es kommen Tag für Tag ſo viele Leute zu mir, die etwas von mir haben wollen, Schauſpieler und Autoren, Beleidigte, Unzufriedene, Bittſteller, Zurückgeſetzte. Da bin ich auf die Idee gekommen, in meinem Warteſalon allerlei leicht zerbrechliche Nippes an exponierte Stellen zu verteilen; mit einem eigens von mir erfundenen Hebelſyſtem, das bei der entfernteſten Berührung umkippt. Voilà, die Leute kommen, kippen um. Jetzt laſſe ich ſie zur Audienz und ſie müſſen mit einer Entſchuldigung anfangen. Ihre Wut iſt gedämpft durch die Sordinen notgedrungener Höflichkeitsphraſen, ſie müſſen ihre Ungeſchicklichkeit und den Schaden bedauern, in Verlegenheit ſchmilzt die Energie des ärgſten Querulanten dahin. Ich habe die beſten Erfahrungen gemacht und kann mein Syſtem allen Diplomaten, Theaterdirektoren, Präſidenten, Miniſtern beſtens empfehlen. Alle Forderungen macht eine zertrümmerte Vaſe beſcheiden, alle Bitten verſchüchtert und zufrieden mit halbwegs höflicher Abweiſung ... Das Lachen Walders wurde heiſer, wie von einer Bühne herab. Nein, er wollte ſich mit einer höflichen Abweiſung nicht zufriedengeben. Er wollte das Gift haben, mit dem ſeines Vaters Körper ſchon ganz durchſetzt war. Er wollte es, um ihm dann das Unentbehrliche weiter einzugeben, auf dieſe

grauſame Art ihn lebend zu erhalten, ſeine Krämpfe und Anfälle zu lindern, vielleicht ihn allmählich mit unendlicher Sorgfalt dieſes Stoffes zu entwöhnen. Das Gift mußte er haben!... Warum ließ man ihn eigentlich ſo lange warten! Welche Ränke zettelte man da wieder an! Er mußte das Gift haben. Inzwiſchen lag vielleicht der Vater ſchon im Sterben. O dieſes qualvolle Warten!

Die Türe, gegen die er ſich ſtemmte, gab leicht ächzend nach. Walder rannte geradeaus vorwärts, daß die Zimmerwände vorbeiſauſten. Seltſame Inſtrumente ſtachen mit Meſſingnadeln aus dem Dunkel, in den Terrarien raſchelten Molche, ſchimmlige Luft wie aus Kellern wirbelte von Gerümpelhaufen her, über die man ſtolperte. An welken Schlangenhäuten vorbei, die ſtatt der Portieren in Türöffnungen baumelten, über Treppen, halbdunkle Brücken, die einen weiten kalten Saal in halber Höhe durchquerten, ging der Lauf. Eine roſtbeſtrahlte Fontäne ſtieg mit melancholiſchem Plätſchern an das Kreuzgewölbe der Decke. Und nirgends ein Menſch ... Da endlich ein Geräuſch, jemand floh vor ihm her. Deutlich hörte man Tritte im nächſten Zimmer, jetzt wieder im nächſten. Walder ſchrie ſein „Wer da", der Schweiß trat ihm aus allen Poren. Der Unbekannte raſchelte weiter. Durch die ganze Flucht ſetzte ſich die Jagd fort. Bälge und Strohmatten ſchlugen dem Verfolger ins Geſicht, Bücherhaufen knickten um, große

unbestimmbare Massen polterten zur Seite. Plötzlich war es, als hetzten dunkle Tiere rechts und links zugleich mit ihm vorwärts ... Jetzt war der Flüchtling am Ende des Stockwerkes angelangt. Weiter konnte er nicht. Und Walder tritt in das letzte Zimmer: „Ist Er es?"

„Nein, ich, ich nur." Das Seufzen einer unvermuteten Stimme. Im einfallenden Mondlicht strahlt die dünne Gestalt des Klaviervirtuosen Glarian Dubravsky z Mallinec wie etwas Durchsichtiges. Seine dicken Brillengläser funkeln über der slawischen aufgestülpten Nase.

„Wo ist der Direktor? Du bist des Todes, wenn du nicht gleich die Wahrheit sagst."

„Ach Gott, Jeschisch-Marja." Der Lange fiel in die Knie „der Herr Direktor is sich gerade davongefahren. Ich bin ich hier ganz alleinig dageblieben." Der kindlich rührende Zug in seinem Gesichte bezeugte die Wahrheit seiner Worte.

„Davongefahren! ..."

Walder brach vor Entsetzen zusammen.

Gleich darauf faßte er sich. „Anzünden!" befahl er. Er wollte selbst das Gift suchen. Es wurde hell ...

Von allen Wänden des Zimmers herab, von zwanzig Regalen grinsten wie lange Zahnreihn zahllose Fläschchen. Sie standen eng aneinander gedrängt, in die Höhe getragen und gepreßt neben bauchigen Tiegeln und Kolben. Kristallklar glänz-

ten die einen, andern verlieh die farbige Flüssigkeit einen feurigen edelsteinartigen Schimmer in Blau, Rot oder Gold. Die bunten Strahlen leuchteten und betäubten, die weißen Blitze kreuzten mit pulvrigem Gleißen durch mattglühende Essenzen. Einförmig aber zeigte sich an allen Flaschen wiederkehrend das Giftzeichen, der Totenkopf und zwei Knochen darunter ...

Kaum seiner Sinne mächtig starrte Walder in die unheimliche Pracht. Wie sollte er unter diesen vielen das richtige Gift finden! ...

Ohnmächtig schlug er auf den Boden hin.

Dubravsky löste seine gekrampften Finger, spritzte ihm einen Siphon hinter den Kragen. Endlich weckte sein lautes Jammern den Bewußtlosen, der sofort aufstand und sich ins Freie führen ließ. So verließen beide die Villa.

Mit zitternden Knien lenkte Walder dem Schlosse zu, der wütende Froststurm sang ihm Spottlieder. Leise wimmernd, mit katzenartigem Tappen, ging Dubravsky nebenher. Ohne einander zu hören, gaben sich beide traurigen Selbstgesprächen hin, während trostlos graue Wolken am Himmel einander verfolgten und zerfetzten.

Walder klagte. Das Leben schien ihm leer, freudlos, allem Bösen ohne Hoffnung preisgegeben. Nun muß der Vater sterben! Warum? Warum starb man? Welchen Sinn hatte dieses grausame Wegnehmen geliebter Personen, dieses

Auslöschen für immer der Vergangenheit und der Liebe und des gemeinsamen Lebens? O welch ein Elend, welch ein Elend! . . . Knapp vor dem Schloß hob er den Kopf, horchte auf den andern, der ihm schon die ganze Zeit über sein Leid vorgejammert hatte: „Was fehlt dir denn? Warum weinst du?"

„Ach Gottes Wille. Der Herr Direktor hat mich so geschlagen, ehe er weggefahren ist. Wir haben sich gestritten, wegen Üben, wie immer. Und ich wollte mich einüben und da hat er mir den Klavierschlüssel weggenommen . . . Und da hab ich geschrien: ich werde das Klavier aufbrechen lassen, du Schurke, wenn du weg bist . . . und da zieht er den Taschenmesser und zerschneidet mir alle alle Saiten, alle . . ."

„Das ist alles?" Gleich hierauf taten Walder diese drei Worte leid. Für den armen Menschen war ja seine Kunst wirklich alles. Wie für mich mein Vater, dachte er.

In einem Augenblick schien ihm sein Los mit dem des Virtuosen einige Ähnlichkeit zu haben. Beiden sollte ihr Liebstes genommen werden . . . O nein, nicht überall durfte Guachen siegen, nicht überall das Leben dem Bösen preisgegeben sein. Berlioz, du hast gelogen! Und Walder rief: „Nun machen Sie sich nichts draus, Herr Dubravsky. Kommen Sie morgen früh wieder zu mir. Ich werde Ihnen eine Villa anweisen und ein schönes

Klavier ſollen Sie auch haben, damit Sie ſich ungeſtört ausbilden können." ...

Dieſer geringfügige Vorfall brachte Walder ein wenig ins Gleichgewicht. Das böſe Gefühl der Widerſtandsloſigkeit beſänftigte ſich allmählich. O es gab noch Rettungen, Stützen der Güte, Abwehrmittel. Während er die Stufen hinaufeilte, begann er wieder zu hoffen, Pläne zu faſſen. Es ſollte beſſer und lichter auf der Welt werden, allen Menſchen könnte man in manchem helfen und ſie, wenn auch nicht glücklich, ſo doch glücklicher machen. Bußfertige Gedanken ſchwebten nun zu ihm herab, wie roſa Wolken auf Heiligenbildern, er ſah ein, daß er vieles zu bereun und gutzumachen habe, daß er aber auch vieles gutmachen könne. Alles würde noch eingerenkt werden, dachte er, den Vater würden die Profeſſoren geſund machen und in Wohltun und Heiterkeit könnte die Familie noch lange beiſammen bleiben. O Gott, nur das eine wünſchte er: das Leben ſeines Vaters ... Er betete mit Inbrunſt und eine ſanfte Feſtigkeit erfüllte ihn, wie in einer Apotheoſe ſchwebte er aufwärts.

Er trat in das Krankenzimmer ein. Die drei Ärzte ſtanden noch immer am Bett und murmelten. Als er eintrat, begann die Uhr zu ticken. So ſtill wurde es. Und ganz ruhig lag der Vater im Bett und er hatte eine ſpitze Naſe ... und jemand trat auf Walder zu, ſchüttelte ihm wortlos die Hand ... und die Uhr tickte ...

Aber das war doch nicht möglich! Das nicht! Und dann warf er einen ſcheuen Blick auf das weiße Linnenzeug, aus dem ein weißer Kopf hervorragte, mager und faltig. Und wandte ſich zur Wand um. So aufrecht ſtehend ſchluchzte er, trocken, mit wunden Atemzügen.

Als er ſich umdrehte, waren die Ärzte verſchwunden. Er war allein, allein mit der Unbarmherzigkeit des Todes.

Die Uhr tickte und erweckte lautes Mitticken in der Wand, ſo daß es ſchien, als bohre eine Prozeſſion ſeltſamer Inſekten ihre Gänge durchs Gemäuer ...

Einige Diener traten ein, mit Palmen und Blumentöpfen, die ſie zu Häupten des Leichnams ſchweigſam anordneten.

„Vater, vergib mir meine vielen großen Sünden!" Langſam faßte er Mut, dem Bette näherzuſchreiten. Die Bretter des Parketts knarrten. Er ging vorſichtig, als fürchte er, jemanden aufzuwecken. Und vor dem Bett warf er ſich nieder, einem Gefühl der Mattigkeit nachgebend, das ſich mit ſeinem Schmerze in eigentümlicher Weiſe vereinigte. In müder, verbrauchter Traurigkeit ſchluchzte er, ſeinen Körper erſchütterte ein Huſtenanfall. Keine Träne kam.

„Vater, wieviel hatte ich an dir noch gutzumachen. Wieviel hatteſt du mir noch zu vergeben. Und nun biſt du fortgegangen, während

ich nicht dabei war. Nicht deinen letzten Hauch, deine letzten Worte durfte ich auffangen, durfte nicht vor deinem letzten Blick mich in Zerknirschung wälzen. Vielleicht hättest du mir dann vergeben, im Moment des Abschieds, und die milde Träne in deinem Auge wäre mein Trost für alle Zeit meines Lebens geworden ... Und nun ist alles vorbei. Du bist fortgegangen, ehe du meine Besserung ganz klar bemerken konntest. Vielleicht hättest du dann alles verziehen, alle die Jahre meiner Entfremdung, die Jahre des verlorenen Sohnes ... In diesen bin ich so unausstehlich kalt und unkindlich gewesen, meine ganze Beziehung zu dir beschränkte sich damals darauf, daß ich die Verpflichtung fühlte, dich täglich eine Zeitlang, während der Mahlzeiten, zu unterhalten. Wie konnte ich das ertragen! O Vater, vergib mir meine vielen großen Sünden ... Habe ich mich je redlich bemüht, ein besseres Verständnis zwischen uns möglich zu machen. Habe ich dir je erklärt, wie ich von diesem und jenem, von den Prinzipien des Lebens denke. Bin ich nicht im Gegenteil über deine Irrtümer, über das, was meiner redlichen Ansicht nach Irrtümer waren, aus Bequemlichkeit stillschweigend hinweggegangen und ... o wehe mir! ... weil ich glaubte, es lohne sich nicht, ernstliche Meinungskämpfe mit dir auszutragen. Bin ich nicht zurückhaltend gewesen, von verbrecherischer Vornehmheit, habe dir nicht gegen mein besseres

Wissen recht gegeben, habe Wände zwischen uns aufgerichtet und befestigt, zärtliche Aussprachen vermieden, indem ich mit Vorliebe fernliegende unpersönliche Geschichten erzählte ... O ich Verworfener! Ich habe versäumt, den Vater zu erziehn, diese heiligste Kindespflicht, nach meinen schwachen Kräften das Licht der neuen Zeit dir zu zeigen, dich wieder jung zu machen ... All dies ist meine Schuld, Vater, meine allergrößte Schuld ... Und als dann unsere Versöhnung eintrat, da mußtest du fortgehn. Ach, du bist fortgegangen, vielleicht ohne eigentlich zu wissen, daß wir uns versöhnt haben. Die letzten Wochen erheben sich in mein Gedächtnis. Du hast gar nie so getan, als ob eine große Wandlung vorgefallen wäre. Du hast es wahrscheinlich überhaupt nicht bemerkt, daß ich dich jetzt zuletzt ganz anders liebte als vordem. O wenn du nur ein einzigesmal davon gesprochen, mir Vorwürfe wegen des Vergangenen, Lob wegen des Gegenwärtigen erteilt hättest. Aber du bist fortgegangen, für immer, und es ist dir nicht klar geworden, daß ich mich so sehr gebessert habe, daß ich fromm und gut geworden bin ..."

So flüsterte er, auf den Knien liegend. Aber immer noch war keine Läuterung in seiner Brust. Unerlöst ängstlich klopfte das Herz, von Reue gepeinigt.

Schmerzlich, unbefriedigt, zerstört erhob er sich

gegen Mitternacht, als eine Dienerin eintrat. „Wo ist meine Frau?“ sagte er.

„Die gnä Frau hat man fortgeschickt. So gegen zehn Uhr, als es dem Herrn Vater ein Weilchen besser ging. Sie war ja ganz übernächtig, noch von gestern und vorgestern. Die Professoren haben ihr zugeredet. Da ist sie in die Kiepe gegangen.“

„Wohin?“

„Nun, in die Kiepe. So nennt sie ja immer das neue Haus aus Holz mit der Veranda.“

„Hm und macht sie dabei immer so?“ Walder ahmte die wegwerfende Handbewegung der Dienerin nach.

„Ja, so macht sie auch wohl meistens. Sie geht überhaupt nicht gern in das hölzerne Haus, hat sie gesagt. Es ist ihr jetzt viel zu kalt dort, man kann es nicht erheizen.“

Walder zitterte. Das Haus, das er für sie gebaut hatte, gefiel ihr nicht .... Sollte heute nacht all sein Glück in Trümmer gehn ...

Behutsam, als fürchte er jemanden aufzuwecken, schloß er die Türe des Sterbezimmers und ging die Stufen hinunter.

Die Nacht im Park war kalt, schwarz. Nur der Schnee der weiten Bodenflächen strahlte durch die kahlen Zweige und Gebüsche, die wie ein dichtes Netzwerk über ihn hingeworfen schienen. Und warum geht denn Lotte in das Haus, das ihr so abscheulich ist? Warum zerstört sie es nicht, warum

ſteckt ſie es nicht an? Warum wohnt ſie dort und tut ſo, als ob ſie ſich glücklich fühle, warum muß ich ſie jetzt in dieſer Lüge aufſuchen? ... Und er fragte das Dienſtmädchen danach: „Hat ſie dir das vielleicht auch geſagt?“

„Ja natürlich. Nur dem gnä Herrn zu Lieb wohnt ſie dort, hat ſie geſagt. Es macht Ihnen halt ſo viel Freude und da tut ſie es aus Liebe, hat ſie geſagt.“

Liebe, Liebe, Liebe, Liebe, Liebe, Liebe, Liebe ... Walder lief der erſtaunten Dienerin voraus, im Eilſchritt, und bei jedem Schritt wiederholte er laut das Wort, das ihn mit liebem Klang plötzlich erhellte. Ja Liebe war es, was ſeinem Vater den Mund verſchloſſen, was ihn dazu bewogen hatte, ſo zu tun, als ob er die Wandlung des Sohnes gar nicht merke. Er wollte ihm quälende Erklärungen, Verlegenheiten, Scham erſparen. O bemerkt hatte er die Wandlung, ganz gewiß, aber in ſeiner Milde vermied er jeden Vorwurf, jede Anſpielung, nahm alles wie etwas Selbſtverſtändliches. Und in Liebe, in Wohlwollen, in klarer Beſinnung war er fortgegangen und für ewig mit dem braven Kinde verſöhnt ...

Und Liebe führte auch Lotte in das unpraktiſche Bauernhaus, ließ ſie eine kleine gute Heuchlerin werden, nachſichtig gegen die Schrullen ihres Mannes ...

Da ſaß ſie am Tiſche, hinter dem Fenſter, immer

noch wach und schläfrig. Sie wartete auf Walder, die dritte Nacht ohne Schlaf. Sie wußte noch nichts ...

Da fühlte er die Läuterung in sich. So viel Liebe rührte ihn, stromweise stürzten die lange gehemmten Tränen aus seinen Augen. Er klinkte die Türe auf. Sie erhob sich, sie ging ihm entgegen, sie sah ihn, sie verstand alles. Und auch sie begann zu weinen. In stummer Freundschaft, weinend und weinend, hielten die Gatten einander umschlungen, tröstend und getröstet ...

Siebentes Kapitel

Die Einschiffung nach Zythere

Und in Liebe, in stummer Freundschaft lebten sie auch alle die Wochen des Winters miteinander ...

Es wurde lauer, und der Frühling kam.

An den kahlen Ästen bildeten sich feuchtglänzende braune dicke Knospen. Besah man jetzt einen Baum, so war es geradezu erschreckend, wie einem zuerst nur hier und dort eine dieser schwellenden Kugeln auffiel, wie man dann aber plötzlich, wenn man besser aufpaßte, tausend ebensolche bemerkte. Sie überfielen einen mit den Schrecknissen heranrückender

Armeen und man konnte nicht verhindern, daß das Herz lebhafter pochte ... Aus der Erde ſtachen feine parallel geſtellte Gräſer; wie aufgegoſſene Milchlachen von ſeltſamen Formen blieben an manchen Stellen noch Schneeflächen in den Beeten. Blaßgelbe Sonnenſtrahlen zitterten über die Wege, ihr Licht ſpielte über ein ganz zartes Grün, das von den Spitzen der geplatzten Knoſpen aus wärmenden Glanz durch die Luft verbreitete. Ein kühler Wind ſtrich die Wände entlang und ließ die Fenſter klirren. Man vermutete, obwohl man noch ein wenig fror, daß erſtickende Schwüle jeden Augenblick eintreten könne, wenn dieſer Wind ein wenig nachließe. Er wirkte wie eine Eislimonade, die das Blut in Wallung treibt. Überall roch es ſcharf und wäſſerig. Der Schnee ſchmolz weg. Aber noch lange nachher blieb der taufriſche Geruch in der Luft ...

Eines Mittags erklärte Frau Lotte, ſie müſſe in die „Stadt" hinunter, Frühlingseinkäufe beſorgen: einen Sonnenſchirm, leichte Leinenkleider für ſich, einen Strohhut für Walder.

Da erſt merkte Walder, daß eine Veränderung vor ſich gegangen ſei.

Wie aus einem langen Traum fuhr er auf, aus einem angenehmen Hindämmern, das in abendlicher Beleuchtung einer ſchönen Lampe am wohlgedeckten Tiſch ſich abgeſpielt hatte, zwiſchen matten Wänden und ſtreichelnden treuen Worten. „Du willſt wirklich weggehn," ſagte er.

„Es ist notwendig. Abend bin ich ja wieder da“ ...

Walder setzte sich auf die Veranda und las den ganzen Nachmittag: Industrial Democracy von Sidney und Beatrice Webb. Ernstlich beschäftigten ihn die organisatorischen Fragen, er dachte an die idealen Fabriken, die er anlegen wollte ... Dann kam wieder so ein warmer Sonnenfleck über seine Wange gehuscht und er mußte innehalten. Irgend eine noch unbewußte Sorge brachte ihm dieser Frühling, er wollte ihn auf die Probe stellen. Wenn er nur wüßte, was es sei! Wenn er nur wüßte, warum das alles vorgehe! Dann würde er ordentlich hineinpfeffern ... Mißtrauisch strich er über seine Hand und verzog den Mund.

Wenn sie nur schon zurückkäme, dachte er.

Als es zu dunkeln begann, las er immer unruhiger. Ganze Absätze überflog er mechanisch, ohne sie ins Bewußtsein aufzunehmen. Das Auge glitt von Wort zu Wort, während die Gedanken abschweiften. Plötzlich wurde er immer mit einem Ruck gewahr, daß er gar nicht mehr aufpaßte, und in ärgerlicher Gewissenhaftigkeit kehrte er um, wiederholte anstrengend-genau den vernachlässigten Absatz, bohrte sich ein, bis seine Aufmerksamkeit nach einiger Zeit allgemach wieder abglitt ... Diese Zwischenfälle verdichteten sich, rückten enger aneinander. Endlich konnte er überhaupt nicht mehr weiterlesen. Die vielen Einzelheiten der eng-

lischen Streiks, Lohnskalen und Gewerkschaftseinrichtungen ermüdeten ihn, das sachliche Interesse verschwand. Ein Gedanke kam noch in ihm auf, der sich wie mit großen schwarzen Flügeln über sein Gehirn ausspreizte: „Diese Institutionen sind wirklich großartig! Der Kampf des Kapitals mit der Arbeit hat homerische Größe!" Und seine reinliche Logik verstand sofort, daß damit die Sache zu Ende sei. Immer wenn der Geist die Details verläßt und, der kühlen Wissenschaftlichkeit müde, zu allgemeinen Gesichtspunkten und Gefühlen sich „emporhebt", bedeutet das den tiefsten Stand und Nullpunkt des Interesses ... Da klappte er das Buch zu.

Wenn sie nur schon zurückkäme, dachte er.

Die milde Abendluft wehte in die Veranda. Sie brachte eine unbestimmte doch würzige Nässe mit, sie schmeichelte wie ein seidenes Tuch, und hoch oben der große seegrüne Himmel schien von ihr gereinigt.

Walder seufzte auf. Eine namenlose Angst vor all dem unbekannten Leben da draußen befiel ihn, während er sich über das Holzgeländer beugte, Angst vor dem Frühling, vor der Entwicklung und Erweiterung der Gefühle. Er lugte nach Lotte aus. Nach ihrem Dunstkreis einer Hausfrau, nach ihrem braunen und dumpfen Himmel im Blick sehnte er sich, hinter ihren Röcken wollte er sich verstecken wie ein Kind bei der Mutter ... Aber

mit jeder Minute fühlte er deutlicher den Einfluß dieſer lockenden Beleuchtung, die von dem gefegten ſtrahlenden Himmelsgewölbe ſo ohne Arg und rein niederglitt, mit jedem Atemzug ſog er die verräteriſche Luft ein, eine Spionin von Luft, eine Verführung ...

Er weckte ſich, zupfte ſich aus dieſen Träumen heraus: „Was iſt denn los? Nichts, gar nichts. Alles geht doch ſeinen Gang. Nichts Exotiſches iſt in dem Park zu ſehen. Ich beuge mich vor, nichts antwortet, nichts erſchreckt. Und ſo weit mein Blick langt, findet er keinen Mohrenfürſten, keine niegeſehene Tiergeſtalt, keinen mühlradgroßen Diamanten. Alles geht ſeinen Gang ... Ja aber heißt mich denn irgendwer ſolche Dinge in einem mitteleuropäiſchen Park ſuchen? Iſt nicht ſchon das an ſich ungewöhnlich genug, daß ich überhaupt auf ſolche Gedanken verfalle?"

Die Bäume bildeten nun vom Boden aus eine kompakte nächtliche Maſſe, nur am Rande gegen den klaren Himmel löſten ſich zottig verfitzte Äſte los ...

Walder ſtand erregt auf, die Wangen an den vortretenden Jochbeinen zitterten. Er ſperrte einen Kaſten aus rohen Brettern auf, entnahm ihm zwei ſchwere Hanteln und begann mit Heftigkeit zu turnen. Überſchüſſige Kräfte ſpürte er ...

Das Dienſtmädchen kam vom Schloſſe her und fragte, ob ſie zu Tiſch decken ſolle.

Sie stand unten, hob sich kaum von der dunkelnden Baummasse ab. Walder sah nicht viel und hatte (vielleicht deshalb?) das Gefühl, ebenfalls unsichtbar zu sein. Er starrte sie scharf an.

Sie wiederholte ihre Frage, aus dem Park.

Natürlich solle sie aufdecken, erwiderte er, und strengte sich jetzt noch mehr an, ihren davonfliehenden Schatten zu begreifen. Nach einer Weile kam sie zurück, mit einer Lampe, dem Tischtuch und den Servietten, kam die Stiegen zur Veranda herauf, in weiblicher Bewegung. Ihre Schulterblätter spielten vor seinen Augen, da sie ihm in ihrer Arbeit den Rücken wandte, die ruhelos bewegte Senkung zwischen ihnen gab eine reizende Schattentiefe und die volle Rundung des Beckens wurde durch einen Sessel herausgepreßt, über den sie sich im Beugen legte. Hierhin und dorthin streckte sie die Arme. Die gekreuzten Schürzenbänder auf ihrem Rücken bildeten einen weißen vierstrahligen Stern, der tanzte, anlockte, sich drehte, jetzt nahe und stillstand, jetzt mit leisem Duft die Treppen hinab entschwand ...

Walder spürte, wie das Blut ihm den Kopf wärmte. Mit feinen Fingerspitzen, sanft andrückend, strich er durch sein Haar, tastete nach den Schläfenadern. Je zwei Finger legte er an ihre zuckenden Peitschen, die bei jedem Pulsschlag mit so zartem schmerzlichem Pfeifen ihn quälten. Gepeinigt setzte er sich hin und versuchte, den Druck des Blutes

abzuleiten, indem er die Muskeln des Oberkiefers schlaff machte. Mit einiger Anstrengung brachte er es so weit und die Pulsstöße fanden sich nun in die neue Bahn, bei jedem Durchschießen ließen sie die Oberzähne leise auf die Unterzähne klappen, gaben durch diese Arbeit einen Teil ihrer Kraft ab und verringerten die Spannung in den Schläfen. Schon fühlte er sich ein wenig erleichtert. Mit offenem Munde, ganz in die inwendigen Vorgänge seines Körpers versunken, fast ohne Besinnung sah er in die träge Nacht hinaus ...

Alle Farben verloschen, hie und da sickerte Sternenlicht ...

Die Traurigkeit der sich ausbreitenden Finsternis begann, diese Erinnerung an den Tod und an das Ende aller Dinge, diese stille und wütende Frage: Hast du deinen Tag genossen? ... Der Lärm der Spatzen verstummte, ihre letzten Schreie mischten sich mit den klagenden Tönen, die der Wind von den Dampfpfeifen ferner Fabriken herantrug ... In nervöser Hast wühlte Walder sein Gedächtnis um. Was hatte er heute genossen? Was hatte er überhaupt jemals genossen? Plötzlich schien ihm sein Leben, an der Weite des Frühlings und der keimenden Welt gemessen, unerträglich eng. So viele Frauen gab es, so viele viele Frauen... Er zitterte schmerzhaft. Der Gedanke würgte ihn, von dieser Vielfältigkeit leidenschaftlicher kühler naiver raffinierter dummer Frauenseelen ausge-

ſchloſſen zu ſein, ausgeſchloſſen nicht nur für jetzt, ſondern ein für allemal, für immer und ewig. Wie ein Unrecht empfand er es, daß es Glück auf der Erde gab, zu dem er nicht gelangen durfte. Wenn man tot iſt, kann man es doch nie mehr nachholen. Nie mehr, welch ein beſtürzender Gedanke ... O der Tod, o der Frühling, o die vielen Frauen! dachte er ...

In jäher Verbindung erſchien das Bild der Hochzeitsnacht vor ſeinen Augen. Wie ängſtlich und keuſch hatte er Lotte angefaßt; zum erſtenmal in ſeinem Leben ſchlief er mit einem Weibe und es widerſtrebte ihm, die verehrte Freundin wie ein Genußmittel, wie eine Sache, die Vergnügen macht, zu benutzen. Noch im Bette, auf ihrem Leibe, hatte er qualvolle Scham und Selbſtvorwürfe. Sie aber verübelte nichts, tat alles mit unbeirrten Inſtinkten, preßte ihn an ſich ... Seine Phantaſie erhitzte ſich, er ging die Einzelheiten durch. Nun gut, das iſt eine Art, zu lieben, ſtellte er feſt. Die habe ich nun erlebt und hinter mir. Wie viele andere mag es geben, einen Zaubergarten erfindungsreicher Gärtner! Lotte tut es wie eine Paſtorsfrau, beinahe als Pflicht und gottgefälliges Werk verrichtet ſie das Fleiſchliche und man kann nicht ſagen, daß ein Kraftgefühl, etwas Metalliſch-Glänzendes darin zu finden iſt. O gewiß, gewiß, andere glänzen, andere zieren ſich, andere beißen vor Wildheit! Und die Geiſtigen, die wie dieſe

Beatrice Webb mit ihrem Manne Bücher schreiben! Und die Pfiffigen, Geschäftsmäßigen! Und die Kinder, die Tiere! . . . Mit Augen, glühend vor Begierde, bohrte er sich in das Dunkel ein.

Wieder erschien, aus dem jetzt ganz schwarzen Parke, das geformte Dienstmädchen. Sie brachte Teller und Eßzeug. Von den Brüsten zu den runden Hüften zitterte ihre Schürze . . . Walder beobachtete sie, innig gekitzelt. Dann sprang er auf mit dem Gedanken: Jetzt habe ich eigentlich meiner Frau die Ehe gebrochen . . .

Endlich kam Lotte nach Hause.

Geschäftig breitete sie ihre Einkäufe aus den Schachteln. „Nicht einmal einen Kuß bekomme ich?" rief Walder.

Sie küßte ihn; wie eine Nebensache tat sie es ab und wandte sich gleich zu den Kleidern zurück. Das war ihm nicht recht, erregt warf er sie in seine Arme. Sie lachte: „Wenn ich gewußt hätte, daß du mich gar so gern hast, hätte ich mir wirklich noch das rote Etamine-Kostüm gekauft."

„Soll das schalkhaft sein?" Er ließ sie los und runzelte die Stirn.

Beim Nachtmahl warf er ihr verstohlen gehässige Blicke zu. Wie langweilig schienen ihm ihre Reden, wie gepreßt und engherzig diese ganze Stimmung unter der Lampe . . . Draußen brauste der kaltschwüle Frühlingswind die ganze Nacht, die weiten

Ebenen heran, und die Bäume glänzten naß im Lichte des aufgehenden Mondes.

Mai brach an, mit ihm kamen die Blüten. Die Obſtbäume ſahen wie große Sträuße roſigweißer Blumen aus. Um jeden Buſch wirbelten Bienen und färbten ihre Beine von Pollen gelb. Im hellen Grün der Wieſen und der Beete gab es zuerſt Schneeglöckchen, dann Veilchen, dann Narziſſen mit roten Kernen. Maſſenweiſe wanderten die Farben auch in die Stadt, füllten alle Vaſen, beſteckten alle Knopflöcher. Jede Woche war eine andere Blume an der Reihe und alle Menſchen, die mit derſelben Blumenart geſchmückt laut die ſonnigen Straßen erfüllten, ſchauten einander an und grüßten faſt, wie Verwandte oder wie Mitglieder eines großen Geheimbundes; des Geheimbundes namens: Frühling ...

Walder ſaß in der Glaskuppel der Schloßrotunde, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt.

Mit der erwachenden Wärme hatten ſich neue Zweifel ſeiner bemächtigt. Das Problem der Freiheit tauchte wieder auf, wohlige Erſtarrungen löſten ſich. Machtlos ſah Walder dieſen Umwälzungen ſeines Ichs zu, er verfluchte ſeinen präziſen Denkmechanismus, die prompte Logik, die ihm ſo eilig die richtigen vernichtenden Reſultate brachte. Ohne ſein Zutun, beinahe gegen ſeinen Willen vollzogen ſich Schlüſſe und Urteile in ſeinem Gehirn, die

wohlkonſtruierte Maſchine bewegte Schwungräder, Hebel, Ventile, Pleuelſtangen in zweckmäßiger Bewegung ...

„Bin ich frei? War ich während dieſer Zeit meiner Ehe frei? ... Ich habe daran geglaubt, daß Lotte mich rettet, daß ſie mich zur wahrhaftigen großen Natur führt. Aber dieſe große Natur war wieder nichts anderes als ein — Stil. Ich habe mich in eine ſüße Myſtik gehüllt, das Leben mir zurechtgelogen, indem ich in Deutſchtum und Geſundheit das einzig Berechtigte erblickte. Gewiß iſt Geſundheit ein berechtigter Stil, aber ſind nicht tauſend andere Möglichkeiten für mich daneben möglich? Vor denen hab' ich mir die Augen zugehalten, hinter der Lotte war ich gut verſchanzt, wahrhaftig. Ein kleines Sklavenglück war's, ein Winterſchlaf, Tümpel und Binnenſeen, nicht das hohe Meer des Daſeins ... O wie erwache ich jetzt! Wie anders ſehe ich alles! Nun will ich alles haben, alles, will kämpfen und Abenteuer beſtehn, will Frauen und Schwerter, o alles, alles. Das iſt das einzig Richtige ..."

Er warf die volkswirtſchaftlichen Bände in eine Ecke. Was ſollte ihm nun ſo eine Detailwiſſenſchaft! Zu weiteſten Horizonten kehrte ſeine Seele nun heim, zu ihrem angeborenen Wirkungskreis, zur Philoſophie. Und eifriger als je ſchrieb er an ſeinem Buch über die Freiheit.

Dieſe Größe und Ausbreitung wirkte wieder auf

ſeine Sinne zurück. Sie ſpannten ſich nach allen Seiten, ſie verlangten und er konnte keinen Grund ausfindig machen, ſie zurückzuhalten ... Nun hatte er den ganzen Winter über mäßig und geſund gelebt, die Bürde aufgeſpeicherter Kräfte laſtete ſchwer in ihm und ſeine ſtarken Sehnen lechzten nach Anſtrengungen ...

Durch die klaren Glaswände ſtrömte Licht, unten die Landſchaft lag im Jubel, wie grüne Sonnen ſtrahlende Laubkronen, Wieſen ohne Ende, der luſtig glitzernde Teich, der Fluß in der Ferne. Der dumpfere Klang der Kuckucksrufe aus den nördlichen Wäldern verlor ſich in hellem Vogelgezwitſcher ...

Aber Walders Miene trübte ſich, er ſah um ſich, er bedachte ſein kärgliches Daſein. Wo gab es noch Freuden für ihn, Erregungen?... Enttäuſcht und mit müden Schritten ſtieg er ins Schloß hinab; in den Zimmern wurde aufgeräumt, Lotte zankte mit den Dienſtmädchen. Der unabläſſige Lärm hallte nüchtern durch die Räume, reinliche Wände glänzten ohne Schmuck. Und dieſelbe Troſtloſigkeit draußen im Park, in den Feldern, bei den Villen; überall einfacher Alltag, dem Geſchmack und Verwicklungen fehlten ... Was nützten ihm nun ſeine Millionen, ſein rieſiger Beſitz an Grundſtücken! Er war fern vom großen Leben, all dieſen Hilfsmitteln zum Trotz. Und ſeine Sinne wuchſen, wuchſen und verlangten ...

Eines Tages kam Lotte eilig in ſein Zimmer: „Eben iſt ein Gaſt vorgefahren.“

Walder ſchrak auf: „Ein Gaſt?“ ... Alſo gab es für ihn noch Verbindungen mit der Welt der andern, war er noch nicht ganz hoffnungslos ein für allemal ausgeſchloſſen! ...

„Wohin ſoll ich ihn führen?“

„Natürlich, wir haben nicht einmal ein Empfangszimmer ... Das iſt das Reſultat deines ewigen Herumwirtſchaftens.“

„In die Rotunde vielleicht?“

„Meinetwegen“ ...

Der große Ballſaal war leer, ſchräge Sonnenſtrahlen fielen durch die halb von Gardinen verhängten hohen Fenſter und machten wirbelnde Balken aus Staub ſichtbar. Wie ein Pünktchen nahm ſich in der ungeheuren Architektur Polledi aus, der mit Walder eintrat: „G'ſchamſter Diener, Herr Nornepygge. Wie geht's, wie ſteht's?“ Die Stimme verhallte in der weiten Luft ...

„Sehr verbunden. Bitte nehmen Sie Platz.“ Walder bemühte ſich verlegen, zwei Seſſel hinter einer Säule hervorzuzerren und ihnen die grauen Linnenüberzüge abzureißen. „Und wie geht es Ihnen?“

„Soſo, lila. Was will man haben? Man lebt.“

Ehe Polledi ſich ſetzte, zupfte er mit zwei kurzen eleganten Rucken ſeine Bügelfalten an den Knien in die Höhe, ſo daß die unteren Mündungen der

Hosen schräg emporstiegen, wie kleine Tore über den silbergestreiften Strümpfen. Nach letzter amerikanischer Mode schien durch die Kleidung der Schwerpunkt seiner Erscheinung nach unten verlegt. Der Taillenrock, an dem nur die zwei tiefsten Knöpfe schlossen, fiel tief hinab, die Weste ohne Klappen war weit ausgeschnitten und das rosa gestreifte Hemd dahinter durch die nach unten ausgebreitete Selbstbinderkrawatte halbiert. Ziemlich tief an ihr glänzte eine Nadel mit drei gesenkten Perlenköpfchen. Die Vertikale der Hosen leitete zu den Stiefeln, die breit, flach und eckig wie Sardinenbüchsen nach unten abschlossen ...

Walder ließ sich gleichfalls nieder: „Ich habe schon lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehn."

„Schreib auf: Vergnügen ... Aber, im Ernst, machen Sie sich nichts draus. Sie haben nichts verloren. Ich war im Winter schon ganz meschugge, nicht zu reden war mit mir. Bitt Sie, es ist doch keine Kleinigkeit, jede Nacht ein Souper oder eine Redoute oder ein Ball! Ungelogen hundertmal war ich in dieser Saison geladen."

Walder, krank vor Sehnsucht nach Vergnügungen, beneidete ihn: „Das muß doch schön sein."

„Schön? Ich weiß mir was Schöneres ... Ich hab' jetzt gerade genug von der G'sellschaft mit X ... Sie wissen doch, welche deutschen Worte mit X anfangen? G'sellschaft, G'sundheit, G'sangs-

verein, und so weiter ... Wissen Sie überdies schon, was für ein Unterschied ist zwischen Maximilian Harden und einem Klavier? Pardon, für Witze interessieren Sie sich ja nicht ... Ja, also was ich eigentlich sagen wollte, ich komme erst heute dazu, Ihnen meinen Reconnaissancebesuch für den schönen Ball zu machen. Sie entschuldigen doch. Ich benütze den ersten freien Tag dazu."

„Also die Saison ist zu Ende?"

„Ausgerechnet gestern war sie zu Ende. Wir wohnen jetzt in unserer Villa und erholen uns von den Strapazen."

„Wer ist ..." (Wer ist das: wir ... wollte Walder fragen, aber er unterbrach noch zur rechten Zeit diese Unhöflichkeit.)

Polledi verstand: „Der Marquis Victorin hat sich die Villa gebaut. A propos, wissen Sie schon, daß er jetzt Ihr Gutsnachbar ist?"

„Wieso?"

„Erstens sagt man: woso, nicht: wieso. Zweitens ist die Sache sehr einfach, indem daß er sich das Grundstück neben Ihrem Park gekauft hat ... Sie werden fragen, was mich das angeht. Wieder sehr einfach, ich wohne bei ihm, er ist mein bester Freund."

Walder lächelte gefällig.

„Jetzt wissen Sie alles," bemerkte Polledi abschließend. „Sie sollten ihn überdies kennen lernen, meinen Freund. Ein feiner Mensch mit Atlasfutter, sag ich Ihnen."

„Er gehört zum Hochadel, wenn ich nicht irre, zum alten und befestigten Grundbesitz."

„Ja, aber er beißt nicht."

„Diese Kavaliere sollen sehr exklusiv sein."

„Herr, ich sag Ihnen, diese Kavaliere sind mir die liebsten Leute auf der ganzen Welt. Sie wissen, ich verkehre mit allerlei Sorten von Menschen. Aber zu Hause fühle ich mich nur bei der Schlachta. Mein Name ist Polledi." Und in einer Anwandlung von Selbstironie, mit karikiertem Stolz, stellte er sich großartig auf, ein Bein steif, das andere schlenkernd gebogen, die rechte Hand steif am Westenausschnitt und den Kopf hochmütig zurückgeworfen, eine Satire auf sich selbst. Plötzlich brach er die Pose ab, klappte wieder im Sessel zusammen. Walder lachte: „Ich dachte immer, die Kavaliere verkehren nur bei Hof."

„Der Hof kann uns gestohlen werden ... Am Ende haben Sie noch nichts von der großen Intrige gegen unsere Foska gehört."

„Ich weiß nichts davon ..."

„Ich versteh immerfort: ich weiß nichts davon."

„Nein, ich weiß wirklich nichts."

„Sie, das ist gediegen. Sie wissen nichts von der großen Intrige. Na Servus! ... Aber das ist eine lange Sache, davon muß ich Ihnen nächstens erzählen. Kurz und gut, die Schlachta streikt. Wir lassen den Hof Hof sein und baun uns unsere Villen rund um die „Stadt" herum. Auf Anhöhen,

in einem Kreis. Sie, Herr Nornepygge, gehören alſo jetzt auch in unſern Kreis. Man beachte das Wortſpiel."

„Die Tatſache wäre mir nicht unlieb, das muß ich ſagen... Was, Sie wollen ſchon gehn? Bleiben Sie doch noch ein Weilchen."

„Nicht zu machen, ſchließt von ſelbſt. Aber nächſtens komme ich ausgiebiger, wenn's Ihnen recht iſt."

„O gewiß." In Walder blitzte eine Idee auf. „Und wenn Sie Ihren Freund, den Marquis, mitbringen könnten ..."

„Sonſt haben Sie keine Schmerzen?... Entſchuldigen Sie meine Aufrichtigkeit, aber gar ſo leicht iſt die Sache denn doch nicht. Wie ſich der kleine Moritz das vorſtellt! So mir nichts dir nichts wird der Marquis zu Ihnen kommen, ausgerechnet zu Ihnen ..."

„Ich meinte nur ... Sie ſagten vorhin, daß er nicht ſo exkluſiv iſt ..."

Polledi kniff liſtig ein Auge zu: „No liegt Ihnen wirklich ſo viel dran? Dann werden wir die Sache ſchon löffeln."

„Sie mißverſtehen mich ... ich möchte nicht gern aufdringlich ſein."

Da trat er dicht an Walder heran, tätſchelte ſeine Schulter: „Herr, ich verſtehe Sie ſehr gut. Wir werden die Sache ſchon deichſeln" und wandte ſich dem Ausgang zu ...

Walder erschrak. Irgend etwas, worüber er sich im Augenblick nicht klar werden konnte, befremdete ihn heftig. Er wollte es widerrufen, den Gast zurückhalten, er holte ihn bei der Tür ein. Aber er konnte sich auf nichts besinnen. Grinsend verschwand der Spaßmacher ...

Ein ekelhafter Jude, dachte ihm Walder erbost nach. Was wollte er eigentlich hier haben? Gerade als ob er mich ausspionieren sollte, hat er sich benommen. Wovon mag er überhaupt leben, der Hochstapler? Man redet so viel von seinen unsauberen Geschäften, von seiner Leumundfabrikation ... Nun immerhin hat er mir einige Nachrichten von der Außenwelt gebracht, von dem Leben, das ich möchte ...

Am Abend war er mit Lotte grob, ließ das Essen stehn, ging erregt im Zimmer auf und ab. Sie ertrug es ohne ein Wort der Entgegnung. Endlich brachte sie ihm ein Mittel gegen Kopfschmerzen. Er sah es nicht einmal an ... Als sie zu Bett gingen, erfolgte ein jäher Umschlag. Lotte stand ruhig am Lavoir und löste ihre braunen Haarflechten fingernd auf. Plötzlich fiel Walder über sie her, wie in tierischer Brunst fetzte er ihr alle Kleider vom Leibe. Sie widersetzte sich schwach. Das spornte ihn nur noch mehr. Wie sie war, hob er sie mit den Armen auf, warf sie ins Bett und wälzte sich sofort heiß über sie hin.

Am nächsten Morgen kam ein eleganter Brief,

auf rotgerandetem Papier: Marquis Victorin gibt ſich die Ehre, Herrn Walder Nornepygge und Gemahlin zu ſeiner Mittwochsgeſellſchaft einzuladen. Bitte die verſpätete Einladung freundlichſt zu entſchuldigen ...

Es war an einem Montag.

Walder hatte mithin noch zwei Tage Zeit zur Überlegung, zwei lange Tage.

Und er tat in dieſen zwei Tagen nichts anderes als überlegen. Sein Blut brannte ihm die Adern wund, ſott ihn bei lebendigem Leibe.

Unzählige Male wiederholte er ſich, daß jetzt die Stunde der Freiheit für ihn geſchlagen habe. Er brauchte nur die Einladung anzunehmen, in die Villa zu gehn, wo man luſtig war und bei Poſaunenſchall die Kleider abwarf. Dort wurde man wahrhaft frei und lebendig, allen Leidenſchaften brauſend preisgegeben, in tauſend Möglichkeiten verſtrickt. Alles winkte ihm nun: Frauen, Fechtkunſt, Verſe, Licht, eine geehrte Stellung unter den Vornehmſten des Landes. Er ſah ſich bei Jagden neben glattgekleideten Damen dahinreiten, deren Röcke an den Flanken ſchöner Roſſe entlang wehten, oder mit einem koſtbaren Pokal aus Rubinglas in der Hand den Trinkſpruch eines Gelages vor hundert adligen Gäſten ſagen. Und weiter breitete ſich ſein Blick aus. Herrliche Verbindungen wie Gürtel von Gold zogen ihn zu auswärtigen Ariſtokratien, er reiſte, ſeine weiße Yacht netzte ſich in den Fluten ferner

sonnendurchglühter Meere. Überall empfing man ihn am Kai, distinguierte Herren, Gesandtschafts-attachés mit exotischen Orden geleiteten ihn an einen Fürstenhof, wo jede Kleinigkeit ihm kostbare und neuartige Sensationen bot. Man ehrte die gewichtigen Empfehlungen, die er vorwies, man bemühte sich um ihn, führte die erlesensten Künstler des Reiches vor, die besten Tänzerinnen, nichts blieb ihm Geheimnis. So fuhr er durch die Welt, schöpfte den letzten Tropfen aller Kulturen aus, er sah die Sportplätze Englands, die Theater in Berlin, die Bälle in Paris und München, die Komteſſen Wiens, Militär an der Newa, die Volks-feſte Chinas, die Teehäuser von Nagasaki, Indiens Dschungel. So viel Schönheit und Kraft wusch sein Herz von der Schmach enger Jahre rein, die berauschenden Stürze neuer Bilder massierten ihn wie mit eisernen Händen ... Und all das konnte ihm dieser kleine Brief bewirken, den er beständig in der Tasche trug und der vom vielen Angreifen schon ganz weich und schmutzig war.

„Hast du die Einladung gelesen?" fragte er zu Mittag Lotte, mehr zum Zeitvertreib als ernstlich.

„Natürlich. Und ich bin deinetwegen sehr stolz auf sie."

„Du meinst also, daß ich sie annehmen soll?"

„Ganz gewiß. Darüber ist doch gar nicht zu reden ... Es möchte dir auch gewiß sehr gut tun, wenn du dich ein wenig in Gesellschaft zerstreuen

würdest. Der Mensch muß doch traurig werden, wenn er immer so allein ist. Und mich hast du jetzt vorläufig genug . . ."

„Aber Lotte!" Ihre Geradheit, die ihm sonst entzückend vorgekommen war, verletzte ihn heute.

„Walder." Sie rückte enger an ihn heran und küßte ihn sanft.

Er trommelte verlegen auf dem Tischtuch, ordnete die Messer parallel.

Sie fuhr fort: „Nicht wahr, wir werden jetzt öfter Besuch haben? Ich habe auch schon zwei Zimmer zu Salons einrichten lassen, damit es uns nicht wieder so geht wie unlängst mit Herrn Polledi. Habe ich recht getan?"

Er lobte sie . . . Dabei dachte er: Also das sind die Werte, die ich aufgeben muß, diese Ruhe und Gefälligkeit. Jetzt habe ich Ordnung um mich, einen liebenswürdigen Haushalt, ländliche Augen. Und, was kommt, ist Unordnung, Haß, Gier. Das sehe ich klar. Und dennoch ersehne ich das, was kommt, so sehr . . .

„Endlich bist du wieder einmal mit mir zufrieden."

„Das bin ich immer. Und ich gehorche dir auch und gehe zum Marquis. Du kommst doch mit?"

„Nein, Walder, das darfst du nicht von mir verlangen. Ich passe nicht in diese Umgebung. Und ich würde dich nur stören. Es wird besser sein, wenn ich hübsch zu Hause bleibe."

Walder wunderte sich, wie gleichgültig ihm ihre Zärtlichkeiten waren. Selbst ihre eifrigste Liebe ließ ihn kalt.

Nachher machte er wohlgemut einen kleinen Spaziergang: Nein. Ich habe nichts zu bereuen. Dieser Gartenlauberoman hat sein Schönes gehabt, die Blauveilchenstimmung war so sanft und befriedigend wie ein guter Schlaf. Ich beklage es nicht, daß ich den Winter als Idylle zugebracht habe. Gefühl gibt es wirklich und ich stehe auch jetzt nicht auf dem äußersten Standpunkt jener Kaffeehausliteraten, die in allem nur Betrug, Amerikanismus, Geilheit sehn. Man kann seinen Vater lieben, kann durch Innigkeit über seine altersschwachen Pedanterien sich hinwegtäuschen, kann zur Illusion kommen, daß er aus väterlicher Weisheit über die Seelenkrise seines Sohnes stillschweigend hinweggeht, während er in Wirklichkeit sie gar nicht bemerkt, nicht versteht. Und ebenso kann man mit einer Lotte sich zufrieden geben, ein abgeschmacktes unweibliches Geschöpf schwärmerisch anbeten. Das ist schlichte Gesinnung, Deutschtum! Es gehört zu den berechtigten Tatsachen des Lebens. Aber es ist nicht allein berechtigt ... Nun gut, ich habe es durchgemacht, gründlich durchgemacht. Und Mittwoch beginnt der wahre Kursus, die große Welt, die Freiheit endlich ...

Am Mittwoch fragte Lotte, ob sie anspannen lassen solle.

Er schien schlecht ausgeschlafen, sagte: nein, und warf die Tür hinter sich zu.

Im letzten Augenblick hatte er sich die Sache überlegt, aller Sicherheit und Philosophie zum Trotz. Mit einemmal erschien es ihm gar nicht so wünschenswert, in die große Welt zu gehn, den bequemen Haushalt aufzugeben. Eine wütende Zufriedenheit mit seiner bürgerlichen Lebensweise hatte ihn ergriffen. Und war es denn so sicher, daß er genußreichen Aventüren entgegenging? Vielleicht hatte man nur Zurücksetzungen, Etikette für ihn übrig ... Das Gespräch mit Polledi fiel ihm im entscheidenden Augenblick ein. Diesem Mittelsmann seine Einführung in die Gesellschaft zu verdanken, schien ihm schmachvoll. Und warum war die Einladung verspätet! ... Und so blieb er zu Hause, wälzte sich in den Plüschrinnen der Glaskuppel.

Den ganzen Mittwoch verbrachte er in böser Laune.

Am nächsten Tag hielt er es nicht länger aus. In der vagen Hoffnung auf Erlebnisse kleidete er sich sorgfältig an und fuhr in die „Stadt". Er war doch, Gott sei Dank, nicht auf die Schlachzizen angewiesen! Es mußte doch auch anderwärts etliches Vergnügen zu finden sein! Höhnisch lachte er in sich: Ist denn die Lebenslust von diesen Marquisen gepachtet? ...

Die Vorstadt war öde. In den eleganten Straßen führte man Kinderwagen spazieren. Die Stunde nach dem Mittagessen gehört unwiderruflich diesen koketten fahrenden Lagerstätten, die Erinnerungen an das Ehebett zwanglos auftauchen lassen, gehört den Ammen, den Säuglingen und den schwangeren Frauen. Nur wenige Männer sah man auf den Promenaden, in den Parkanlagen ... Walder schickte sein Automobil zurück, mischte sich in das Gewühl des femininen Dunstkreises, der ihn zugleich beruhigte und verwirrte. Er sog den Geruch der Windeln ein, hörte das hilflose speichelnde Greinen, das Schreien der Kleinen, ihre unartikulierten Ausrufe, den Lärm der Klappern, nach denen sie halbbeschwichtigt die Händchen streckten. Lächelnd maß er die grotesken Umrisse beinahe reifer Mütter, beachtete die borniert-zärtlichen oder ärgerlichen Mienen der Kinderfrauen, die hinter ihrem Wägelchen von Zeit zu Zeit stehen blieben, unter das Schirmdach langten, indem sie mit eifrigem Reden sich über den Handgriff vorbeugten. Und während die Sonne auf all die blonden Locken und auf die kaum behaarten Köpfchen der Kinder, auf die schlafenden und auf die muntern, niederschien, über rosa Schleifen, weiße Polster und Spitzenhäubchen in angenehmer Brutwärme, verlor sich Walder in dieses Bild wie in eine großartige Vision des menschlichen Fortpflanzungsgeschäftes ...

Es schlug vier Uhr. Müde ließ er sich in einen

Rohrſeſſel fallen, der, wie ihm erſt ſpäter einfiel, nebſt vielen andern auf der Straße zu einem Kaffeehaus gehörte. Daher beſtellte er ein Eis. Man brachte es ihm, ſchichtete Zeitungen und in einförmigen Schutzdeckeln Zeitſchriften neben ihm auf. Er ſah einige durch; die Witze ſtimmten ihn melancholiſch. Dann blätterte er in „Art et decoration“; nach dem dritten Bilde hatte er Kopfſchmerzen... Angeekelt ſtarrte er geradeaus. Einige Bekannte, die in der Nähe auftauchten, beunruhigten ihn, er fürchtete, ſie könnten ſich zu ihm ſetzen. Jedes Wort wäre ihm heute beſchwerlich geworden. Er dankte ihnen daher nur kühl und ſah gleich wieder weg. Als ſie ſich aber an einem andern Tiſch mit lautem Geplauder niederließen, befiel ihn das Gefühl der Verlaſſenheit. Ohne daß er ſich eigentlich langweilte, denn ihm gingen zahlloſe Kleinigkeiten und ganz fernliegende Dinge durch den Sinn... hatte er eine entſetzlich leere Stimmung im Kopf und er ſagte ſich mehreremal, daß er noch nie im Leben ſo troſtlos und elend geweſen ſei wie jetzt...

Gleich darauf bemerkte er eine Dame am Nebentiſch, die gerade zahlte. Ihr Hut und ihr Pepitakleid ſchienen ihm auffallend. Er zahlte alſo gleichfalls und ging ihr nach. Sie ſchritt den Corſo entlang, raffte den Rock, beſah Auslagen. Da er über ihre Abſichten im Zweifel war, wagte er nicht, ſie anzuſprechen. Eigentlich gefiel ſie ihm auch nicht.

Trotzdem folgte er ihr, und als sie in ein Seitengäßchen einbog, näherte er sich. In diesem Augenblick kam ihm ein Offizier zuvor ...

Auch ein Abenteuer! murmelte Walder und heuchelte sich in die lustige Auffassung eines Unbeteiligten... Es dunkelte schon. Über einen weiten Platz an der Grenze der inneren Stadt eilten in langem Zug die Ladenmädchen heim. Sie gingen in Gruppen, untergefaßt, zu zwein, zu drein, auch mehr, ihr lustiges Plappern erklang, von Lachsalven hier und dort übertönt, die hübschen Hüte nickten über zierliche Gestalten, die Haare glänzten, die Handtaschen pendelten. Immer wieder sah man ein schönes Gesicht ... Aber Walder hatte den Sinn für Einzelheiten verloren. Diese dunkle Anhäufung von Frauen, die in Gestalt eines riesenhaften Keils vom Kreuzungspunkt mehrerer Straßen aus an ihn heranwuchs, vor der Kirche, an die er sich lehnte, wie zu einer Spitze sich vereinigte und ohne Ende vorüberfloß, schien ihm feindselig und wie etwas Unfaßbares, das man in zielloser Sehnsucht immer begehren mußte. Er kam sich verschmäht und mißachtet vor, in seinen innigsten Bedürfnissen gekränkt. Und eine maßlose Begierde, für die er keinen Ausdruck fand, überfiel ihn mit dem trippelnden Geräusch der tausend Stöckelschuhe, mit dem Knittern der Rockfalten. In der Dämmerung bewegte sich weißlicher Nebel, ein flauer Wind blies naßwarm ... Walder fühlte sich krank, er

hatte mit einer Anwandlung lähmender Schwäche zu kämpfen.

Endlich nahm er ein Automobil zur Heimfahrt. Vor der Stadt aber, draußen auf freiem Felde, fühlte er plötzlich sinnlose Wut. Jeder kräftig blühende Strauch, jede gesunde Grasfläche, jeder aufrechte Baum reizte ihn, machte ihn neidisch. Er war auf das bewußtlose Glück der Würmer, auf das Zwitschern der Vögel eifersüchtig ... Mitten auf der Landstraße ließ er halten, stieg aus und stellte sich mit ausgebreiteten Armen, im Pathos des Schmerzes, vor einen breiten Kastanienbaum, der machtvoll seine weißen Blütenkegel wie starke Phallen in die Luft reckte. Walder warf sich erregt an den Stamm, streichelte die Rinde und sank klagend an die Wurzeln: O Leben ... erhöre mich ... gib mir Leben! ...

Zu Hause lief ihm Lotte atemlos an die Türe entgegen: „Du hast wieder Besuch. Polledi und zwei vornehme Herren. Sie warten schon lange."

Walder öffnete den Salon.

Polledi erhob sich aus einem Fauteuil, kam gleich auf ihn zu und begrüßte ihn statt des üblichen „Wie geht's" mit den Worten: „Danke. Und Ihnen?"

Von dem abendlichen Hintergrund einer Portiere löste sich jetzt eine enge Figur los, ein schmaler aschblonder Kopf. Marquis Victorin stellte sich vor: „Aber ich fürchte, daß ich heute durch meinen

unerwarteten Beſuch eine zweite Unhöflichkeit begehe, obgleich ich gerade durch ihn die erſte gutmachen möchte ..."

„O bitte," ſagte Walder, dem nichts Beſſeres einfiel. Er war von all dem aufs äußerſte überraſcht.

„Es iſt nämlich meine Pflicht, mich bei Ihnen wegen der verſpäteten Einladung zu entſchuldigen. Es war nicht meine Schuld, der Plan zu unſerm kleinen Feſte wurde erſt am Sonntag gefaßt. Wir mußten alſo von den üblichen Friſten abſehen. Dafür haben Sie uns aber durch Ihr geſtriges Fernbleiben hart genug geſtraft ..."

„O es war durchaus keine Abſicht dabei. Eine leichte Angina ..."

„Ausgerechnet Angina," unterbrach der Clown Polledi die ruhige Abwicklung der Höflichkeitsphraſen.

„Sie beruhigen mich wirklich, Herr Nornepygge. Und um uns vollkommen zu tröſten, brauchen Sie nur einer zweiten Einladung Folge zu leiſten, die Ihnen mein Freund, der Marquis Raillird, perſönlich überbringt." Erſt hier machte er den zweiten Herrn bekannt, gleichſam aus dem Geſpräch heraus, zwanglos im Laufe des Redens, und darin lag im Gegenſatz zu der angſtvollen Haſt, mit der geſellſchaftlich ungeſchickte Leute vorſtellen, eine ſchöne Eleganz.

Marquis Raillird ſah Walder ſcharf an: „Mein

Freund hat mir die vielen Worte erspart. Ich kann nur wiederholen, daß Sie uns allen eine große Freude machen, wenn Sie mit Ihrer Frau Gemahlin am nächsten Mittwoch in meine Villa kommen ..." Er suchte mit den Blicken. Aber Lotte war verschwunden.

Indessen hatte Walder seine Ruhe erobert: „Ich danke sehr. Es wird mir ein Vergnügen sein ... Rauchen die Herren?"

Man nahm noch für eine Weile Platz, trank Lucca und unterhielt sich. Polledi erzählte Witze, die von Juden, Leutnants, Eisenbahnkupees und Richtern handelten. Am herzlichsten lachte der Marquis Victorin, er freute sich kindisch über jede Pointe. Marquis Raillird verhielt sich ernst, lächelte nur manchmal bösartig aus seinem dunklen Gesicht, während Walder aufgeregt Beifall rief.

„Also Sie kommen gewiß?"

„Ganz gewiß."

Polledi runzelte plötzlich seine Stirn in zahllose sorgenvolle Falten, schob den Zwicker an die Nasenwurzel: „Mithin dürfte der Konkurs vermieden sein, schätz ich." Er machte den Börseaner Reckleiner nach, schritt mit geschäftigem Ernst durch das Zimmer. Victorin stupste ihn. Raillird kicherte. Walder verstand nichts von all dem.

Dann verabschiedete man sich. Walder geleitete die drei bis zur Rampe, wo sie in ihren Wagen stiegen und davonglitten ...

Nun allein streckte er sich empor, eine erlösende Zufriedenheit mit sich selbst überkam ihn, während er den Duft der ersten Heumahd einsog. Und die Dunkelheit der Nacht, die Geheimnisse der Schatten im Laub, der Jasmin und leises Plätschern vom Schloßteich her: alles erschien ihm mit einemmal Kundgebung einer befreundeten Gottheit. Er fühlte sich der Natur gewachsen, stark, verbündet mit tausend Kräften und Fähigkeiten, die wie Ahnungen in seiner Seele aufstiegen. Die wohlige Stimmung steigerte sich, sein Blut rauschte, die Muskeln krachten vor Lust und einen Augenblick lang glaubte er, berauscht zu sein. Es ist doch süß zu leben, dachte er ...

Dann schritt er dem Bauernhause zu. Er überlegte: Und Lotte? Was mache ich mit ihr? ... Heute ist sie unliebsam aufgefallen, weil sie davongelaufen ist. Und wenn sie geblieben wäre, hätte sie ebenso unliebsam gestört ... Sie paßt mit ihrer Schürze wirklich nicht in dieses Milieu, das hat sie ganz richtig selbst gesagt ... A was! lassen wir sie fallen. Schluß damit. Einmal muß die Geschichte einen Schluß haben ...

Am nächsten Mittwochabend brachte ihn seine Equipage zum Schloß Raillird.

Die tadellose Kleidung erfüllte ihn mit angenehmer Sicherheit, er spürte die straffen Verschnürungen seiner Schuhe wie etwas Energie-Ein-

flößendes, und der Topas, der an langer Nadel aus seiner mattblauen Krawatte hervorwirbelte, übte wie bei Abergläubischen, denen er als Symbol des Trostes gilt, eine stärkende Wirkung auf ihn. In den heftigen und auffrischenden Duft des Bayrums, den seine Haare um ihn verbreiteten, drang sanft der Heugeruch von den Wiesen her. ... Behaglich zog er die Tigerdecke über seine Knie, lehnte den Kopf so weit zurück, daß er mehr lag als saß, und, den weiten Himmel eines Frühlingsabends vor seinem trunknen Blick, ließ er sich von den regelmäßigen Erschütterungen des Wagens, von dem Vorbeihuschen der Alleebäume einwiegen.

Ein bärtiger Portier in silbernem Tressenrock trat an den Wagenschlag.

Leicht sprang Walder aus und eilte in den Garten, dessen Portal zwei Diener öffneten.

Die Luft war von dem Wasserdunst vieler Fontänen angenehm gekühlt. Walder sah sich erfreut um ... Das Rondell, in dem er stand, führte zu glattgeschorenen grünen Wänden hoher Taxushecken, die rote Sandwege begleiteten. Um eisernes Gitterwerk rankte sich wilder Wein, wirrte über Marmorbänke nieder, die in mildem alterndem Grau leuchtend ihre undeutlichen Reliefs zersplittern ließen. Immer wieder leiteten diese Wege wie Strahlen eines Sternes zu einem kleinen kreisrunden Plätzchen, das ein Bassin trug oder einen Gott aus Bronze, den dicke Putten bespritzten.

Ein Triton goß unermüdlich aus seiner Muschel zwei Wasserstrahlen. Hier und dort war eine Nische in die Wacholderhecke ausgeschnitten und eine steinerne Nymphe war hierher gehüpft, kokett und ängstlich aus dem unsichern Versteck nach dem Pan lugend, der von der andern Seite des Heckenganges her die verfolgenden Arme nach ihr reckte. Den nahen Eingang zu einer Grotte bewachte ein Amor, den Finger listig zur Lippe gehoben und den schon überflüssigen Bogen nur lose in der andern Hand ... Walder ließ sich von diesen drei Statuen wie von einem Symbol bezaubern. Ihm gefiel das Dunkel in den Wegen, denen Bedachungen künstlich geordneter Äste das Aussehn von Röhren gaben, und wenn er in sie eintrat, ergötzte er sich daran, wie das jenseitige Ende des Blättertunnels zuerst ganz klein erschien und dann im Weiterschreiten sich vergrößerte. Er kam an Orangerien, an großen Pelargonienbeeten vorbei, er durchschritt eine im zierlichsten Geschmack nachgebildete Ruine mit gebrochenen und zu Boden gerollten antiken Säulen, mit römischen Kaiserbüsten auf Altären und mit Trümmerstücken über den weichen Rasen hin. Ein Lakai wies ihn nach links. Da erblickte er hinter der Biegung den weiten Gartenplan und dahinter auf einer Anhöhe die Schloßfassade. Eine breite Treppe, in Absätzen von zehn zu zehn Stufen durch Plattformen gegliedert, stützte den Bau, trug ihn über die Kronen der schönen Ahornbäume hin-

aus, die der Ebene den Rahmen gaben. Und das Rauſchen der Waſſerkünſte, die Altanen, die Pavillons zu allen Seiten erweckten deutlich Erinnerungen an die Zeit Watteaus, an genußſüchtige und leichtfertige Lebensart ...

Von den Tennisplätzen her, die hinter den Bäumen lagen, nahten Herren und Damen. Marquis Victorin erkannte ihn zuerſt: „Ah, unſer Norne-pygge, endlich.“

Walder wurde untergefaßt und durchs Gedränge geſchoben. Flüchtig erkannte er Polledi. Dann ſtellte man ihn der Dame des Hauſes vor.

Sie trug ein Taffetkleid von Champagnerfarbe, deſſen eckiger Ausſchnitt ihre weiße feingeäderte Haut freigab. Die kunſtvolle Coiffüre war durch Bändchen und kleine Blumen emporgehoben, ſo daß auch der Nacken entblößt blieb. Und der prickelnde Duft des kleinen Geſichtchens, die feinen Schultern, das Spiel des zartrunden Armes, der aus dem halblangen Ärmel kam, die gepflegten Bewegungen der Hände machten Walder beſtürzt, während die Marquiſe freundlich ihm zuflüſterte: „Es iſt mir angenehm, einen ſo bedeutenden Kunſtkenner unter meinen Gäſten zu begrüßen.“

Walder erſtaunte: „Sie verkennen mich, gnädigſte Frau.“

„O nein. Wir haben ſchon gehört.“ Sie ſetzte ſich auf eine Raſenbank. Einige Herren, die ſich Walder vorſtellten und undeutlich auf ihn ein-

ſprachen, bildeten einen Halbkreis, den wie ein Uhrzeiger der ſchöne Blick aus den blauen Augen der Marquiſe durchlief. Walder bewunderte dieſe reizvollen Augen, denen die hellblonden Wimpern etwas wie ein entzündetes Ausſehn gaben ...

Ein blaſſer Herr, weiße Haare über der hohen Stirn, mit ſchwarzem Schnurrbart und mit etwas Rotem im Knopfloch, machte ſich als Marquis Amelizi bekannt, brachte das Geſpräch auf das Theater und auf intime Geſchichten von Schauſpielern, wobei er ſich beſonders an Walder wandte: „Sie als Kunſtkenner ...“ Walder notierte ſich, daß man unter Kunſt ſolche Dinge zu verſtehen ſchien.

Ein kleiner dicker Herr, Marquis Koli, widerſprach.

Er zog Reiſen dem Theater vor.

Amelizi ereiferte ſich: „Ich liebe das Rampenlicht, die Kuliſſen ...“

„Und das Licht der Sterne hinter den Kuliſſen, nicht wahr,“ ſcherzte ein Tennisſpieler, den die Marquiſe mit ſchalkhaftem Lächeln zurückwies ... Walder glaubte ſich für einen Augenblick in einen Salon unter Louis XIV. zurückverſetzt, in eine Geſellſchaft, die Damen mit feinſtem Takt lenkten. Und doch ſah er Menſchen der Gegenwart um ſich. Das ergab eine eigenartige Miſchung. Die unverlorene Tradition des Rokoko ſickerte durch die Moderne, mit ihrem ſüßen Aroma luſtiger Vornehmheit

witterte sie um die Marmorgötter und Menschen dieses französischen Parkes ...

„Da habe ich unlängst den Kontavski gesehn," fuhr Amelizi fort. „Er spielte den Karl Moor und den Franz Moor zugleich, an einem Abend. Eine Riesenleistung. Und dieses Organ! Ein Hüne von Gestalt, der Kontavski, und wie er als Kean boxt, das ist kaum glaublich ..."

Walder konnte seine Befremdung nicht überwinden, die große Zahl neuer Verhältnisse, Personen, Ansichten, in die er auf einmal Einblick gewann, verwirrte ihn und er war aufrichtig froh, als Polledi, der einzige, mit dem er schon etwas mehr gesprochen hatte, ihn an der Hand nahm und in einen Seitenweg mit sich fortzog ...

„Nun also, wie gefällt es dem Herrn bei uns? Sind Sie zufrieden?"

Walder nickte, ziemlich geistesabwesend.

„Hab' ich zu viel versprochen, was? Werden Sie auf Ihre Spesen kommen?"

In das Plätschern eines Wasserfalls drang Polledis Gelächter ein. Jetzt erst sah Walder auf: „Was wollen Sie damit sagen?"

„Was ich sagen will? Ich bin gerne bereit, Sie weiterhin bestens zu bedienen. Wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich. Ich werde Ihnen zu jedem gewünschten Avancement in der Gesellschaft behilflich sein."

„Ich verstehe Sie nicht. Sie tun ja gerade so,

als ob Sie mein Impresario wären ... nein, solch ein aufdringlicher Mensch."

„Aufdringlich? Schreib auf: aufdringlich ... A propos, wer hat sich eigentlich aufgedrängt?"

Walder fühlte sich getroffen. Da sie jetzt hinreichend weit von den übrigen entfernt waren, nahm er Posto und schrie: „Sie Idiot!"

Polledi ging ruhig in gleichem Schritt weiter: „Ich versteh immerfort: Idiot."

Walder, verblüfft, entschloß sich, ihm zu folgen.

Polledi: „Das machen Sie wirklich sehr gut. Aber wie ich Sonntag vor acht Tagen bei Ihnen war, da haben Sie andere Saiten aufgezogen. Immer nur: Herr Polledi und: mein lieber Herr Polledi und: liebster Herr Polledi, wollen Sie nicht noch Platz behalten. Und wer hat mich himmelhoch gebeten, ich soll ihn nur ja in die Gesellschaft einführen ..."

„Das ist eine Lüge."

„Sie spielen das wirklich ausgezeichnet, Herr Nornepygge. Sie wollen einfach nicht zahlen. Ich kenn dos. Ich betreibe doch das Geschäft schon zehn Jahre, zu Gutem. Seit zehn Jahren, Herr, verschleiße ich die Fama, dank meinen prima Konnexionen, verbreite Gerüchte auf Wunsch, verschaffe meinen Klienten guten oder schlechten Ruf, wie man's haben will. Ich fabriziere jeden verlangten Leumund. Mein Name ist Polledi. Und

mit solchen Leuten wie Sie, Herr, werde ich schon noch fertig. Verstehn Sie?"

„Natürlich verstehe ich das, Sie Gauner."

„Herr, meinen Sie das im Ernst?" Polledi trat drohend einen Schritt näher.

„Ja," schrie Walder pathetisch, zu jeder Satisfaktion bereit.

Sanft entgegnete Polledi: „Na dann ist wieder gut. Aber spaßen laß ich nicht mit mir ... Indessen gestatte ich mir, Ihnen diese Rechnung über zehntausend Frank zu präsentieren."

Walder griff sprachlos nach dem kleinen Papier, das Polledi zurückzog: „Pardon, erst zahlen. Die Faktura ist saldiert."

„Ich zahle gar nichts. Ich werde Sie ohrfeigen."

„Was kauf ich mir dafür? Zahlen Sie lieber."

„Sie werden sich mit mir duellieren."

„Oder was beißt mich."

„Ich zeige Sie wegen Erpressung an, ich werde Ihnen Ihre Geschäfte schon legen."

„Tun Sie das! Damit werden Sie auch nicht sehr berühmt werden ... Aber ich bitte Sie, regen Sie sich doch nicht so auf. Das hat gar keinen Zweck. Heutzutage ist man nicht mehr so impulsiv. Jugendlicher Enthusiasmus? Ich verzichte. Überlegen Sie sich lieber, ob ich Ihnen nicht wirklich einen wertvollen Dienst erwiesen habe. Ich habe Sie als einen Mann ausgegeben, der an auswär-

tigen Höfen eine große Rolle gespielt hat. Ich habe von Ihrem Reichtum geschwärmt ..."

„Das hätte man ohne Sie auch geglaubt."

„Das hätte kein Mensch geglaubt nach der Art, wie Sie bisher gelebt haben. Sie haben sich benommen wie ein Schnorrer, nicht wie ein Millionär, in Ihrer Holzbude. Herr, ich, ich habe Sie zum Millionär gemacht. Ich habe für Sie gearbeitet. Und auf einmal sind Sie freigebig, ritterlich, gelehrt, geistreich, Kunstkenner, ein junger Mann comme il faut. Mein Liebchen, was willst du noch mehr? Ich glaube, das Geschäft war kulant."

„Aber gefährlich ist es." Walder befreundete sich langsam mit dem Gedanken. „Wenn Sie etwas ausplauschen ..."

„Wie ich schon gebaut bin! Ich werde doch nicht mein eigenes Geschäft verderben."

„Oder wenn man es sonst irgendwie erfährt ..."

„Wie kommt das zu dem? Die Sache ist doch sehr einfach. Entweder Sie zahlen, Herr, oder Sie zahlen nicht. Im ersten Fall ist Diskretion nicht nur Ehrensache, sondern sogar ein gutes Geschäft. Im zweiten Fall lassen Sie nur mich dafür sorgen, daß alle Welt erfährt, wie man Präsident wird. Dann sind Sie der Gelackte."

Fast interessiert betrachtete Walder den widerlichen Menschen, der gierige Blicke aus den halb zugekniffenen Augen schoß. Also so sehn die Para-

ſiten dieſer Geſellſchaft aus, dachte er; ſie hat es ja immer geliebt, als Kontraſt zu ihrer unbewußten Schönheit irgend etwas Häßliches in ihrem Bezirk zu haben. Im Rokoko waren es bucklige Zwerge, Narren, Affen. Hier hat man ſich dieſen Juden angeſchafft, ein Geſicht, verſchandelt von ſchlechten Redensarten, Habſucht und Pfiffigkeit ... Wirklich, er paßt hierher, er wirkt ausgezeichnet als Folie, als Erinnerung an eine weniger gepflegte Welt. Und wie intelligent er iſt. Sicher könnte er uns alle beſchwindeln, wenn er wollte. Ich kann ihn ſchon ganz gut leiden. Er iſt notwendig, wie alles in der Welt ...

„Alſo was bin ich Ihnen ſchuldig?"

„Zehntauſend Frank, für gelieferte tauſend Paar Filzſchuhe und drei Originalgemälde altitalieniſcher Meiſter."

„Das iſt ſehr wohlfeil gekauft." Und ſie machten das Geſchäftliche glatt ab. Dann entſchuldigte ſich Walder wegen ſeiner Grobheit: „Sind Sie mir böſe?"

„Nicht zucken! Aber ſehn Sie, haben Sie das nötig gehabt, dieſe Aufregung? Ich ſag's ja immer: nur kein Brauſepulver. Und nun leben Sie ſo wohl als auch."

„Sie gehn ſchon? Sie ſind mir ja noch den Bericht über die Hofintrige mit der Fosca ſchuldig, von der Sie bei Ihrem Beſuche erzählten. Ich weiß noch gar nichts."

„Seien Sie froh, Herr. Aber gut, wenn's Ihnen Spaß macht, ſollen Sie's erfahren." Mit einemmal war Polledi wieder der liebenswürdige Geſellſchafter, nahm Walder unterm Arm. Wie zwei artige Freunde ſchritten ſie über die Kieswege, während in Durchblicken der Hecke immer wieder der ferne Mittelplatz des Parkes mit den Springbrunnen, der Schloßtreppe und den Gruppen der Spaziergänger ſich zeigte. „Alſo was Sie da ſehn, lieber Freund und Kupferſtecher, iſt unſere geſamte Feudalität, der alte und befeſtigte Grundbeſitz. Das wiſſen Sie ſchon? Gut. Alſo weiter. Dieſe geſamte Schlachta lebt ſeit vielen Wochen im Exil. Wie gebildet ich mich ausdrücke, man beachte. Wir ſind ins Exil gegangen."

„Und freiwillig?"

„Wie ſich das der kleine Moritz vorſtellt. Natürlich ſind wir gegangen worden. Die Hofkamarilla hat uns geſtürzt. Wie ſie das gemacht hat? Sehr einfach. Da gibt es in der „Stadt" eine gewiſſe Fosca, angeblich die ſchönſte Frau der Welt. No das iſt Geſchmacksſache, nebenbei bemerkt. Mir gefällt ſie zufällig nicht. Mir gefällt überhaupt nur die Marquiſe Fioridiligi. Aber das iſt wieder eine Sache für ſich ... Kurz und gut, der Kaiſer hat die Fosca geſehn, hat ſich in ſie verliebt, hat ſie beſucht, manchmal und oft. Und wer ſich darüber am meiſten gefreut hat, das waren wir. Die Fosca gehört nämlich auch zum alten Adel."

„Und da hat sie für ihn intrigiert."

„No hat sie? Natürlich hat sie. Und der Kaiser hat getan, was sie sich in ihren schönen Kopf gesetzt hat. Alle Sinekuren haben wir gekapert, die fettesten Ämter, Gesetze gemacht, wie es uns gepaßt hat, und Geld geschnitten, ich sag Ihnen pyramidal. Es war eine schöne Zeit." Plötzlich sang Polledi einen Satz: „Zu jener Zeit wie liebt ich dich, mein Leben", und die Rechte emporgeschwungen, gleich darauf fuhr er im Reden fort. „Wir haben die erste Geige gespielt, besser gesagt: die Viola d'amour, ich sag Ihnen, seelenvoll."

„Das ist aber skandalös."

„Schreib auf: skandalös! Solche Ansichten werden Sie sich bei uns noch abgewöhnen, Herr. Aber hören Sie die Fortsetzung in der nächsten Nummer. Eines schönen Tages kommt der junge Mann, der Kaiser, wieder zur Fosca. Sie hat gerade ihren launischen Tag, vielleicht ist sie mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden. Was tut Gott? Zufällig ist der Kaiser gerade auch mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden. Also sie empfängt ihn kühl. Der Kaiser wieder läßt sich nicht häkeln, sagt ihr: Mein Fräulein, Sie werden mir etwas zu üppig. Das sind G'schichten, was? Meschugge ist Trumpf. Natürlich, nichts Gewisses weiß man nicht. Nur daß der junge Mann zum Schluß hinausfliegt und ein paar Tage lang nicht zu ihr geht. Zuerst kommt sich die Fosca furcht-

bar erwachsen vor, vor Stolz bläst sie von sich, püh. Sie wird ihm nicht nachlaufen! Wie er aber nach einer Woche immer noch nicht kommt, und nach der zweiten auch nicht, wird ihr die Sache doch verdächtig. Also läßt sie Erkundigungen einziehn. A propos, wer hat die Erkundigungen eingezogen? Natürlich Polledi. Deshalb kenn ich auch die ganze Sache bis aufs i-Tüpferl. Nun gut, ich geh ins Schloß. Mach auf, ist zu. Die Aktien stehn schlecht. Nämlich die Hofpartei hat inzwischen für Majestät eine Mohrin aufgegabelt."

„Eine Mohrin?"

„Ich sag Ihnen, der junge Mann ist durch und durch pervers. Überhaupt ein gelungenes Tier... Das Weitere können Sie sich an den fünf Fingern abzählen. Die Exmätresse Fosca zieht sich ins Privatleben zurück. Und wir sind petschiert, unsere erste Violine hat sich in eine ad-libitum-Bratsche verwandelt und die kann uns bei Gelegenheit auch noch konfisziert werden. Jetzt regiert die Hofpartei, die Mohrin tut eben ihre Schuldigkeit. Man beachte das Zitat. Und wir sind aufs Land gezogen, bauen Villen, amüsieren uns und bereiten eine kleine Revolution vor. Unsere Maxime heißt jetzt: abwarten und Tee trinken."

„Ist die Fosca heute da?"

„Ich weiß nicht, ich hab sie noch nicht gesehn. Auf die machen Sie sich übrigens keine Hoffnungen. Sie ist in festen Händen. Der Abenteurer hat sie momentan."

„Wer ist das: der Abenteurer?"

„Unser Nauj natürlich, der die Revolution macht. Und vorgemerkt sind auch schon ein paar."

„Bitte mäßigen Sie sich!" Walder wußte eigentlich nicht, wem er grollte.

Polledi aber ließ sich nicht abhalten: „Was ist Ihnen? Am Ende haben Sie das Moralische? Sie, damit werden Sie bei uns nicht berühmt werden. Glauben Sie vielleicht, Sie sind in das Land der Tugend gekommen? Nach Arkadien? Wie wir schon gebaut sind! Ich sag Ihnen, das Leben ist eine Hühnerleiter. Von oben bis unten mit Dreck beschmiert . . ." Ein langgezogener weicher Hornton unterbrach ihn. „Kommen Sie jetzt zum Landungsplatz. Man beginnt die Barkarole."

Nach einer kleinen Biegung standen sie bei der übrigen Gesellschaft, im Hügelgelände neben dem nebelatmenden Flusse.

In der Dämmerung regten sich verliebte Paare auf dem Grün, junge, zierliche Menschen. Die Damen trugen Gewänder in Farben, zart wie Puderstaub, und die schlanken Jacken, die weitfaltigen Röcke glitzerten von Seide. Unter kunstvoll aufgesteckten Frisuren lächelten die runden Gesichtchen, die naiv und zugleich verderbt aussahn, weite Dekolletés verlockten und kühle Hände, die gleichgültig einen Fächer zu drehn wußten, wehrten ab. Mit erhitzten Wangen drängten die Kavaliere, flüsterten heimliche und aufgeregte Worte, umfingen

und küßten beim Blindekuhſpiel. Ihre ſeidenen Kniehoſen ließen Bänder flattern und ſtraff preßten ſich die Wadenmuskeln in die Strümpfe. Sie hielten lange Hirtenſtäbe in den Händen, ſie laſen Verſe vor, ſie arrangierten eine Quadrille oder in der Laube ein italieniſches Poſſenſpiel, bei dem der Doktor von Bologna Colombinette bewachte, der Eſel yahte und der arme Policinelle, namens Gilles, weite weißwollene Hoſen und am Ellbogen breiter werdende Ärmel hatte ... Alle ſcherzten und ſchienen in angenehmer Laune, keine ernſthafte Miene zeigte ſich und ſelbſt die Sinnlichkeit hatte hier das Anſehn eines Spieles. Es ging ein Hauch kindlicher Unſchuld über alle Bewegungen, der unbefangen machte und, ohne abzukühlen, kühlend erfriſchte. Das Gewühl von geſchmackvoller Buntheit verlor ſich in Gruppen über den Raſen hin, in den Schatten breiter Bäume, vor denen die roſenbekränzte Herme einer wohlfriſierten marmornen Aphrodite gleichſam Wache hielt, und wie gnädige Wache!

Am Ufer verſuchte vor einigen Zuhörern der Marquis Amelizi eine politiſche Rede, in der von „Kamarilla“ und „himmelſchreiender Bosheit“ viel die Rede war. Er ähnelte mit ſeinen weißen Haaren über der geiſtreichen Stirn, zu denen der ſchwarze Schnurrbart und die rote Knopflochroſe den wohlbekannten Kontraſt ergab, einem jener alten wohlerhaltenen Lebemänner, die man an der Riviera

oder im Bois de Boulogne einsam begegnet und sofort für geübt in allen Liebessachen und eben in einem interessanten Abenteuer begriffen hält . . .

Polledi gab weitere Aufklärungen. „Wissen Sie, daß seine Frau Schauspielerin war, Soubrette, glänzend als schöne Helena oder gar als Mamsell Nitouche. Er hat sie von der Bühne weg geheiratet. Aber sie kann's nicht lassen. Ihre Liebhaber sagen, daß sie jetzt mit ihnen Theater spielt."

„Pfui Teufel."

„Noch komplizierter soll ein Verhältnis mit der Marquise Koli sein. So lange ihr Mann auf Reisen ist, bleibt sie ihm gewissenhaft treu. Und wenn er da ist, betrügt sie ihn ebenso gewissenhaft. Das nenne ich Seelengröße."

„Ich nenne das Gemeinheit." Walder schnappte nach Luft. „Ja, gibt es denn hier überhaupt keine anständige Ehe? Wozu haben wir eigentlich die Monogamie eingeführt?"

„Da fragen Sie mich? Fragen Sie den lieben Gott! . . . Überdies kenne ich trotz allem zwei glückliche Ehen bei uns. Erstens die Grollheins. Da hat nämlich die Frau die Hosen an und nennt sich sogar, ohne jede weitere Veranlassung, noch mit ihrem Mädchennamen Grollhein-Viani. Und denken Sie nur, ihr Mann bekommt sogar Briefe, adressiert an Marquis Grollhein-Viani. Sehn Sie, die möchte nur eventuell aus Herrschsucht untreu werden . . . Meinen Sie überdies, die andern tun's etwa aus

Liebe? Gar ka Spur. Die eine will Theater ſpielen, die andere macht's aus Seelengröße, die dritte, Marquiſe Raillird zum Beiſpiel, nur aus Neugierde, weil ſie von jedem Klatſch etwas abhaben muß ..."

Walder wurde ungeduldig. „Und die andere glückliche Ehe ..."

„Ach, das iſt die der Marquiſe Fioridiligi. Die iſt vielleicht deshalb treu, ... weil ich ſie liebe." Hier durchbrach zum erſtenmal und ſehr unerwartet ein tiefes Gefühl die ſchnarrenden Redensarten des Hanswurſtes und ſein glattraſiertes Geſicht verzerrte ſich peinlich, während er ſich erhob und zur Seite trat ...

Walder ſaß allein und fremd. Aus der gefühlvollen Stille ſeines Winters gehoben, fühlte er ſich hier wie betäubt von der Mannigfaltigkeit der Herzen, ratlos dieſer Fülle kleiner Beziehungen gegenüber. Was dort am Saume des Gehölzes ſich vergnügte, ſchien ihm maßlos zerfahren, glänzend, unüberſehbar. Wie viele von dieſen Püppchen-Frauen müßte man an die Bruſt drücken, um ſich zu wärmen. Es dünkte ihm notwendig nach allen Seiten, ſo weit die Arme langten, auszugreifen und gleich haufenweiſe ſie zuſammenzuraffen, dieſe zwitſchernden Vögelchen. Und früher hatte ihm eine einzige genug ſein können! Einerlei. Jetzt ſtand bevor, ſich etwas beweglicher zu machen, niemals bequem in die Polſter eines Ehebettes zu

sinken, nein, von einer zur andern zu jagen, ein Fanatiker des Genusses zu werden. Abwechslung! Bilder! feurige Oberfläche! Und alle diese Frauen standen bevor, die Herrschsucht, die Seelengröße, die Kaprize, die Schauspielerin, die Neugierige, die Treue ... Walder ging das Register mit den Anmerkungen Polledis durch und, obwohl er die Damen noch nicht einmal persönlich kannte, war ihm nichts sicherer, als daß er sie alle der Reihe nach bekommen würde. An den Weg dachte er gar nicht, da er das Ziel so deutlich sah ... So vereinigte sich in seinem aufgeregten Kopf das Gefühl einer sichern, genußreichen Zukunft seltsam genug mit der befremdeten Stimmung eines noch nicht völlig in die Gesellschaft Eingeführten.

Wieder erscholl nun ein langer Hornton, rundete sich deutlich und doch dumpf, lag fast zum Greifen wie eine Muschel in der Luft und verhallte endlich im Schwingen ... Alle erhoben sich vom Rasen. Die Herren nahmen ihre Hirtenstäbe zur Hand, setzten die breitkrempigen Hüte auf und ordneten um ihre Handgelenke sorgfältig die weiten Spitzenärmel. Mancher faßte seine Dame bei beiden Händen und, während er bemüht war, ihr beim Aufstehn zu helfen, sah es fast aus, als tanzten sie ein graziöses Menuett miteinander. Andere Paare blieben unschlüssig noch sitzen, mit erhobenem Zeigefinger flüsterte der Kavalier weiter, die Geliebte neigte den Kopf. Ein Hündchen bellte

lustig. Man scherzte. Man bot galant der Dame den Arm, um sie ans Ufer zu geleiten. Sie sah sich nach einer Freundin um, nach dem Rivalen vielleicht. Ein Buch blieb im Gras liegen. Und lächelnd legte die Aphrodite ihr frisiertes Steinhaupt in die Blumengirlanden zurück ... Da erschienen Amoretten, ganz kleine Kindlein mit Flügeln. Sie mahnten zum Aufbruch, zogen die Kavaliere bei den Stäben weiter, zupften die Frauen an den Kleidern. An Rosenketten leiteten sie Muschelbarken, die wie Himmelbetten aussahn, ans Gestade. Die kräftigen Fährleute, nackt und braun, stützten sich auf ihre Ruder. Die goldenen Verzierungen glänzten. Und mit Fackeln tanzten die Englein über den Fluß, haschten einander, verschwanden im Nebel, der über dem Wasser schleierte, erschienen wieder und lockten und wiesen auf die Insel Zythere hinüber, die in duftigen Wolken mit ihren Bergen und Häfen ferne auftauchte ...

Walder sah mit leuchtenden Augen zu, wie die Gesellschaft sich einschiffte. Ihn freute diese Schönheit. Schließlich trat er in eine Barke ein, an deren Vorderbord ein silberner Schwan die Flügel ausbreitete. Unter dem roten Baldachin saßen Marquis Victorin und Raillird, die ihn begrüßten, indem sie ein Gespräch unterbrachen. Eine Weile schwiegen alle, während die Ruderer das Boot abstießen und glatt durchs Wasser laufen ließen. Das Ufer veränderte sich. Jetzt war es

in Efeuranken gehüllt, jetzt kam ein Pinienhain in schwarzgrüner Masse zur Küste, jetzt ließ man Vorgebirge mit Säulenhallen hinter sich, die Marmortreppen in Windungen herab ans Wasser schickten ... Auf vielen Schifflein zündete man schon die Lampions an, die in farbigen Reihen das Zeltdach säumten. Eine Laute zirpte, jemand begann ein Liebeslied. Kühler Wind lief über die Fläche. Und in anmutiger Verwirrung kreuzten die Gondeln, überholten einander, blieben zurück, verloren sich in den Binsen verschwiegener Buchten; während die ersten Sterne flimmernd durch den tiefblauen Abendhimmel traten ... Nun erst, in dieser frischen Wasserluft und fern von Polledis entstellender Sprechweise, glaubte Walder den Sinn des neuen Lebens zu verstehn, eine unbekümmerte Sehnsucht nach angenehmen Stunden überkam ihn ...

Marquis Victorin brach die Stille: „Unser Freund Nornepygge wird nichts verraten. Wir können ruhig weiterreden."

Raillird sah Walder fest und ohne zu blinzeln an. Den Blick immer auf ihn gerichtet, sprach er zu Victorin: „Meinst du? Also gut."

„Es handelt sich um die Fosca," wandte sich Victorin eifrig an Walder.

Walder rückte näher heran, so daß das Boot ein wenig schwankte: „Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen."

„Und dann sind Sie schließlich noch der einzige, der uns helfen kann," meinte Raillird mit leichter Ironie. „Alle andern sind ja wie Victorin in die Fosca verliebt. Kennen Sie die Fosca?"

„Ich habe sie nie gesehn."

„Sehr gut. Dann sind Sie unser Mann."

„O sie ist schön," rief Victorin und strich erregt über sein glattgeteiltes Blondhaar, aus dem nur am Scheitel ein von der Bürste nicht niedergedrückter Büschel emporstand, „schön wie eine lichte Fee, wie ein Märchen, wie ein Ideal!"

Raillird lachte: „Du bist ein guter Junge, Victorin. Hast noch Ideale. Doch nun, verliebter Troubadour, erkläre lieber, warum die Holdeste heute abermals dem Feste ferngeblieben ist. Hat sie sich vielleicht wieder mit dem Kaiser versöhnt?"

„Spotte nicht," fuhr Victorin auf, „du siehst doch, wie ich vor Empörung außer mir bin. Ich zittere am ganzen Leibe. Das ist es ja eben: warum kommt sie nicht mehr, warum zieht sie sich zurück? Mein Verdacht wird zur Gewißheit, sie verschmäht mich, sie zieht einen andern uns allen vor. O wie unglücklich ich bin." Die Tränen traten in seine Augen.

Das Ufer dehnte sich jetzt niedriger und freier. Statt des Parkes erschienen Wiesen im Dunkel, Felder, an deren Rand Pappelreihen und knorrige kleine Weiden liefen. Der Damm war hier nicht mehr so ordentlich gehalten wie im Schloßrevier,

an vielen Stellen hatte der Fluß die Böschung unterwühlt und nackte Wurzeln, wilde Rasenstücke wälzten sich im Wasser. Der Mond ließ alles undeutlich, die Gegend war öde, nur wütendes Hundebellen und die Musik eines Dorfwirtshauses brachte der Wind von ferne her ... Einsam fuhr die Barke der drei. Die übrigen hatten an der Grenze des Schloßparkes gewendet.

Man sprach jetzt lauter.

„Und dieser andere?" fragte teilnehmend Walder.

Victorin fuhr fort, schreiend: „Gestern nachmittag ließ ich mich bei der Fosca melden. Sie sei nicht zu Hause, wurde mir gesagt. Da wartete ich vor dem Burgtor. Ich wollte sie unbedingt sprechen. Aber sie kam nicht, sie war gar nicht draußen gewesen. In ihrem Gemach bereitete sie sich, während ich wohlmeinend auf der Landstraße ihr entgegenzitterte, für den andern, für ihn, den Abenteurer Nauj ..."

„Den Namen habe ich erwartet," unterbrach Raillird.

„Gegen Abend kam er zum Schloß. Er sah mich nicht, ritt vorbei. Ihm öffnete sich die Zugbrücke. Ich wartete die ganze Nacht, heute vormittag, erst Mittag ritt ich hierher ..."

„Wann schläfst du eigentlich, Marquis?"

Victorin hörte ihn nicht: „Mein Entschluß ist gefaßt. Er muß sterben. Er fällt von diesem

meinem Degen ... Und ihr, Freunde, wollt ihr mir helfen?"

Er streckte beide Hände weit nach ihnen aus und sein sonst so gutmütiges Gesicht zuckte vor Leidenschaft.

Walder schlug sofort ein. Das ist schön, dachte er, das sind ritterliche Spiele.

Aber jetzt wurde Raillird ernst: „Wirklich, das willst du tun? In jedem andern Fall hätte ich dir ohne Widerrede recht gegeben. Aber Nauj, bedenke, die Seele unserer Revolution! Ich halte ihn für unersetzlich."

„Ein Demagog ist er."

„Ja aber einer von den ganz Großen. Sag selbst, würde ein anderer uns aus unserem Leichtsinn gerüttelt haben! Ohne ihn hätten wir uns die Konfiskationen ruhig gefallen lassen. Nur auf sein Drängen haben wir den Hof verlassen und unsere Burgen rund um die „Stadt" gebaut. Er organisiert die ganze Erhebung, er arbeitet unermüdlich ... Ich kann ihn nicht besonders gut leiden. Aber seine wirren unersättlichen Reden begeistern mich, sogar mich."

„Er muß sterben," murmelte Victorin dumpf.

Walder hatte bisher geglaubt, daß solche Dinge wie Verschwörungen, Degen, Blut, berückend schöne Mätressen nur in alten Operntexten vorkämen. Und nun war er trunken, wie in Phantasien eigener Erfindung schwebend, deren Gefahren ihm nur

ſpieleriſch und traumhaft erſchienen. Die ganze Landſchaft, der Mond in den Wolken, die einſamen Gehöfte hatten in ſeinen Augen nicht den Ernſt des Wirklichen und eine Weile fühlte er ſich verſucht, die kahle Inſel, an der ſie jetzt vorbeifuhren, als mißlungenes Detail einer Theaterdekoration zu tadeln. Die Erinnerung, daß er in tatſächliche Erlebniſſe verſtrickt war, kam dann immer wie etwas ſehr Ehrendes in ſeinen Sinn, weckte ihn aus Träumen und ließ ihn laut auflachen.

Raillird kämpfte weiter: „Und du ſelbſt warſt doch für dieſen Nauj. Du haſt ihn geradezu krankhaft verehrt."

Victorin wimmerte: „Die Fosca . . ."

„Das ändert ſich ſchnell bei dir, mein Freund. Heute biſt du in die Fosca vernarrt. Morgen wirſt du genug von ihr haben und zur Abwechſlung wieder einmal fromm ſein. Dann werde ich dich von den Särgen deiner Ahnengruft ablöſen können, zu denen du deine Zerknirſchung trägſt."

„Ich werde ſie ewig lieben. Du kennſt mich nicht."

„O ich kenne dich eben zu gut. Nach allen deinen Verliebtheiten habe ich deine Reue erlebt . . ."

Victorin war gereizt: „In deinen Augen ſieht alles hinfällig und troſtlos aus."

„Je nun, bei mir ſieht die ganze Welt eben wie das Irrenhaus aus, das ſie iſt," entgegnete Raillird kühl . . .

Walder ſah in Abgründe. Aus ſeinen Träumen jäh geweckt glaubte er plötzlich, die Kehrſeite dieſes farbigen Lebens vor ſich zu haben, Ekel und Skepſis, die giftigen Vulkane auf der Inſel Zythere. Und ihm fiel ein, in wie vielfachen Beleuchtungen ihm ſchon an dem einen Tag das adlige Leben erſchienen war: als Hanswurſtiade, wenn es Polledi darſtellte, als Rokoko, wenn man ihm in einiger Entfernung zuſah, in ſeiner Tragik, wenn man es lebte ... Um ſo beſſer, ſagte er ſich, da bin ich ja in die dichteſten Rätſel hineingeraten. So wollte ich es haben. Das paßt zu meiner Seele, die ſich nach dem Mannigfaltigſten ſehnt ...

„Wann ſoll es geſchehn?“ eiferte Victorin.

„Wenn du nicht mittuſt, führe ich es mit Walder allein aus.“

Walder ſtimmte luſtig zu. Erſt nachher fiel ihm ein, daß es ſich um den Tod eines leibhaftigen Menſchen handle. Aber auch dann ſtimmte es ihn nicht gerührt, nur angeregter.

„Allein? Unmöglich. Nauj haut dich zuſammen wie nichts.“ Raillirds Widerſtand ließ nach. Es zeigte ſich, daß er mehr aus Intereſſe am Zweifel als an Nauj widerſprochen hatte.

„Was rätſt du alſo?“

„Nun, wenn es ſchon ſein muß, nehmen wir zwanzig Bewaffnete mit und überfallen das Schloß der Fosca, wenn er bei ihr iſt.“

„Zwanzig. Iſt das nicht feig?“

„Nauj gilt für zwanzig. Ich würde ſogar dreißig vorſchlagen."

„Einer muß das Schloß von der Flußſeite aus überwachen."

„Das übernehme ich," miſchte ſich Walder ein.

„Angenommen. Und wir zwei bringen ein, ins Schlafgemach. Denk nur, Victorin, ins Schlafgemach. Das wird eine wundervolle Situation, was? Während ſie ſich paaren . . ."

„Rede nicht ſo zyniſch!"

„Morde nicht ſo ſentimental!"

„Pſt!" Victorin ließ die Barke anhalten. „Ich erkenne die Gegend. Wir ſind ihrem Schloß ganz nahe. Dort geradeaus muß es liegen." Er ſtreckte die Hand aus. „Dort. Sieht man es nicht?"

Die Geräuſche der Ruder und des gluckſenden Kiels hörten auf. Es war jetzt ganz ſtill.

Walders Einbildungskraft folgte der ausgeſtreckten Hand des Marquis. Plötzlich löſte ſich ihm aus der Finſternis die ſchwärzere Maſſe des feindlichen Schloſſes mit ſeinen Warttürmen und Raſenwällen, mit ſeinem Park und dem koſtbaren Mobiliar der Zimmer, mit den verwirrenden Reizen der Herrin, die er nie geſehn hatte. Jetzt ſah er ſie, wie ſie an eine Zinne trat und, indem ſie ſich ſeitlich vorbeugte, den harten Stein in ihre Achſelhöhle preßte, er ſah ihren ſchlanken und doch gefüllten Wuchs, das verführeriſche Leuchten der Augen und der Ohrgehänge, das Zittern der

Mundwinkel, und in dem Wunsche, dieses Bild recht klar zu haben, fragte er ganz unvermittelt: „Und die Farbe ihres Haares?“

„Rot,“ antworteten die beiden Marquis zugleich. Die Frage war ihnen nicht unvermittelt gekommen. Sie hatten an dasselbe gedacht wie er . . .

Wie Anschleicher lugten die drei scharf in die regungslose Nacht . . .

Dann kehrte die Barke um. Alle schwiegen, erhitzt von ihren Vorstellungen und Plänen.

Es ging stromabwärts und in kleiner Zeit hatte man wieder scherzhafte Gondeln, frohe Zurufe um sich. Das Wasser war bunt bestreut, die Ruder tauchten in schwankende Haufen von Papierstückchen. Man bewarf einander mit Blumen und Konfetti, hier und da stießen zwei Boote aufeinander. Lichter flossen nieder, pfeifend drehten sich lange Raketen hoch empor und fielen langsam als blanke Sterne.

„Und wann?“ fuhr Victorin auf, als das Boot schon landete.

„Am nächsten Mittwoch ist wieder Gartenfest, beim Marquis Amelizi. Da sind wir vor den andern sicher.“

„Sehr schön.“

Sie stiegen aus.

„Also Mittwoch.“ Lächeln, Händedrücke wie bei Verabredung eines Ausflugs.

Auf der Landungsbrücke gesellten sie sich unter die Gäste ... In langen Bändern durchzogen Glühbirnen die Alleen, die Fontainen zischten, ferne Musik begrüßte die Boote, die ans Ufer stießen. Ihnen entstiegen die galanten Paare, mit allen Zeichen befriedigter Ermüdung auf den kleinen heißen Gesichtern, und in leichtsinnigen Gesten verrieten sie fröhlich, was jeder ohnedies wußte. Walder spürte den schlüpfrigen Boden der Lust auch unter seinen Füßen.

Die Marquise Raillird trat auf ihn zu. Sie ergriff seine Hand, ihr Köpfchen zitterte: „Ich habe Sie in meiner Gondel erwartet, Herr Walder."

Walder stammelte etwas von Verzeihung. Inzwischen überlegte er Polledis Charakteristik: Aha, die Neugierige kommt zuerst ...

Er fühlte ihren begehrlichen Blick auf sich gerichtet, während ihre Hand immer noch die seine wärmte.

Ein Laubengang nahm sie auf.

Sie war schön. Das Mondlicht fiel von ihrem Nacken wie von einem Spiegel und gab ihrem blaßblonden Haar eine nahezu weiße Färbung. Prickelnder Duft ging von ihr aus, und Walder fühlte, wie ihn Wünsche vom Scheitel bis zur Sohle durchwallten. Im Reden wandte er nach jedem Satz sein Gesicht ihr zu, um die Grübchen in ihren Wangen und die hellen Wimpern zu bewundern, die wie eine leichte Entzündung ihre Augenlider

ränderten. Er sprach schneller als sonst, führte elastische Bewegungen aus, blitzte ein langes Gewitter in seinen dunkeln Blicken gegen sie.

Die Bäume hoben sich für Momente scharf aus dem bengalisch entflammten Himmel.

„Ach, so zu leuchten!“ sagte Walder. „Nur Liebe leuchtet so.“

„Und die Kunst!“

Walder mußte sich erinnern: Ach so! — Ja die Kunst.

„Es ist jetzt eine sensationelle Ausstellung französischer Maler in der ‚Stadt‘ eröffnet worden. Sie sind doch Sachverständiger . . .“

„Ausgezeichnet. Ich werde Sie führen.“

Sie lächelte ein wenig.

Ihm war keinen Moment unklar, daß sie ihm alles gewähren wolle. Aber das Tempo schien ihm doch etwas zu schnell und er wurde verlegen . . .

Sie verabredeten einen Tag und sprachen dann von anderen Dingen . . .

Als sein Wagen im Morgengrauen die Rampe zum Schloß Nornepygge hinanfuhr, dachte Walder zufrieden an die nächsten Tage.

Achtes Kapitel

Don Juan

Die Kunstausstellung verlief ergebnislos.

Auf dem Heimwege überlegte Walder, was für ein Ergebnis er eigentlich erwartet hatte. Es fiel ihm nichts ein. Mit Ausnahme dessen, daß ihm eigentlich schon vorher etwas hätte einfallen sollen und daß es jetzt für jeden Fall zu spät sei.

Nein, so geht es nicht weiter, sagte er sich, ich nehme die Sache zu leicht. Ich muß tätiger sein, muß sie bestürmen. Es ist ja klar, daß sie sich erobern lassen wird. Aber sie will eine Belagerung vorher. Vor allem eins: keine Übereilung, Walder! Sorgfältige langsame mühselige Anstrengungen lieber! Das will sie erleben. Es ist nun einmal so, daß die Frauen ihren Wert nach den Bemühungen beurteilen, die wir machen, um sie zu besitzen. Mag es sein! ... Ich dachte allerdings, daß ich sie so nebenbei und ohne besondere Emotion bekommen würde. Aber sie rechnet offenbar doch auf individuelle Leidenschaft. Wie steht es damit? Laß sehen. Ich liebe sie, aber diese Liebe ist glücklicherweise vom Banalen ziemlich weit entfernt. Ich habe nämlich bei aller Leidenschaft immer das sichere Gefühl, daß ich sie nur für eine Zeit liebe. Auch andere Verhältnisse dauern nicht ewig, das ist wahr. Aber beide Teile meinen wenigstens vorher, ein Verhältnis von Dauer einzu-

gehn, und das ſtellt ſich erſt nachträglich als Illuſion heraus. Ich habe keine Illuſion. Und daß ich meine Liebe ſo richtig im voraus analyſiere, wird ihr eben die individuelle Beſonderheit geben, die jede Frau bei ihrem Verehrer zu finden wünſcht ... Nun gut, ſehen wir vor allem, was für die nächſte Zukunft zu machen iſt. Sie hat mich für morgen in ihre Opernloge geladen. Ihr Gatte wird natürlich nicht dabei ſein.

Am nächſten Tag kam er in die Loge. Ihr Gatte war dabei. Natürlich muß er dabei ſein, dachte Walder, er kann ſie mir doch nicht ohne weiteres ausliefern ... Und während des Stückes beſann er ſich immer wieder auf die merkwürdige Art ſeiner Liebe zu ihr, die er ihr gelegentlich geſtehn wollte.

Nach der Oper entſchuldigte ſich Marquis Raillird mit einer Verabredung. Scharf und ohne zu blinzeln ſah er aus ſeinem dunklen Geſicht Walder an, während er ihn erſuchte, ſeine Frau nach Hauſe zu begleiten.

Die Marquiſe ſtieg in den Wagen ein, ſetzte ſich und warf eine Decke, die ſie an ihrer Seite fand, auf den gegenüberliegenden Sitz. Walder ſchloß daraus ganz richtig, daß er auf der Bank neben ihr Platz nehmen ſollte. Ehe das Coupé vom Lakaien zugeſchlagen wurde, machte ſie noch ihren Seidenrock zurecht.

Jetzt allein im Dunkel mit der Geliebten, wäh-

rend der Wagen glatt in Bewegung kam, fühlte Walder namenlose Angst vor der Entscheidung. So nah bei dieser schönen Frau, in so unwahrscheinlich kleinem Raum und ganz ungestört ... er war unmutig, daß sich dies nicht einige Wochen später ereignete. Jetzt im Anfang der Eroberung dünkte es ihm eher schädlich, die Gefahr einer Übereilung wurde ihm drohend bewußt.

Hie und da fielen noch Laternenstrahlen herein, dann kam die Nacht der Felder.

„Wie waren Sie mit der Aufführung zufrieden, Marquise?"

„Der Tenor, ein fescher Mann ..."

Er hörte vor Aufregung gar nicht zu. Von seinem Sitz aus lehnte er sich weit vornüber, legte auf sein Knie die übereinander gebauten Fäuste und auf diese sein Kinn, so daß er die Frau fast im Rücken hatte.

Er zitterte heftig und einen Augenblick lang glaubte er, das Klappern der Fenster in den Scharnieren sei das Werk seines Schüttelfrostes ...

Um seine Verwirrung nicht sehn zu lassen, beugte er sich noch weiter vor. Sie mochte es für Verzweiflung halten! ... Eine Pause ihres Plapperns benützend flüsterte er in dieser Stellung, ohne sie anzusehn: „Gnädige Frau, ich liebe Sie." Er glaubte, damit beginnen zu müssen.

Sie lachte: „So ... wie sehr denn?"

Ah, sie beginnt sich für ihren Wert zu interessie-

ren, sagte er sich, nur langsam, schrittweise voran und mit recht viel Apparat. An der Hast würde sie den Neuling merken ... Und so begann er eine gründliche Erläuterung seiner Liebe, schloß mit der Versicherung seiner ... Untreue, wie er es sich vorgenommen hatte.

Wußte sie diese Originalität zu würdigen? ... Er hörte sie seufzen und der Wagen rollte. Er wandte sich nicht um, nichts geschah.

Plötzlich vernahm er, daß sie sich heftiger rührte. Das Kleid rauschte. Und gleich darauf spürte er, daß sich ihr Rock, an den sein Knie grenzte, anfüllte, daß sie ihm näher rückte und Wärme voll Duft heranbrachte. Ganz deutlich spürte er den fleischigen Druck ihres Arms gegen seinen Arm, sie lehnte dicht an seiner Seite und flüsterte: „Mein Mann ist mir untreu, ich weiß es. Er gibt den Damen von der Bühne Soupers, in Gesellschaft des Marquis Amelizi, und gibt ihnen auch das andere, was er mir gegen jedes Recht vorenthält. O ich Unglückliche! Glauben Sie vielleicht, daß mir unbekannt ist, wo er die heutige Nacht verbringt? Alles weiß ich. Aber ich verachte ihn ..." Lautes Schluchzen wühlte sich in ihre Stimme ein, so daß Walder aus seiner vornübergeneigten Stellung erschrocken auffuhr. Da warf sie sich schon an seine Brust, dicht vor seinem Gesicht schnob ihr heißer zuckender Atem, untermischt mit dem Dunst der Tränen und der nassen Wangen. Und ihre Finger preßten sich feucht und gekrallt in seine

Hand, die er in aufsteigendem Wohlgefühl wie um eine kostbare Beute zudrückte ...

Da kam ihm, ehe der Rausch der Sinne übermächtig wurde, rettend der Gedanke: Sie will mich nur prüfen. Aufgepaßt. Nur nicht übereilen! Wenn ich jetzt kühner werde, stößt sie mich vielleicht zurück und ich komme nie zum Ziel. Was hat sie denn geredet? Über Untreue ihres Gatten beklagt sie sich, nachdem ich selbst ihr Untreue zugesichert habe. Aha, eine Falle! Sie will mich prüfen ... Und nun faßte er sanft ihre Taille, als wolle er sie umarmen, zog ihr Gesicht, in dem er plötzlich einen lauernden Zug zu bemerken glaubte, von seinem zurück und drückte sie auf ihren Platz.

Sie sah ihm verwundert zu.

Nun wurde es im Wagen still.

Ich habe mich überwunden, dachte Walder und, als sein Puls wieder etwas ruhiger ging, glaubte er, der Augenblick für den Beginn eines neuen Gespräches sei gekommen ... Aber die Marquise sah ihn nicht mehr an und erwiderte kein Wort. Der Wagen rollte, Walder kannte sich in seinen eigenen Gedanken nicht mehr aus. Sollte er da am Ende gar eine Dummheit gemacht haben? War es möglich, eine Dame der Gesellschaft schon bei der dritten Begegnung abzuküssen? ... Er überlegte, aber schließlich kam er doch wieder auf seine Theorie zurück, die ihm Zurückhalten und Vorbereitungen von langer Hand auferlegte.

Knapp vor dem Aussteigen sagte die Marquise: „Wollen Sie morgen abend bei mir soupieren? Mein Mann ist nicht zu Hause."

Sie verschwand und ließ ihn in gänzlicher Ratlosigkeit ...

Den ganzen nächsten Tag verbrachte er damit, einen genauen Plan für den Abend zu entwerfen. O sie sollte mit ihm zufrieden sein, nichts Banales und Überhastetes mehr in seinem Benehmen finden! Er legte sich neue Feinheiten zurecht, erfand Komplikationen. So gerüstet betrat er ihr Boudoir.

Es war ganz in Orange und Hellgelb gehalten. Messingstäbe teilten die blonde Seide der Wand, Goldgeschirr bedeckte das gelbe Tischtuch. Ein Diener in dotterfarbiger Livree hüllte Walder in einen Burnus von derselben Farbe, andere brachten Mayonnaisen, Cremetorten, Omeletten. Die Fenster waren aus hellbraunem und ockergelbem Glas. Ein Papagei schaukelte dieselben Nuancen mit einem Stich ins Grünliche in seinem Metallring. Und selbst das Parfüm im Zimmer schien in die einheitliche Harmonie mitzuschwingen ... Da trat die Marquise ein. Die Augen schmerzten, wenn man hinblickte. So grell und unangenehm kontrastierte ihr knallviolettes Kostüm mit der Umgebung, deren sanftes Zusammenstimmen wie durchlöchert von diesem beweglichen Fleck aussah.

Nach dem Essen entschuldigte sie sich für einen

Augenblick und erschien dann in einem leichten weißlichen Empirekleidchen. Es war eine Befreiung, gleichsam ein Aufatmen der Augen. Jetzt endlich löste sich nach langer Spannung die Dissonanz in einen wohligen Farbenakkord und Walder fühlte, wie als Reaktion auf das quälerische Bild sinnliche Lust ihn durchdrang. Immer wieder wurden seine Blicke unwillkürlich auf die liebliche Farbe des Kleides gezogen, mußten es liebkosen und, der schönen Gestalt folgend, jede Falte, jeden anliegenden Bausch, jeden Schatten betrachten ...

Da hielt er sich nicht länger. Besinnungslos stürzte er auf sie zu, umfaßte sie und bohrte seine Lippen in die ihren, die sie feucht und saugend hinhielt. Seine Zunge kam hervor, drang wütend wie ein Tier in ihren Mund, spülte über ihre festen Zähne und kostete von ihrem Speichel, der dünn und süß war. Inzwischen strichen seine Hände über ihren Rücken auf und ab, fühlten ihre Schulterblätter und die durchgedrückte Rinne dazwischen. Sie seufzte und zog ihn auf ein Sofa, mit geschlossenen Augen, deren Lider zitterten. Da sah auch er nichts mehr. Ihre Leiber klebten aneinander, mit seinem Brustkasten drängte er ihre Brüste fast an ihren Hals empor. Aber immer noch verschmachtete Walder in der innigsten Berührung. Sein Rücken fror nach ihr, ein entsetzlich leeres Gefühl schwamm im linken Arm, der sie nicht umfassen konnte. O ganz von ihrem Fleisch umgeben

ſein, zu allen Seiten ſeiner Haut die ihre fühlen ... oder wenn ſchon nicht den ganzen Körper wenigſtens einen Teil vollſtändig in ihr haben. Irrſinnig vergrub er eine Hand unter ihrer Achſel ... Nein, das war es nicht ... Die Natur verlangte etwas anderes, ganz deutlich das Letzte der Liebe ...

Gedanken beſtürmten ihn plötzlich. Sollte er es wagen? War die Prüfungszeit ſchon vorüber?

Er hob ein wenig den Kopf, hörte ſie röchelnd Atem holen, in Abſätzen ...

Soll ich es wagen? wirre Klänge ſprangen in ſeinem Kopf umher, Erinnerungen an ſeinen feſten Vorſatz, ſich heute noch nicht hinreißen zu laſſen, nicht durch Übereilung alles zu verderben. Eine äußerſte Aufregung ſpannte ſein Gehirn, ſo daß er wie geiſtesabweſend vor ſich hinſtarrte, immer auf den Papagei, der gleichgültig ſeinen Metallring ſchaukelte ...

Es dauerte eine Weile.

Mit einemmal glitt die Frau unter ihm davon. In ſchneller Bewegung richtete ſie ſich auf, ſchüttelte ſich ein wenig, lief quer über den Teppich zu dem Papagei hinüber und ſtreichelte ihn, wobei ſie Walder den Rücken kehrte. Walder erhob ſich ebenfalls, langſamer jedoch, ſchaute ihr verblüfft nach. Seine Blicke gingen weithin, als ob ſie ſchon in einer großen Entfernung wäre. Sie machte undeutliche Geſten, ſo ungefähr, als reiche ſie dem

Vogel Zucker und ſagte dabei einigemal, zuerſt mit heiſerer Stimme, dann eigentümlich klar: Arry, mein Arry. Plötzlich drückte ſie eine Türklinke nieder, Walder ſah noch einmal den entblößten roſigen Nacken, ... dann war ſie, ohne ſich umzudrehn, hinausgeeilt.

Er blieb auf einem Fleck ſtehn, richtete nur ſeine Kleider ein wenig. Er dachte überhaupt nichts mehr.

So vergingen etwa zehn Minuten. Es klopfte. „Herein." Eine Kammerjungfer erſchien: „Die gnädige Frau läßt ſich entſchuldigen. Sie kann Ihnen leider nicht länger Geſellſchaft leiſten." ... Kein Wort mehr. Keine weitere Einladung. Nicht einmal ein Grund der Entſchuldigung. Es war alſo zu Ende, endgültig abgeſchloſſen ... Walder riß den gelben Burnus vom Leib, der ihn plötzlich wie eine lächerliche Maskerade anmutete, grüßte und verließ das rätſelhafte Boudoir ...

Rätſelhaft blieb ihm die ganze Szene. Sollte ich immer noch zu ſchnell vorgegangen ſein, dachte er, immer noch zu banal?

So irrte er durch die Frühlingsnacht, die ihn warm anblies. An ſeinen wallenden Nervenenden fühlte er nur noch ſehnſüchtig ſchwach die wohligen Anſchwellungen des Frauenleibes, die ihm vor einer Viertelſtunde ſo gegenwärtig geweſen waren. In der Handfläche, die er an die Augen führte, roch er ihren Körperduft. Da zuckte er zuſammen ...

Durch die Felder rollte der Wind die niedrigen grünen Getreidehalme zu weichen Wellen bis an den Horizont. Obſtgärten ſtanden in Blüte, breiteten weiße Flügel über die Staketenzäune. Walder lief und lief bis zum Morgengraun. Dann wurde der Wind fröſtelnd, der gelbe Mond ſtellte ſich in den kalten erblaſſenden Himmel ... Die Hähne krähten, eine Glocke läutete fern ...

Walder ſagte zu ſich ſelbſt: Das iſt ein trauriges Spazierengehn. So wie vorige Woche in der „Stadt", unter den Säuglingen und den Ladenmädchen. Ich bin gar nicht weitergekommen ...

Zum Glück ließen die nächſten Tage wenig Zeit für ſeinen Gram übrig.

Täglich kamen die Marquis Victorin und Raillird ins Schloß Nornepygge, um den Mordanſchlag gegen den Abenteurer Nauj zu beſprechen.

Die Reden nahmen faſt immer denſelben Verlauf.

Die beiden Adligen begannen mit der Schilderung des Unglücks, das ihre Partei verfolgte, erzählten neue Schandtaten der Hofkamarilla und des Kaiſers, den ſie lenkte, beklagten die friſchen Fälle von Amtsenthebungen, Urteilen, Güterkonfiskationen, durch die man ihren Stand zur Einflußloſigkeit trieb. Vom Strahl der kaiſerlichen Ungnade getroffen führten dieſe leichtſinnigen Edelleute ein verſchüchtertes und unzufriedenes Leben

... Mit einem kühnen Schwung wälzten sie dann alle Schuld auf Nauj. Walder bewunderte ihre monströse Unlogik und, wie schon vor so vielen Leuten in seinem Leben, fühlte er wieder einmal die praktischen Vorteile der durch Triebe verdunkelten Vernunft gegenüber seiner reinlicheren. Er konnte nämlich den Berichten der Adligen nur Rühmenswertes über Nauj entnehmen. Sie selbst gaben an, daß er allein die Sezession des Adels aus der „Stadt", den Bau des Villenkranzes, die regelmäßigen Mittwochsgesellschaften durchgesetzt, daß seine strahlende Beredsamkeit die alten Rivalitäten der Geschlechter beseitigt und aus dem flatterhaften Material eine feste Organisation geschaffen habe, daß er Herz und Kopf der Insurrektion sei. Aber dann kam Victorin mit seiner Verliebtheit: „Er muß sterben." Und Raillird erfand virtuos Begründungen: „Ja, er leistet nichts mehr, seit er mit der Fosca lebt. Man sieht ihn nicht, die Pläne bleiben liegen, niemand kennt sich aus. Wenn er tot ist, werden wir selbständig weiter arbeiten, jetzt verläßt sich jeder auf ihn. Überdies kann ich ihn nicht ausstehn. Und wer weiß, vielleicht ist er ein Spion der Regierung, ein agent provocateur. Jedenfalls werden wir ihn töten." ... Da umarmte ihn Victorin gerührt und Walder, dem es um das adlige Abenteuer zu tun war, stimmte zu, ohne jedoch das Widerspruchsvolle der Sache zu vergessen.

So näherte ſich der Tag des Unternehmens, Mittwoch. Victorin wurde immer unruhiger, Raillird immer ruhiger, Walder freute ſich geradezu. Er probierte ein engliſches Boot aus, ſehnte ſich nach Stromſchnellen, vorgelegten Ketten, Wirbeln, Ringkämpfen im Waſſer ...

Mittwochabend trafen die Genoſſen mit bewaffneten Dienern auf Schloß Raillird ein, das dem Schloß der Fosca am nächſten lag. An den Marquis Amelizi ſchickte man eine Entſchuldigung. Walder ſtieg in ſein Boot, deſſen lichtgelbe Plankenwölbung anmutig ſchaukelte, rief den Edlen die letzten Glückwünſche zu, dann ruderte er in langen Stößen flußaufwärts, während zu gleicher Zeit die Kolonne der Fußgänger auf der Landſtraße ſich in Bewegung ſetzte.

Ohne Unfall erreichte er den feindlichen Park. Nun mußte er vorſichtiger, leiſe rudern und ſich möglichſt weit vom Kai halten. Den Revolver legte er neben ſich auf den Rollſitz. Langſam, ſtockend kam er vorwärts, nahm jetzt die letzte Biegung des Fluſſes und hatte das einſtöckige Schloß vor Augen ... Die beiden Flügel begannen hart am Kai, die Mitte des Gebäudes zog ſich in ſeichtem Halboval zurück, einem dunklen Hain von Tannenbäumen Raum gebend, den ein goldenes Rieſengitter vom Kai abſperrte. Unwillkürlich folgte das Auge der Fenſterreihe, im Bogen gegen die geheimnisvolle Mitte eingleitend, wo die Bäume

halb die Fenſter verdeckten. Hier konnte, ohne daß ein Menſch es ahnte, ein Liebespaar ungeſtörte Nächte verbringen; hier konnte das herbe Leid der Todeswunde ſeine Herrſchaft aufſchlagen ...

Das Schloß blieb unbeleuchtet, unbewegt. Walder dachte: die Liebe ſchläft ſchon. Der Tod iſt noch nicht erwacht ...

Langſam ruderte er ans Schloßufer. Der Fluß war ruhig. Alle Sterne lagen auf Wolken. Nichts hinderte ... Am Kai fand er einen Ring, an den er das Boot legte. Dann zog er die Ruder ohne Lärm ein, ſtieg aus, mit angehaltenem Atem, warf ſich auf die Erde und pirſchte ſich ans Gitter. Die große Goldtüre war nur angelehnt, der Schlüſſel ſtak von innen. Behutſam ſtemmte er ſich an, öffnete und trat über den ſchmerzlich knirſchenden Sand ein. Er blieb ſtehn, ſah zu den Fenſtern hinüber. Dann ſtieg er wieder in ſein Boot, ſetzte ſich hin und träumte, den Blick auf die Fenſterreihe des Schloſſes. Und es war ihm, als hätte er ſich ſein ganzes Leben lang bis heute danach geſehnt, in ſolch einer erwartungsvollen Situation ſitzen und träumen zu dürfen ... Das Schloß blieb dunkel und ruhig.

Da ... nicht allmählich anwachſend wurde es lebendig, nicht vom leiſen Pfiff zum Toben ſtieg der Lärm des Meuchelmordes an ... nein, mit einem Zuck zerbrach ein greller Aufſchrei die Lautloſigkeit der Nacht, zugleich flaſchte lichthell ein

Fenſter des linken Flügels auf, und zugleich klirrten die Degen, knallten Piſtolenſchüſſe. Der grelle Aufſchrei ſetzte nicht ab. Ein einziger langer Ton ſchwebte er hoch über den andern Geräuſchen, ſtets in gleicher Stärke, wie eine feſte, ausgeſtreckte Hand über unruhig gebeugten Köpfen ... Jetzt wurde das nächſte Fenſter hell, während das vorhin helle erloſch, jetzt das nächſte, übernächſte. Man konnte eine Flucht vermuten, nachſetzende Fackelträger. Schneller und ſchneller folgte ein Fenſter dem andern, an der Biegung der Schloßwand eingleitend; jetzt erreichte die Bewegung die Mitte des Ovals, der wandernde Lichtſtrahl kam durch das Netz der Tannenzweige, huſchte, näherte ſich dem rechten Flügel. Zitternder Lärm wanderte mit, Schreien, Fußtritte, brechende Türen, Kugelpfeifen ... Da hatten Lärm und Licht das letzte Zimmer erreicht ... das Fenſter an der Abſchlußwand des Flügels öffnete ſich, ein ſchwerer Körper erſchien darin und ... ſprang in gewaltigem Satze auf den Kai hinunter. Ein wenig knickte er ein, richtete ſich aber im nächſten Augenblick hoch auf und ſchaute um ſich, kurz. Er erblickte das Boot, kam ans Ufer, polterte, ehe Walder ſich beſinnen konnte, herein, löſte die Kette aus dem Ring. Sofort ergriff die Strömung das Boot und trieb es flußabwärts ... dorthin zurück, woher es gekommen war ...

Erſt jetzt brach der grelle Aufſchrei im Schloſſe

ab, der über all dem geſchwebt hatte, ... der Schrei der Fosca.

Im Boote aber gab es ein Wiederſehn.

Der Abenteurer Nauj, dem Walder gegen ſeinen Willen das Leben gerettet hatte, war ... Walders Schwager Oironet.

Das Boot trieb ſtromabwärts.

„Sie haben ... du haſt mich gerettet, Walder ... Ich hätte nicht mehr lange fechten können ... vierzig Mann auf einen, dieſe Feiglinge ...“ Jetzt erſt ließ er den langen Degen fallen, den er bisher krampfhaft in der Hand gehalten hatte ... Dann legte er ſeinen ſchönen braunen Kopf ein wenig auf die Seite, nachdenklich: „Nun bin ich alſo wieder einmal dem Tode nahe, ſehr nahe geweſen ... Liebſter Walder, nein, wie ſoll ich dir nur danken! ...“

Walder redete wie im Traum: „O wenn ich dir wirklich nützlich war ...“

Er wußte nichts weiter zu ſagen. Er ſah den dunklen Kopf vor ſich, die bebenden Naſenflügel, die genußſüchtig halbgeöffneten breiten Lippen, aus denen ein noch unregelmäßiger Atem kam ... und jetzt innig die Stimme: „Ach wie ſchön iſt es doch zu leben.“ ... Eine unſägliche Rührung übermannte Walder bei dieſem naiven Ausruf eines energiſchen Kindes. Zugleich kam ihm die Er-

innerung an den Tag des mißglückten Putsches, an dem Oironet einen ähnlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Und da fand er die Fortsetzung des Satzes: „... so ist das nur eine kleine Vergeltung für damals, als du mich vor dem Justizpalast aus dem wütenden Mob rissest."

Nauj-Oironet stand auf. Seine Augen, in deren Schwarz man ein tiefes Bordeauxrot vermutete wie bei ganz dunklen Rubinen, strahlten leidenschaftlich und warm: „Wir wollen Freunde sein, Walder, nicht wahr?"

Walder reichte die Hand, ... mit schlechtem Gewissen.

„Jetzt aber rudern, daß wir diesen Schurken entkommen!" Walder gehorchte, Nauj-Oironet packte das Steuer und vorwärts ging's mit der Strömung. Wenn Walder mit dem Ruderblatt über das Wasser zurückschleifte, konnte er den unverhofften Freund betrachten. Etwas ermattet sah er aus, aber immer noch riesenkräftig mit seinen breiten Schultern. Man mußte ihn bewundern und liebgewinnen, diese zimtroten Wangen im schwarzen Bartrahmen, die weiße unbefleckte Stirne, unter der die dichten beweglichen Augenbrauen zusammentrafen und als kleine Seidenfranse noch den Nasenrücken ein Stückchen weich begleiteten. Seinen Befehlen konnte man sich nicht widersetzen ...

„Ich dachte, du seist in Spanien auf der Hochzeitsreise."

„Da bin ich schon längst zurück. Dort war nicht viel zu machen ... Jetzt aber rudern."

Er wußte wohl, daß noch eine Gefahr zu vermeiden war, das Schloß Raillird. Solange das nicht passiert war, konnte man nicht ruhig sein ... Nun kamen schon die alten Bäume in Sicht, die Marmorhallen auf den Hügeln. Walder ruderte schneller. Aber nicht schnell genug für Nauj, der beklemmt ans Ufer spähte und schließlich Walder bat, ihn ans Ruder zu lassen. Die Fahrt verlangsamte sich, während Walder die Ruder einlegte, zugleich mit Nauj aufstand, die Hände gegen den Sitz gestemmt, und sich vorsichtig beim Schaukeln des Bootes an ihm vorbei duckte. Endlich waren die Plätze gewechselt und Nauj zog nun, daß die Bänke zitterten; trotz seiner Ermüdung förderte er die Barke besser als der schlanke Walder ... Jetzt fuhren sie in den Park ein, die weite Ebene trat hinter die weit ausgreifenden Baumgruppen. Undeutlich erkannte Walder die Landungsstelle mit den heute leblos geordneten Gondeln, den Schauplatz des vorwöchentlichen Festes, die geschnittenen Wege und Alleen von finsterstem Grün, die sich vorbeidrehten wie Radspeichen und für einen Moment die ferne Öffnung gegen den Mittelpunkt zu aufblitzen ließen. Hier und dort lagen Springbrunnenbassins, untätig, ohne Strahlen wie blinde Augen. Das Schloß erschien, die Gefahr hatte den Höhepunkt erreicht. Aber kein

Menſch ließ ſich blicken und nach wenigen Minuten verließ das Boot den Park. Die weite Ebene trat wieder vor, bald begann das unermeßliche Gebiet des Schloſſes Nornepygge ... Sie waren in Sicherheit.

Oironet merkte es, er zog die Ruder ein und ließ das Boot der Strömung. Dann überfiel ihn von neuem die Freude der Rettung, heftiger noch als vorhin. Ein rollender, jauchzender Laut ſtieg aus ſeinen Lippen, verſtärkte ſich, warf Trillerketten in die Luft, mündete in eine Miſchung von Gebrüll und erſchütterndem, hymniſchem Lachen. Walder hörte in Ergriffenheit den großen Mann ihm gegenüber ſein Loblied auf das Leben anſtimmen. So hatte er ihn noch nie geſehn, ſo herrlich und menſchlich zugleich, nicht damals vor dem Theater, als er ſich mit Guachen duellieren wollte, nicht in der Nacht der Orgie auf Schloß Nornepygge, nicht am Tage des Straßenkampfes. In immer wilderen Rauſch lachte ſich der Rieſe, er war ganz und gar tönendes Inſtrument, Poſaune des Daſeins, Ekſtaſe. Seine Zuckungen, die ſtürmiſchen Arme, das blitzende Weiß der Zähne, die engen Hüften, die ſich aufrichteten: alles ſegnete und pries den ſtarken Lauf der Welt, das Glück des Atemholens ... Plötzlich warf er ſich Walder zu Füßen, umarmte ihn überſchwenglich, zog ſeinen Kopf zu ſich herab und küßte ihn heiß ...

Allgemach wurde es ſtiller und das heftige Schaukeln des Bootes beſänftigte ſich. Aber immer noch blieb ſo viel Wunderbares und ſeltſame Stimmung zwiſchen den beiden, daß ſie, das Ereignisreiche ihrer Lage einſaugend und ohne Maß für die Alltäglichkeit, ihren Blick für gewaltige Dinge offen behielten ...

Noch im Nachzittern ſeiner glühenden Erregung begann Nauj-Oironet ſeine Antwort auf Walders Frage, die er vorhin nur kurz abgefertigt hatte: „Ja, ich habe mein Spanien wiedergeſehn. Ich kam nach Salamanca, wo ich vor etwa dreihundert Jahren Jus ſtudiert habe. Ach Gott, was für wunderbare Raufhändel konnte man damals anſtiften, wie luſtig haben wir revoltiert und die dicken Mönche entzweigehackt! Jetzt ſieht es dort anders aus. Die Studenten ſind fleißig geworden, ſtatt Blut läuft ihnen Druckerſchwärze durch die Adern. In allen Gaſſen ſieht man nur Bürger, Gelehrte und Maultiertreiber. Und ſo ſtockt es im ganzen Spanien, ein mattes Volk, das ſchläft und ſchwitzt und nur zum Fandango aufwacht. Da konnte ich mit meinen Revolutionsplänen nicht viel anfangen." ...

„Du hatteſt ſchon wieder Revolutionspläne?"

„Immer, immer. Aber nach einem Bomben-Attentat und einer phlegmatiſchen Emeute in Barcelona ..."

„Ja davon haben wir in der Zeitung geleſen."

„... und schließlich noch nach dem Karabiner-Attentat in Portugal erlosch das Strohfeuer. So bin ich wieder hierher zurückgekehrt. Denn wahrhaftig, diese ‚Stadt' ist doch der einzige Platz unsrer schalen Gegenwart, wo es noch tüchtig siedet. Hier ist mein Platz, ich fühle es ... Das niedrige Volk grollt schon lange gegen die Ausbeuter, dem intelligenten Mittelstand hat dieser infame Prozeß Guachen die Schäden unserer Regierung gezeigt, kürzlich wurde auch der Hochadel in die Opposition getrieben. Jetzt muß es mir gelingen ..."

„Wie, du willst noch einmal ..."

„Noch einmal und noch hundertmal! Noch jahrhunderte lang werde ich die Menschheit aus dem Schlafe stacheln. Ich will Taten sehn, Empörungen, Feuer, Tyrannen auf dem Schafott, Lärm ohne Ende ..."

„Aha, also dir ist es nur ums Rumoren zu tun. Jetzt habe ich dich. Ich wollte es dir schon oft sagen. Was für innere Zwecke hat eigentlich so eine Bewegung? Du rufst Proleten, Bürger und Feudale zugleich in den Kampf. Bei diesem Kampf kann es nur um den Kampf zu tun sein. Denn welches Ziel hätten diese drei Parteien gemeinsam? Wir haben schon einmal darüber gesprochen, bei der Orgie. Erinnerst du dich? Damals sagte ich: Bewegung ist unmöglich, wenn man klar überlegt. Nun, hatte ich nicht recht? Ist dein Schüren und Wühlen nicht sinnlos?"

„Sinnlos? O du Kleinmütiger.“ Oironets Bariton schwoll zum Donner. „Es gilt der Freiheit der Freiheit. Ich will die Freiheit aller Menschen!“ ...

Walder schrak zusammen. Nun scholl ihm wieder einmal dieses rätselhafte dunkle Wort „Freiheit“ entgegen, dieses Verhängnis seines Lebens, hier auf dem einsamen Flusse, in sternenloser Nacht, auf treibender Barke ...

„Die Freiheit. Auch du suchst die Freiheit, Oironet?“

„Seit ich lebe und mit allen Fibern meiner Seele.“

„Ebenso geht es mir. Ich suche die Freiheit, ich will frei sein, ich hüte mich deshalb vor allen Stilen und Beschränkungen. Ich war Student, Kaufmann, Künstler, Differenzierter, deutscher Ehemann ihretwegen und habe sie nicht gefunden. Jetzt glaube ich sie zu fassen, indem ich dem ganzen Leben und allen Abenteuern mich hingebe. Auch schreibe ich ein philosophisches Buch über dieses Thema ...“

„Ach Unsinn, Philosophie,“ schrie Oironet, „ich suche Freiheit in Taten und Leidenschaften. Und ich bin frei, ich bin es, ich suche nicht mehr.“

Walder dachte: Ja wer das könnte! Nur bewußtlos dreinschlagen, von aller Logik unbeirrt. O du dunkler Riese, mir gegenüber auf der Ruderbank, in dir habe ich heute mein genaues Gegenstück ge-

funden, auf dem einsamen Flusse, in treibender Barke. Du hast die Freiheit in dir, weil du nach Impulsen handelst, einfach wie ein Kind und ohne darüber nachzudenken. Bei mir ist alles Kontrolle, Gehirn; gibt es auch noch für mich eine Freiheit? ... Und eine mystische Stimme im Glucksen des Kiels sagte, Walder hörte sie deutlich und von jetzt an ohne Unterlaß: Er ist das, was du nicht bist. Du bist das, was er nicht ist. Er ist das, was du nicht bist ... Und immer so fort ... Die Sterne lagen auf Wolken. Am Ufer standen blühende Obstbäume wie mit weißen Flügeln, bereit, jeden Augenblick sich aufzuschwingen ... So fahren wir durch die Nacht, sann Walder, auf einsamer Barke, jeder der stärkste Gegenpol des andern, er der Wille, ich der Intellekt, er bewußtlose Tat, ich tatenloses Bewußtsein. Zusammen würden wir einander zur Vollkommenheit ergänzen. Aber heute saust ein klagender Wind dünn durch die Nacht, wie eine Ahnung von den unerdenklichsten Geheimnissen Gottes. So fahren wir auf dem Boot dahin, Hand und Gehirn des Daseins, Systole und Diastole des Weltall-Herzens ...

Inzwischen setzte Nauj in seiner Erzählung fort: „... In Toledo weinte ich auf dem Grabe meines Freundes Gabriel Tellez, den man als den Dichter Tirso da Molina kennt. Dann besuchte ich auch noch Sevilla, meine Heimatstadt. Hier gedachte ich der frohen Jünglingsjahre. Wie viele

Schenken erkannte ich wieder, in denen ich mit Tellez gesessen war, und alle die Häuser, in denen wir unsere tausendunddrei Liebchen besucht hatten. Schade, daß er tot ist, so ein Mensch! Und dreihundert Jahre schon tot! . . ."

„Wer bist du, Ungeheuer?" Walder brach in wahnwitziges Schreien aus und sprang auf. Das Boot schaukelte wild . . .

Auch Nauj-Oironet geriet nun in neue Aufregung, seine Stimme zitterte in milderen Lagen: „Aber Walder. Erschrick nur nicht. Setze dich doch wieder hin und sei gut. Ja ja, tu's mir zuliebe. Siehst du, etwas Ungeheures bin ich schon. Aber doch kein Ungeheuer, nein, kein Ungeheuer. Schau mich an, die festen Hände, den breiten Nacken, schau mich an, mein Freund Walder. Du zitterst ja. Aber es ist doch nichts daran, nicht so großartig viel daran, fasse dich. Eine einfache Tatsache nur: mein Leib ist wohlgefügt und lebt nun schon dreihundert Jahre. Erschrick doch nicht, Walder, halte mich nicht für verrückt. Alles, was ich rede, ist die volle Wahrheit, bei unserer lieben Frau von Atocha beschwöre ich es. Du sollst die volle Wahrheit über mich erfahren, mein Freund, das sorgfältig gehütete Mysterium meines Lebens, nur du sollst es wissen. Weil du mich gerettet hast und weil wir in dieser seltsamen Stunde beisammen sind, auf treibender Barke. Aber sieh mich nur nicht so entsetzt an . . ."

„Nein, ich bin ja schon ganz ruhig. Also sage mir nur: wer bist du, wer bist du?"

„Du hättest es längst an meinen zwei Namen erraten können. Sie spielen mit meinem wahren Namen: Don Juan Tenorio ... Das bin ich."

„Träume ich? Ich träume ..." Walder sagte nun schon ganz laut, was er bisher nur gedacht hatte. Ihm war, als hypnotisiere ihn die andauernde Stimme des Kiels, die ihr „Er ist das, was du nicht bist ..." mit einschläfernden Rhythmen gluckste ...

Nauj-Oironet ergriff seine Hände: „Nein, lieber Walder, nein, mein Freund, du träumst jetzt nicht. Es ist alles wahr, was ich dir sage. Aber klingt es denn wirklich so unglaublich? Ich bin ja nicht ewig, nein, ewig bin ich nicht. Sieh nur, ich werde alt, ich habe meine Jahre. Zuerst war ich ein Kind, ein Jüngling wie du, jetzt bin ich ein Mann und ganz gewiß werde ich, vielleicht nach abermals dreihundert Jahren, sterben. Nur dauert jedes einzelne Lebensalter bei mir länger als bei andern Menschen. Schau, ich bin kein Fabelwesen, besitze nicht übernatürliche Kräfte, nur verstärkte natürliche. Nur Mensch nenne ich mich, aber mehr Mensch und stärker Mensch als die Millionen, die neben mir vergehn. Und zeigen sich nicht oft genug Menschen, die alle andern an Wuchs überragen; warum soll es nicht auch Riesen der Lebensdauer geben? Ist es so unwahrscheinlich, was in

der Bibel von Methusalem geschrieben steht? ... Beruhige dich, mein Freund. Denke an die Don-Juan-Aufführung in der Oper, die wir miteinander gehört haben. Damals war ich dir so dankbar, als du gegen den blöden Onkel Alex aufstandest, dem meine Bestrafung zum Schluß so viel Freude machte, und ihm sagtest, du hingegen wärest froh, wenn Don Juan allen Philistern zum Trotz heil davon gekommen wäre und seine Tollheiten in alle Ewigkeit fortsetzte ... Nun, siehst du, dein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Don Juan steht gesund vor dir. So freue dich doch, Walder ... Wohin schaust du? Hörst du mir zu?"

„Ich höre." Aber Walders Gedanken irrten ab, zergliederten Vergangenes, das ihm plötzlich klar wurde. So vieles stand unerwartet in einem neuen Licht: eben diese ganze Don-Juan-Aufführung und Oironets Benehmen damals, sein ritterliches Hauskostüm mit steifer Krause und gepufften Ärmeln, seine merkwürdige Zustimmung zum Makrobiotik-Studium des alten Nornepygge, seine oft unerklärlichen Reden, seine Art, von Jahrhunderten wie von Jahren zu reden, die Walder früher als bedeutungslose Übertreibung hingenommen hatte ... „Ja ich bin Don Juan, den man so viel besungen und gedichtet hat, die Zuchtrute der Frauen," rief er lustig. „Tirso da Molina hat's angefangen, er brachte unsere Streiche in sein schönes Stück Bur-

lador de Sevilla y convidado de piedra und brachte auch meinen Diener Catalinon hinein und Gonzalo de Ulloa, den Großkomtur des Calatravaordens, und seine Tochter Donna Anna, die Herzogin Isabella, Tisbea mit der Angelrute, Aminta von Dos-Hermanas ..."

„Haben die alle gelebt?"

„Natürlich. Er hat sie ja selbst mit mir gesehn, der gute Tirso, und oft genug hat er mich, wie heute du, aus dem Schlimmsten gerettet. Schließlich hat er zum allgemeinen Vergnügen Verse daraus gemacht. Und gleich sind die Nachahmer gekommen: Villiers, Dorimon, Zamora, Gazzaniga, Jose Zorilla, und sogar der große Calderon mußte seine „niña de Gomez Arias" schreiben. In Frankreich haben sich Molière und dann Corneille auf den dankbaren Stoff gestürzt. Wenn die Herren wüßten, daß ich, den sie für eine Legende halten, neben ihnen bei den Premieren sitze und zische, wenn mir etwas mißfällt! Doch ich will sie nicht schelten. Sie dichten mir meist nur süße rühmliche Sachen an, deren ich mich nicht zu schämen brauche ... Und dann kam der liebe Abbé Daponte, dem Mozart diese überirdisch schöne Musik phantasierte. O die liebe ich! Da erkenne ich mich selbst am besten, in diesen lichten Klangwellen, in Là ci darem la mano und Finch'han dal vino und vieni alla finestra und viva la libertà, ja vor allem in diesem letzten Stück, dem Toast auf die Freiheit.

Mozart, der hat mich am besten verstanden ... Aber, wie gesagt, ich freue mich auch über die andern, über Lenau, Byron, Liszt, Richard Strauß, Schmitz. Nur daß mir beispielsweise dieser Strauß einen Schluß voll Mollakkorden und Lebensekel gibt, das verdrießt mich. Es fällt mir nämlich gar nicht ein, Ekel vor dem Leben zu haben. Im Gegenteil, ich lebe, ich bin frisch, alles macht mir Vergnügen. O ich könnte vor Freude die Luft und das Wasser küssen ..."

Der Kiel sagte zu Walder: Er ist das, was du nicht bist. Du bist das, was er nicht ist ... Da kam ihm zum erstenmal der Einfall, daß er, der Widerpart eines solchen Monstrums von Lebensfülle und Elementarkraft wohl auch etwas Ungewöhnliches, ja Monströses darstellen müsse und er sprach leise: „Lieber Don Juan Tenorio, ich glaube dir alles. Gewiß ist alles so, wie du es sagst. Das fühle ich. Denn auch in meinem Herzen ereignen sich übermenschliche Dinge, Sintfluten, Weltuntergänge. Niemand würde sie verstehen, wenn ich sie erzählte, und so behalte ich sie lieber für mich ..."

„Nein, erzähle sie mir doch." Oironet beugte sich liebevoll zu ihm. „Ich habe dir vertraut, jetzt mußt du mir vertraun."

„Es geht wirklich nicht. Die Sachen sind zu kompliziert ... Kannst du dir zum Beispiel vorstellen, daß ein Mensch alles auf der Welt für

notwendig hält, und infolgedessen für heilig, unantastbar, gleichberechtigt, daß er auch sich selbst für gleichberechtigt hält und alles, was er tut, für notwendig, daß ihm deshalb alles gleich nah und gleich fern, erlaubt und doch unmöglich ist. Zu nichts fühlt er sich ausschließlich hingezogen, alle Rollen, alle Stile liegen ihm, er hat gar keinen instinktiven Antrieb, o Gott, und jeden Augenblick bemerkt er den Druck der Unfreiheit auf sich . . ."

„Und dieser Mensch bist du, Walder?"

„Ja, so ungefähr, das bin ich, der ewig Unfreie, wie du der ewig Freie bist. Du fühlst dich frei, daher bist du es."

„So fühle dich doch auch frei!"

„Wenn ich es könnte. Ich wollte mir das Herz aus dem Leibe brechen und es dem geben, der mich zur Freiheit brächte. Aber ich sehe klar, meine Logik ist zu reinlich, zu wenig durch Begierden verdunkelt, ich habe keine Mystik wie alle andern . . ."

„Oho, habe ich etwa Mystik? Was willst du damit sagen?"

Walder, mit trübseliger Ironie, lächelte: „Nein, meinetwegen, du hast keine Mystik . . . Ich wußte es ja, wir werden einander nie verstehn, wir Gegenpole . . . Reden wir lieber von andern Dingen. Wie erging es dir, nachdem du in Sevilla dem steinernen Gast entgangen warst?"

„Dann habe ich mich nach Frankreich gewendet,

wo damals der Adel unruhig wurde. Als Prinz Condé sammelte ich die Frondeurs, kämpfte bei Etampes und im Faubourg St. Antoine. Von da ging ich nach England, war Robert Catesby und faßte den Plan zur Pulververschwörung, hieß Alexander Lesley und führte die aufständischen Schotten gegen Karl I., leitete als Phelim O'Neil die Empörung Irlands, saß im Parlament und focht unter den Roundheads Cromwells. In Ungarn habe ich die Kuruczen aufgewiegelt und unter dem Namen Emmerich Tököly die westlichen Bergstädte erobert. Als John Graham von Claverhouse, Marquis von Dundee, sah ich wieder die kriegslustigen Clans der Hochschotten um mich geschart, mit ihren gewürfelten Plaids, den langen Schwertern, die sie Claymore nannten, und dem blutigen Eisenkreuz statt einer Fahne. Ich befehligte die Strelizen gegen Peter den Großen, die Württemberger gegen den Juden Süß, die Amerikaner gegen General Howe, die Hindus gegen Robert Clive. Man nannte mich Heider Ali, da besetzte ich Mysore und schlug die Engländer bei Madras. Dann unterzeichnete ich mein Buch „Freies Frankreich" mit dem Namen Camille Desmoulins und führte das Volk am 14. Juli vom Palais Royal zur Bastille. In England brachte ich als Feargus O'Connor für die Petition der Chartisten eine Million und zweimalhunderttausend Unterschriften zusammen, ließ die Fabriken demolieren und stürmte

Birmingham in der Nacht des 15. Juli 1839. 1848 war ich wieder in Paris, hieß Ledru-Rollin . . ."

Walder dachte an die Staatsprüfung und verstand jetzt, warum Oironet damals so in Erregung geraten war.

„Immer kämpfte ich gegen die Despoten, ich Juan Tenorio, für die heilige Sache der Freiheit. Meine Namen wechselten, ich war Ciro Menotti in Modena, war der Attentäter Fieschi, war Abd el Kader, Sohn Mahidinns. In Petersburg kannte man mich als den Priester Gapon. Lange lebte ich unter den Anarchisten der Schweiz, zuletzt sah ich mich bei den Hereros um, auf den Philippinen, in Marokko . . ."

Plötzlich stutzte Walder und lachte kurz auf.

„Was ist dir?" fragte Oironet.

„Nichts. Nur kommt es mir so komisch vor, die Namen, die ich nicht aus Geschichtsbüchern sondern aus Zeitungen kenne, mit deiner mythologischen Persönlichkeit verknüpft zu sehn." Und in der Tat erschien ihm die Erzählung Oironets, je mehr sie sich der Gegenwart näherte, desto unwahrscheinlicher. Allmählich glitt er aus der hochgespannten Stimmung, bald konnte er es kaum mehr begreifen, wie er sich in solche Symbole und Märchen hatte fortreißen lassen. Die suggestive Sprechweise des Riesen und die außerordentliche Situation mochten daran schuld gewesen sein.

Aber jetzt verflog der Rausch, mit nüchternen Sinnen stellte Walder fest, daß Oironet ein Irrsinniger oder ein maßloser Renommist sein müsse. Und in demselben Augenblick verlor er selbst in seinen Augen diese Größe und tragische Weltfremdheit, die er sich vorher als Gegenstück Don Juans zurechtgelegt hatte. Dichte Vorhänge rauschten über dem beendeten Gespräch zusammen. Der Kiel stellte sein bedeutungsvolles Gluckſen ein. Der Alltag begann wieder ...

Und Walder, jetzt wieder getrost, fragte in dem gesellschaftlichen Ton einer Pikanterie: „Aber davon sagst du mir nichts, was du bei der Fosca erlebt hast. Die Marquis haben dich um deine Schäferstunden beneidet."

„Diese Cretins," fuhr Rauj-Oironet los, „diese kurzsichtigen Laffen. Da überfallen sie mich. Hätten sie nur eine Ahnung gehabt, was ich mit der Fosca will. Das ist nämlich auch so eine Revolutionssache."

„Revolutionssache?"

„Ja, jetzt ja. Anfangs war es freilich eine Liebessache. Denn die Fosca ist ein prachtvolles Weib, auch war es ein schönes Gefühl für mich, Nachfolger eines Kaisers zu sein. Aber endlich kam doch die Langeweile. Und da entstand mir die Idee, die Fosca für die Sache der Freiheit zu benützen. Viva la libertà! Sie soll durch ihre Liebesgunst die säumigen Kavaliere in den Pulverdampf treiben,

nach meinen Anweisungen. Heute hat sie es nach vielen Bitten versprochen; mir zuliebe, wie sie hinzusetzte, nicht der Freiheit zuliebe wird sie es tun."

„Sie wird es tun," meinte Walder, „ganz gewiß. Du hast ja so viel Macht über die Frauen. Darum beneide ich dich, siehst du. Ich brauche nur daran zu denken, wie sich auf unserem Ball deine Frau, weil du es wünschtest, beinahe prostituiert hätte ... Da fällt mir ein, wo ist sie eigentlich jetzt, Irmgard?"

„Ich habe sie in der ‚Stadt' bei einer Redaktion gut untergebracht."

„Und inzwischen hast du deine Abenteuer, du Glücklicher."

Walder dachte an seine mißglückten Versuche bei der Marquise Raillird. Niedergeschlagen berichtete er von ihnen, während das Boot im dämmernden Tag weitertrieb, und er schloß: „Jedenfalls habe ich mich trotz aller Zurückhaltung doch übereilt, bin ihr zu banal gewesen, obwohl ich mir alle möglichen Feinheiten auferlegte."

„Armer Freund," rief Nauj, „du hast sie mit deinen Vorbereitungen von langer Hand, mit deinen Feinheiten gelangweilt. Du warst eben nicht schnell, nicht aufdringlich genug. Merke dir eins: gegen Frauen kann man nie banal genug sein. An deiner Wichtigtuerei hat sich deine Keuschheit verraten, lieber Walder, und das ist doch so einfach: mit einem Neuling wollte sich die Marquise trotz aller

Neugierde nicht kompromittieren. Das schien ihr denn doch zu gefährlich. Und ich sehe wirklich keinen andern Ausweg für dich, als daß du zuvor irgendein ganz gewöhnliches Verhältnis durchmachst. Nichts fürchten die Frauen so sehr wie den Unerfahrenen, der durch eine Ungeschicklichkeit ihren kunstvoll konservierten Ruf zerstören könnte. Also zuerst liebe eine einfacher Zugängliche. Dann lasse die Millionen deines Vaters spielen ..."

„Es sind meine eigenen. Papa ist tot."

„Um so besser," jubelte Nauj, ohne auch nur für einen Moment in Sentimentalität abzuschwenken. „Dann bist du ja das schätzbarste Mitglied der Gesellschaft. Du wirst doch die Revolutionskassa unterstützen, nicht wahr? Bravo, bravissimo, jetzt fürchten wir den Reckleiner mit seinen ewigen Hypotheken nicht mehr. Jetzt kommt erst der rechte Schwung in die Sache. Hurra, die ‚Stadt' ist schon so gut wie unser, und der Kaiser kann ins Mohrenland ziehn, wenn er will..."

Walder war vor Verwunderung wie versteinert. Daß er mit seinen Millionen den Aufstand organisieren könne, war ihm noch gar nicht eingefallen und auch die schwachen berauschten Köpfe der Adligen hatten nicht daran gedacht. Sein Geld und die Unzufriedenheit der Schlachta waren wie Zink und Kohle lange Zeit beisammen gelegen. Aber die Säure Oironet mußte dazu kommen, um Galvanismus zu erzeugen ...

Nauj brodelte in Zukunftsplänen. Er wollte Armeen schaffen, eine Republik gründen und Walder zum ersten Konsul ausrufen. Alle Menschen sollten frei und glücklich sein... Seine Worte klangen wie Befehle, ihm zu glauben, und mit einer Handbewegung ließ er ein helles Morgenrot am Horizont aufleuchten, das prächtig war und beinahe keusch aussah... Walder fühlte eine Erleichterung im Herzen, für die er keinen Grund wußte. Einerlei, alles erschien ihm jetzt möglich, an seines neuen Freundes Seite dünkte ihm das Leben leicht und offen. Wie in Begeisterung sog er den weißlichen Nebel ein, der von den Blumen des Ufers heranstrich, und ihm war, als winkten mit blanken Armen viele Frauen aus den Gebüschen ihm zu. Nun also war endlich das große freie Leben angebrochen. Was er bisher mit den Feudalen durchgemacht hatte, ließ er kaum als belangloses Präludium gelten.

Die langsame Fahrt dauerte an. Von Zeit zu Zeit griff Nauj wieder nach dem Ruder, arbeitete eine Weile und überließ das Boot dann der Strömung. Der Tag begann im Osten, blaßblaue Streifen zogen wie Ströme durch das Gewölk. Frischer Tauwind strich an die Nase, ließ sich tief einziehn... Schließlich fuhr das Boot in den Park Nornepygge ein, verließ den Fluß durch einen künstlich gemauerten Kanal und kam im Schloßteich zur Ruhe. Das ungewohnte Geräusch weckte

die Schwäne, sie schwammen aus ihren Holzhütten an die Landungsstelle, mit steilen Hälsen und still ...

Nauj griff nach seinem Degen, der an der Bordwand lehnte. Eine Blutlache hatte sich, wie Regenwasser an der Spitze eines Schirms, unten auf den gelben Planken angesammelt und stach grell ab. Walder erschrak: „Was ist das? Du hast gekämpft?"

„Nun ja, der Raillird hat's abbekommen. Der wird wohl nicht mehr aufstehn ... Also adieu, ich hole dich morgen ab." Er sprang heiter ans Land, mit eleganter Verbeugung wandte er sich. Doch nach einigen Schritten drehte er sich um. In seinem Blick lag viel Liebe und Sorgfalt für den Freund, zugleich auch Angst, ob ihn die letzten Worte nicht ein wenig aus der angenehmen Fassung gebracht hätten. Er blieb stehn, kam lächelnd wieder zurück und trat mit gewinnender Miene zu Walder, der das Boot an die Kette legte, wußte jedoch nichts zu sagen, denn es war ja schon Abschied genommen. Walder sah ihn verlegen und freundlich an, schüttelte ihm mehrmals die hingebotene Hand. Da rief Nauj ... und das Lächeln seines schönen Gesichtes wurde übermütig: „Du, eines habe ich zu meiner Biographie noch nachzutragen. Trotz meiner dreihundert Jahre und trotz Salamanca und aller möglichen Fakultäten und der versuchten Staatsprüfung heuer ... zum

Doktor juris habe ich es noch immer nicht gebracht."

Walder lachte hell auf.

Zufrieden, mit luſtigen Augen entfernte ſich der Rieſe in die Dämmerung des Parkes.

Nun begann Walders glorreiche Zeit.

Nauj kam täglich zu ihm und führte ihn in die weitverzweigte Organiſation der Verſchwörung ein. Die Arbeiterpartei der „Stadt" war rückhaltlos gewonnen, in der Redaktion des „Fortſchritt" brauchte man keine Oppoſition und keine Falltüren mehr zu fürchten. Zwei Dritteile des Militärs hatten einen kühnen Proteſt gegen das herrſchende Syſtem unterzeichnet, den Nauj in die Kaſernen lanciert hatte, und waren ſomit ohne Gnade den Rebellen ausgeliefert, da man ſie jeden Augenblick denunzieren konnte. Entlohnte Kornwucherer trieben die Preiſe in die Höhe, um die Wut des Volkes aufs Höchſte zu hetzen. Die Polizei wurde vom Rat Bytten, den man beſtochen hatte, ausgeliefert. Der Detektiv des Kaiſers, Jean d'Ormi, war abgefallen und brachte Informationen. Für die finanzielle Verwaltung hatte man eine hervorragende Kraft: Reckleiner. Die Apachenbanden Rocketbys ſtanden im Solde Naujs. „Das iſt noch lange nicht alles," jauchzte Nauj. „Unſere Kriegsmaſchinen werden alles bisher Dageweſene

übertreffen. Fünfzig Ingenieure arbeiten unter Leitung des genialen Erfinders Guachen ..."

„Was! Der Schurke? Wo ist er? Wo finde ich den?"

„Du wunderst dich wohl, daß ich mich mit dem einlasse? Ich verabscheue ihn wie meinen Tod, das ist wahr. Jetzt aber benütze ich ihn für unsere Pläne. So muß man seine Feinde besiegen, lieber Walder."

„Wo finde ich ihn? Ich dachte, er sei über alle Berge. O wenn ich ihn jetzt fände! Ich habe ihm etwas zu sagen, ich muß ..."

„Aber was hat er dir denn getan? Du übertreibst wirklich."

Walder wollte hinausschrein, daß Guachen seinen Vater vergiftet habe, daß er ihn dafür erwürgen müsse ... Aber während er unschlüssig war, ob er gegen Naujs übermächtigen Willen sich auflehnen solle oder nicht, bemerkte er zu seinem Entsetzen, wie der Schmerz um den toten Vater und das Rachebedürfnis in ihm schon längst versiegt und von andern Interessen abgelöst waren, wie er mehr in Erinnerung früherer Gefühle als in wirklichem Gefühl seine wilden Fragen vorhin ausgestoßen hatte ... Beschämt drehte er sich: „Nein, es ist nichts ... es ist nichts mehr."

„Guachen wird uns sehr viel nützen," fuhr Oironet fort. „Er armiert gepanzerte Rennautomobile mit Maschinengewehren. Er erfindet das lenkbare

Luftschiff für uns ... Du wirst doch nichts gegen ihn haben?"

„Nichts, gar nichts," resignierte Walder müde... Und im stillen bewunderte er die titanische Unlogik des Abenteurers, die sich im Namen der Freiheit, zum Wohle der Menschheit mit der Satansseele Guachen, dem es doch nur um Martern, merkwürdige Todeswerkzeuge, Zerstörung dabei zu tun war, verbündete. Immer von neuem setzte es ihn in Erstaunen, wie Nauj offenkundige Widersprüche verdaute und für seine Zwecke übersah, er wußte sich dies nicht anders als aus seiner gesteigerten Lebenskraft zu erklären. Dieser Nauj zwang durch alle möglichen Listen die Kavaliere zum Kampf; das nannte er dann „für die Sache der Freiheit wirken". Er arbeitete mit Bestechungen, Denunziationen, Wuchereien, scheute vor keinem Mittel zurück; trotzdem sagte er einmal zu Walder, und zwar gewiß in diesem Augenblick ehrlich überzeugt von seinem Idealismus: „Ich hätte dich schon längst einmal besucht und für unsere Partei überredet. Aber es ist mir lieber, daß ich zufällig in deinen Kahn gesprungen bin. Nichts fällt mir so widerlich wie das Überreden. Wer nicht freiwillig unserer Fahne folgt, auf den verzichte ich gern ..."

Die Arbeitskraft des Riesen war ein Wunder. Früh um fünf Uhr stand er auf, bereitete sich für die Konferenzen vor, machte einen Spazierritt.

Wenn er zum Frühstück heimkehrte, warteten schon die Ingenieure mit ihren Plänen, Reckleiner mit einer Emission neuer Pfandbriefe, Lieferanten, Sendboten, Agenten, Abordnungen der lokalen Komitees, Briefe, Rechnungen, Beschwerden. Er erledigte alles allein. Gegen Mittag verließ er sein Bureau, sah im „Fortschritt" nach dem Richtigen, schrieb Brandartikel, instruierte die Wanderredner. Im Parlament erfuhr er Neuigkeiten von befreundeten Abgeordneten, in sein Restaurant führte er d'Ormi oder Rat Bytten zu einer Beratung. Immer hatte er zahllose Rendezvous mit Parteimännern an verschiedenen Punkten der „Stadt", in Abständen von einer Viertelstunde. Oft holte er Walder ab. Nachmittags verwandelte er sich in einen General. Dann fuhr er von Villa zu Villa, ließ die Adligen ihre Hörigen vorführen, exerzierte sie militärisch ein und nahm die Parade ab. In jeder Villa wurde so eine Armee gebildet und am Tage der Entscheidung sollten auf ein gegebenes Raketenzeichen alle Armeen gegen die „Stadt" vorrücken, konzentrisch vom Villenkranze aus. Am Abend gab es einen Kriegsrat oder ein Fest, geheime Versammlungen in der „Stadt" bei herabgelassenen Rouleaus, Duelle, Mordanfälle. Und nicht zufrieden mit diesem regelmäßigen Verlauf der Tage warf sich Rauj auf außerordentliche Unternehmungen, hatte fast täglich irgendeinen neuen Einfall von unge-

heurer Spannweite, erledigte nebenbei Raufhändel und kleine Alkovenabenteuer, reiſte in die Provinz, zettelte friſche Verbindungen an ... Was kümmert es ihn, ob es überhaupt ſo etwas wie Freiheit gab! Er lebte, er tat ſich um, er wirbelte mit tanzenden Haaren dahin.

Einmal ſagte er zu Walder: „Komm mit mir."

„Wohin geht es denn?" fragte Walder, als ſie ſchon im Wagen ſaßen.

„Zum Marquis Victorin."

„Zu deinem ärgſten Feind? Oder habt ihr euch ſchon verſöhnt?"

„Noch nicht. Aber es muß ſein. Im Intereſſe der Freiheit. Und diesmal binde ich ihn ganz feſt, ich überlaſſe ihm die Fosca."

„Alſo ſie iſt ſchon einverſtanden?"

„Sie muß. Ich befehle es ihr."

Ein ſchönes Ding dieſe Freiheit, dachte Walder. Aber er ſagte nichts mehr ...

Im Villengarten ſaß der Marquis Victorin mit Polledi in einem Altan, der den Kopf eines langen, ſonnigen, von knatternden Blumenfarben begleiteten Weges bildete. Während Nauj und Walder langſam heranſchritten, einander die Roſenſtöcke zeigten und die Inſeln der Trauerweiden ſehr unbefangen anſahn, war der Marquis erſchreckt aufgeſprungen und ſtarrte den unerwarteten Beſuchern ſeltſam verſtörten Auges entgegen. Nun trat Nauj in den Altan, ließ ſich aufatmend vom Schatten

bestreichen und sprach in pomphafter Zurückhaltung: „Lieber Marquis, es ist Sitte, daß die Gegner nach dem Kampfe von Versöhnung reden. Ich tue gern den ersten Schritt und biete Ihnen von neuem meine ritterliche Freundschaft an. Ich weiß, daß Sie mir das nicht als Schwächlichkeit auslegen werden ..." Ein Augenblick Schweigen flatterte vorbei. Dann warf sich der Marquis weinend an Naujs Brust und küßte ihn im Sturm. Sie traten einen Schritt voneinander und, indem sie die Augen unverwandt mit herzlicher Rührung und liebevoll aufeinander gerichtet hielten, schüttelten sie einander die Hände. Ein Aufschrei, da lagen sie abermals in enger ungeheuchelter Umarmung ...

Walder fühlte sich überflüssig und führte Polledi hinaus, indem er ihn fragte: „Nun, und was machen Sie?"

„Schulden, einen schlechten Eindruck," kam die Antwort. „Und Sie?"

Walder lachte: „Danke, ich amüsiere mich! Eine feine Szene war das eben, wie auf der Bühne."

Polledi eiferte in aufrichtiger Anerkennung: „Nein, ich sag Ihnen, dieser Nauj ist ein Mensch, ein Mensch," dabei legte er die Hand an die Wange, als hätte er eine Ohrfeige bekommen, „ein Mensch mit Atlasfutter. Er ist geradezu bedeutend ... Haben Sie seine Schlauheit kapiert? Von ‚ritterlichem Kampf' hat er geredet. Nehmen Sie sich

die Nas' voll, Herr Marquis, Sie sind entschuldigt, Sie haben sich ganz comme il faut benommen. Jetzt ist alles wieder gut, Schwamm drüber, und der Marquis geht für Nauj ins Feuer." Plötzlich machte er sich schmal und redete in der warmherzigen Art Victorins: „Es gibt nur einen Gott, und Nauj ist sein Prophet."

„Der Marquis mag den Überfall bedauert haben?"

„Ja, vor allem, weil er so erfolglos war. Die Fosca ist im Tumult auf und davon, nicht zu finden."

„Marquis Raillird hat seine Wunde umsonst gekriegt."

„Ich dachte, er sei überhaupt schon tot."

„Auch noch. Sie haben wirklich manchmal Einfälle wie ein altes Haus. Es ist doch genug, wenn er marod ist. Unheilbar, sagt man. Jetzt wird er noch ironischer werden, womöglich. Ich sag Ihnen, nehmen Sie sich in acht. Sie wissen doch, daß er den bösen Blick hat."

„Wahrhaftig?"

„Haben Sie noch nie bemerkt, wie starr er einen anschaut? Er schaut einem immer auf die Nasenwurzel. Bleiben Sie dem nur zehn Schritt vom Leibe."

Walder wurde ernst: „Ich werde mir's merken."

„Halten Sie sich lieber an Nauj. Das ist ein gediegener Mensch. Über den herrscht nur eine Stimme und seinen Ruf hab' nicht erst ich ihm

machen müſſen ... Kommen Sie bitte, weiter, ſo, das iſt mein Zimmer. Nehmen Sie Platz."

Walder trat ein und ſah ſich um ... Das Gemach war von kleinen Gegenſtänden aller Art ſo überſchwemmt, daß man ſeine Umriſſe kaum mehr erkennen konnte. Die Wände ſchienen ihren Zuſammenhang verloren zu haben, von ſo viel Bildchen, Anſichtskarten, Photographien mit Widmungen, Etageren, Regalen waren ſie unterbrochen. Manche Ecke wurde unter Makartbuketts unſichtbar, Lorbeerkränze, welke Blumen, Komiteeſchleifen erdrückten die Möbel. Einige Paravents waren von oben bis unten mit Tanzordnungen beſteckt. Über den Schreibtiſch wälzten ſich die gleichförmigen Bücherreihn des Gotha-Almanachs, und die violetten flachen Rücken der Hofkalender mit ihren Jahreszahlen und Kronen bildeten einen langen Wall. Neben dem Telephon wehten Witzblätter. Und ſchlängelte man ſich zwiſchen dem Pult dieſes Apparates und dem Phonola-Piano, in dem die Walze der „Götterdämmerung" eingeſchoben war, zum Fenſter durch, ſo bemerkte man erſt von hier aus, daß die Hinterwand des Zimmers bis hinauf zur Decke von einer ungeheuren Regiſtratur verbaut war, in deren weißlackierten Fächern die alphabetiſch geſchichteten Briefe Platz fanden, neben der Bibliothek Polledis, die aus zahlreichen Adreßbüchern, dem „Kompaß", „Kürſchners Literatur-Lexikon", dem „goldenen Buch der Muſik" und

ähnlichem bestand ... Hier residierte er, der König aller Konnexionen, hier fühlte man die rings verstreuten Insignien seiner gesellschaftlichen Stellung wie notwendige Ergänzungen seiner Persönlichkeit. Nicht ohne demütigendes Mißbehagen betrachtete ihn Walder. Er fühlte sich durch Polledis letzte Bemerkung über Nauj getroffen, nannte ihn im stillen Hanswurst und wünschte nichts eifriger, als sich an ihm recht bald zu rächen. Deutlich empfand er es als Makel, daß er seine Einführung in die Gesellschaft diesem Gecken zu verdanken hatte. Aber für heute mußte er noch an sich halten.

Er nahm einen leichten Ton an: „Sie haben da soeben auf Ihre Leumundsfabrikation angespielt. Gut, daß Sie mich daran erinnern. Ich hätte nämlich wieder eine Angelegenheit für Sie ..."

Polledi fiel sofort in Stimme und Haltung eines Kellners: „Bütte sehr, bütte gleich ..."

„Es handelt sich um die Weiber. Da haben Sie mir, damals vor der Barcarole, so viel von den idealen Zuständen in der Gesellschaft erzählt, von der Tugendlosigkeit der Frauen. Nun, offen gesagt, bisher habe ich nicht viel davon bemerkt, vielleicht habe ich kein Glück ..."

„Seien Sie froh, Herr," tröstete Polledi überlegen und Walder hätte ihn in diesem Augenblick am liebsten erschlagen. Aber er blieb ruhig und erzählte möglichst scherzhaft seine Mißerfolge bei der Marquise Raillird ...

„Sie reden mir da ein Loch in den Bauch, und ich weiß doch schon alles. Ich bin nicht so schwer von Begriff... Also die Fraun machen Ihnen G'schichten. No ja, sie gehn gern Numero sicher. Wissen Sie, es ist ja manchmal sehr schön, wenn man jung, dumm und gefräßig ist. Aber bei den Frauen wird man nicht berühmt damit, die ziehn Erfahrung vor. Kurz und gut, Sie brauchen ein Verhältnis, junger Mann, ein Vorleben..."

„In dieser Beziehung baue ich auf Sie."

„Natürlich, mein Name ist Polledi," und plötzlich, in einer Anwandlung von Selbstpersiflage, blähte er sich auf, warf den Kopf zurück, ließ ein Bein schlenkern und vom ausgebogenen Arm aus setzte er die rechte Hand steif an die Brust. Es sah aus wie die Karikatur eines eingebildeten Menschen. So verharrte er eine Weile, dann klappte er jäh in einem Fauteuil zusammen...

„Sie werden doch ohne Zweifel imstande sein, mir einen derartigen Ruf bei den Frauen zu verschaffen, Herr Polledi. Sie wissen schon, so und so, daß ich liederliche Dinge getrieben habe, daß ich im Lieben bewandert bin..."

„Einen Ruf bei den Frauen! Wie sich der kleine Moritz das vorstellt... Pardon, Sie meinen doch nicht, daß Frauen in Liebessachen sich beschummeln lassen? O da sind sie mit allen Salben gerieben. Das kann ich Ihnen sagen, Herr, in meiner ganzen Praxis sind mir auf erotische Tricks

nur Männer hereingefallen ... Es hilft nichts, Sie müssen eben wirklich ein Verhältnis haben. Fällt Ihnen vielleicht eine passende Dame ein?"

Walder grub seine Erinnerungen um. Sie waren rein und glänzend wie Asbest. Endlich besann er sich auf etwas: ja, einmal war er doch in so ein Haus, allerdings nur als Zuschauer, geraten, wo es nicht sehr anständig herging: „Natürlich, die Gabi, die Gabi Radinger." Absichtlich hatte er zuerst, wie unwillkürlich, nur den Vornamen herausgestoßen, um den Anschein intimer Beziehungen zu erwecken.

„Was ist das?" fragte Polledi mißtrauisch.

„Sie ist Kellnerin in einer Weinstube, ich habe mit Reckleiner dort verkehrt."

„No jetzt kommen Sie sich furchtbar erwachsen vor, was? Ich sag Ihnen aber, damit werden Sie nicht viel aufstecken. Eine Weinstuben-Kellnerin! Großartiger Ruhm! ... Ja sehn Sie denn nicht ein, Menschenkind, daß es eine anständige Frau sein muß? ..."

„Hm, eine anständige ..."

„Hat ihm schon. Ich verschaffe sie Ihnen, eine wunderschöne anständige Frau ... Da ist von demselben Reckleiner, den Sie also kennen, die Frau, ein süßes Ding, mollert, tadelloses Weib," und Polledi drehte sich schon als Lelia durch das Zimmer, bewegte die Hüften, plapperte, lächelte bedeutungsvoll bei Worten, die nichts bedeuteten ...

Walder lachte und willigte ein. Vor dem Weggehn wandte er sich dann noch einmal zu Polledi: „Sie machen wirklich ausgezeichnet nach. Können Sie auch mich nachmachen?“

„Sie?“ Polledi überlegte. „Nein, das geht nicht, Sie haben keine so ausgesprochene Eigenart, keinen Stil ...“

Auf dem Heimwege jubelte Walder: Keinen Stil. Das will ich ja gerade. Jetzt geht es in die Freiheit hinein, in wechselnde Genüsse, ins Grenzenlose ...

Das Verhältnis mit Lelia erledigte sich glatt. Walder traf sie in Polledis Stadtwohnung und erreichte schnell sein Ziel ... Um sich mit ihr zu kompromittieren, führte er sie in Kaffeehäuser, ins Sommertheater, machte Sonntags an ihrer Seite Ausflüge, behing sie mit Brillanten. Schließlich tat er noch ein übriges, indem er sich einen Dienstmann kaufte, der elegant angezogen in einer Restauration Lelia, die Walders Arm beschwerte, öffentlich beleidigen mußte. Hierauf ohrfeigte ihn Walder vor den Augen des Publikums und eines Reporters, den er gleichfalls hin bestellt hatte, und zum nächsten Frühstück erschien das Renkontre mit Anfangsbuchstaben und einer pikanten Reihe von Pünktchen dahinter in der Zeitung. Somit schien das Menschenmögliche für einen schlechten Ruf

geleiſtet. Und bald darauf erhielt Lelia ihre Abfindungsſumme, ließ jedoch den angenehmen Galan nicht ohne Tränen frei.

Walder brauchte ſie nicht mehr. Sein Abenteuer hatte ſchon Aufſehen gemacht und die Marquiſen wurden merklich entgegenkommender. Faſt ohne Übergang ſah er ſich in die Reihe der Libertins geſtellt, konnte kaum die Fülle überblicken, die ſich an ihn herandrängte. Er erkannte und klaſſifizierte ſie: das Theater, die Seelengröße, die Neugierde ...

Die Marquiſe Amelizi war ehemals Soubrette geweſen. Ihr Mann, der ſeit jeher für Theaterdamen eine beſondere Vorliebe beſaß, war nach längerem Verkehr hängen geblieben. In den Bewegungen ihrer ſchlanken Glieder trug ſie noch etwas wie Erinnerungen an zweifelhafte Vaudevilles und lüſterne Couplets. Auch die Neigung, Pointen und Situationen zu unterſtreichen, hatte ſie beibehalten. Walder nahm ſie zuerſt, da ſie ſich am weiteſten vorwagte ... Das gab taumelnde Spaziergänge, Küſſe in leeren Gaſſen, ſchließlich geheime Nachmittage in einem ſtädtiſchen Abſteigequartier. Walder hatte jetzt die Technik weg und ging ſchnell vor. Von Untreue und Individualität redete er nichts mehr, dafür preßte er ſie um ſo enger, wenn er ihr die üblichen Phraſen aufſagte, daß er ohne Sinnlichkeit ihr Freund ſein wollte. Als ſie ſchließlich von ſeiner Nicht-Sinnlichkeit

überzeugt war, gab sie sich ihm hin ... Von da an wehrte sie nichts mehr, ihr altes Bühnentemperament erwachte, sie spielte mit ihrem Partner: Liebe ohne Hindernisse. Ihre Stiefel waren von hohen Stöckeln emporgestemmt, die Hüte oft etwas zu groß. Und sie hatte eine Art, die dunkelroten Achselstreifen ihres Hemdes, die immer den Oberarm entlang herabzugleiten drohten, zurechtzurücken und eine wollüstige Gewohnheit, die Schultern bis fast an die Ohren zu heben, wenn er sie küßte, ... daß er bei ihren Besuchen jedesmal wie rasend vor Begierde wurde.

Die Marquise Koli gönnte ihrer Schwägerin niedriger Herkunft den Besitz des jetzt so modernen Nornepygge nicht. Ihre Intrigen schoben sich zwischen die beiden wie ein Keil, borstig und boshaft gegen die Amelizi, immer liebenswürdiger und mehrversprechend gegen Walder. Und Walder ... ließ sich schieben. Er hatte ja gar keinen Grund, den Eintritt dieser neuen Variante zu verhindern. Mit Freuden nahm er wahr, daß sich sein Indifferentismus, der ihn alles gleichberechtigt finden ließ, hier von der angenehmsten Seite zeigte, indem er ihn eben die Schönheiten aller Frauen gleichberechtigt finden ließ und zu den mannigfachsten Genüssen ohne Einschränkung befähigte. Jetzt lebte er mit Behagen die kleinen reizvollen Szenen durch, die dieses Verhältnis zu dritt herbeiführte. Marquise Koli wurde Hausfreundin

bei dem Liebespaar, ließ keinen der üblichen Hausfreundkniffe aus, von der Störung bis zur Vereklung, vom Spott bis zur ernsten Verleumdung. Schließlich brachte sie sogar ihren früheren Liebhaber, einen harmlosen Tennisspieler, mit sich, um die Amelizi bei den Zusammenkünften zu beschäftigen. Da Walder immer gefühlloser und witziger wurde, sah die kluge Soubrette ein, daß ihre Rolle bei ihm beinahe zu Ende gespielt sei, und zog deshalb vor, abzugehn, ehe ihr Stichwort gefallen war. So endigte die Szene temperamentvoll mit gutem Effekt. Die Amelizi trainierte mit dem Tennisspieler zum mixed-double. Walder und die Koli besuchten Kunstausstellungen ...

Walder beabsichtigte, gleich den ersten Besuch in einem Bett münden zu lassen. Doch zeigte die Marquise Koli wenig Lust, ihren nun eroberten Verehrer gar so schnell zu befriedigen und zu verlieren wie die besiegte Rivalin. Sie war gewarnt und erlaubte nur allmähliche Fortschritte. Walder blieb ungestüm, aber innerlich geduldig und erfreut über diese neue Wendung. Er spielte jetzt: Liebe mit Hindernissen. Mit reizenden Dialogen, galanten Geschenken, geistesgegenwärtigen Berührungen kam er genußreich vorwärts. In den langen Listen von Gegengründen, die sie lächelnd aufzuzählen pflegte, erblickte er Hemmungen, die den Besitz der Schönen nur begehrenswerter machen, nicht endgültig verhindern konnten. Und

ſchließlich erreichte er ſein Ziel durch eine geſchickte Verwendung der Marquiſe Raillird.

Dieſe hatte mit Schrecken und Reue ſchon längſt wahrgenommen, welche Trophäe des Klatſches ſie buchſtäblich aus ihrem Boudoir hatte entſchlüpfen laſſen. Jetzt näherte ſie ſich zum zweitenmal, verſchwendete leicht deutbare Zeichen der Gunſt an Walder. Walder machte Miene, ihr zu folgen. Da wurde die Poſition der Koli unhaltbar. Um ſchließlich nicht verſchmäht zu werden, mußte ſie ſich ergeben.

Sie wußte indes ſelbſt in ihre Preisgabe noch einen Teil ihres Widerſtandes zu retten. Sie erfand eine Stellung, die Walder alle Lockungen der Abwehr wie des Unterliegens zugleich genießen ließ. Sie brauchte nämlich in den tollſten Umarmungen nur den kleinen Finger ihrer linken Hand ein wenig zu heben, wie zum Zeichen, daß ihr das alles denn doch nicht ſo ganz genehm ſei, ... und dieſe preziöſe Gebärde gab ſelbſt ihrer Hingabe etwas Keuſches, reizte zu Spott, Sinnlichkeit, Lächeln, Wohlwollen, Mitleid, zu einem ſtimulierenden Gefühlsgemenge, das alle Langeweile verſcheuchte ...

Walder aber übertraf ſie. Zu dem Bewußtſein, ihr erhörter Sklave zu ſein, ſchuf er ſich die Gewißheit, ſie zu beherrſchen. Er fragte ſie einmal, ob die eigentümliche Kaprice, die Polledi von ihr zu erzählen wußte, wirklich beſtehe. Sie ſagte ja,

sie habe wirklich ihrem Mann nur dann die Ehe gebrochen, wenn er bei ihr lebte; wenn er auf Reisen wäre, bliebe sie ihm unverbrüchlich treu... Walder wollte sie aber nicht bloß so genießen wie mancher Kavalier vor ihm. Er veranlaßte, daß ihr Mann nach Paris fuhr. Und dann erzwang er durch einen Blick, wortlos, ihr Lager...

Und nun war auch die Zeit gekommen, die Marquise Raillird zu ducken. Er provozierte neue Beweise ihrer Willigkeit. Und als sie einmal ganz zärtlich wurde, wies er sie höhnisch zurück. So traf er ihre Neugierde am schärfsten...

Indessen rastete die Organisation nicht, während Walders Liebesspiele sich verketteten. Täglich erschien Nauj auf Schloß Nornepygge und berichtete von Erfolgen. Er legte Rechnung über Gelder, die er von Walder empfing und durch Reckleiner verbrauchen ließ. Die dunkle Pracht seiner Leidenschaft entfaltete sich, wenn er neue Schändlichkeiten der Regierung brachte, wenn er mit tränenden Blicken eine bessere Zukunft voraussah. Bei ihm stand es fest, daß Walder Konsul werden müsse; für sich selbst wünschte er nichts, da er in der Tätigkeit seine höchste Lust fand. Aber den Freund, dem er aufrichtig zugetan war, wollte er glücklich sehn, er lobte seine Ausschweifungen, er trieb ihn tiefer und tiefer in die flammenden Essen der Wollust...

Eines Tages kam er mit der Nachricht, er habe

für ihn ein Petitmaiſon im entlegenſten Teil des Parkes bauen laſſen. Walder ließ ſich von Nauj an den Ort der Überraſchung führen. Aus einem farbig ſchwankenden Gürtel wilder Roſen brach der kleine Rundbau; die umlaufende Marmorwand, fenſterlos mit ſpitzbogigen Blendarkaden, warf gelb und rot eingelegte Ornamente im arabiſchen Stil durcheinander. Ein flaches blinkendes Metalldach ſchloß das Ganze wie eine Salbenbüchſe oben zu. Zuerſt betrat man einen Vorraum, den Eisblöcke in vernickelten Scharnieren kühlten. Fahles Oberlicht ſpielte durch Glaslinſen an der Decke ein, zog über die dicken, faſt kubiſchen Polſter, die allenthalben umherlagen. Ein kleines Podium war mit Kiſſen und Decken bedeckt, weiche Teppiche machten aus dem ganzen Gemach ein einziges weites Bett. Hinter einem durch Bernſteinſchnüre gebildeten Vorhang glitzerte eine breite Badewanne aus Glas. Von hier aus öffneten ſich fächerförmig vier kleine Zimmer, die je ein Lager enthielten. Das erſte war roſa tapeziert, das zweite und dritte in immer tieferem Rot gehalten, von immer betäubenderem Parfüm durchatmet. Das letzte, ſchwarz ausgeſchlagen, trug an der Wand dem Bette gegenüber ein weißes Skelett, aber zwei fleiſchige Rubensbilder ſchrien unter ſeinen ausgeſpreizten Armen ... Walder dankte dem Freunde.

Vergeſſen war nun das dumpfige Abſteigequartier

in der „Stadt", die Hintertreppe und die augenkranke Alte, die bei „Klopfen, nicht Anläuten" öffnete ... Die Damen, die Walder jetzt seines Umganges würdigte, mußten in seinen Harem kommen und wie Odalisken den Schloßherrn geduldig erwarten. Er nahte durch den unterirdischen Gang, der den Palast mit dem neuen Pavillon verband, ließ sich zur Liebe herab und schickte nach heißen Stunden die Freundin auf geheimen Wegen weg. Die Sonne brannte herein, Äolsharfen erklangen. Und in den sechs Räumen des Harems gab es keine ablenkenden Gedanken mehr, keine Widerstände, keine Angst vor Überraschungen, nur die purpurne Flut der Erotik spielte gliederlösend über zwei Leiber ...

Eine lange Reihe von Schönen schritt nun, eine nach der andern, durch diese Räume. Mit geschlossenen Augen und hangenden Armen kamen sie, wie durch seinen Willen in bleischwere Träume versenkt. Die Kleider fielen. Nackt, mit bebenden Nasenflügeln, die rosigen Brustwarzen verlangend zugespitzt, standen sie vor seinem entfesselten Trieb. ... Der Gedanke an die Frauen verließ ihn nicht mehr. Auch wenn er allein war, hörte er ihre von Erregung halberstickten Aufschreie, die Rosenknospen ihrer Brüste drängten sich wie eine dornenlose duftüberquellende Riesenhecke an ihn. Kaum unterschied er mehr die einzelnen, oft setzte er Gespräche mit einer fort, die er mit einer andern

begonnen hatte, er verwirrte ihre Namen, ihre Charakterzüge und eine ununterscheidbare Masse betäubter Handbewegungen, glänzendfeuchter Augenaufschläge verfolgte ihn in seinem unruhigen Schlaf. Seine ganze Umgebung begann etwas Weibliches anzunehmen. Überall bauschten sich ihm Frauenbusen, aus Tapeten, aus Fenstergardinen, die ein flüchtiger Luftzug aufblähte, aus den Heuhaufen der Wiesen, aus Wolken, Rauchsäulen. Alles, was rund war, schien ihm eine üppige Hüfte. Aus dem Wald brachte der Wind schwache Ausdünstungen eines Frauenleibes. In rissigen Baumrinden sah er sehnsuchtsvoll geöffnete Lippen, Puderquasten in den weißen Kugeln des abgeblühten Löwenzahns, in Ästen begieriges Winken, der Vollmond lockte wie ein von Leidenschaft verdrehtes Auge, in dem man nur noch das Weiße sieht, wie Liebkosungen tänzelten Schmetterlinge durch den Garten, im Davoneilen des Baches glitten Schleier von weißen Schultern. Wenn er eine Türklinke niederdrückte, war es wie Berührung einer Frauenhand. Und wenn er schlief, schwamm er oft in einem weiten Meer, dessen regelmäßiger Wellengang herankam. Mit einemmal wurde das Wasser rosig, fest und doch noch weich, es begann zu duften, versleischte sich, und nun waren all die regelmäßig anlangenden Wasserhügel lauter Brüste, die reihenweise unter Walders erglühendem Körper hinwegschaukelten...

Die Marquiſe Fioridiligi war zart und galt für tugendhaft. Walder wußte, daß Polledi ſie ſeit Jahren erfolglos liebte. Den Clown in ſeiner einzigen tieferen Leidenſchaft zu verletzen, ihn zu demütigen, der ſich ſo überlegen dünkte: das reizte Walder. Und er glaubte, der Makel, der ſich an ſeinen erkauften Eintritt in die Geſellſchaft knüpfte, werde aus ſeiner Erinnerung verſchwinden, wenn er dem hochnäſigen Vermittler in dieſer Herzensangelegenheit zuvorkäme ... Daher beſchäftigte er ſich in Geſellſchaften mehrere Abende lang ausſchließlich mit der Marquiſe Fioridiligi. Sofort war ihr guter Ruf verſchwunden. Und ſie fand ſich nun nicht mehr veranlaßt, Widerſtand zu leiſten. Das Lächeln ihres durchſichtigen blutleeren Geſichtes umrahmte ſich bald mit den Kiſſen von Walders Bett. Ihr Atem roch nach Weihrauch, und ihre Küſſe kamen ſcheu und gierig, als küßten ſie ein Prieſtergewand, an ſeinen Mund. Sie war eine Betſchweſter, die Fioridiligi. Sie erzählte von den langen ſüßen Stunden, die ſie in Kirchen verbrachte, ſie erglühte, wenn ſie auf den neuen Predigermönch zu ſprechen kam, der jetzt großes Aufſehn in der „Stadt" erregte und doch aus Demut ſeinen Namen verſchwieg. Walder hörte ihr gern zu, dann nach langen Berichten berührte er ſie nur an der Taille und ſie ließ, einen heiligen Spruch noch auf den Lippen, inbrünſtig ihre ſeraphiſch-ſchmalen Glieder in ſeine Arme ſinken

... Walder dachte an Polledi und rächte sich ...

Sein Wille stärkte sich mit den vielen Befehlen, er lenkte geheimnisvoll die Wünsche und Regungen der Frauen. Über verschmähte Zärtlichkeiten, gebrochene Seelen, trostlos verschlungene Hände schritt er hinweg, ein kräftestrotzender Beschäler, sättigte seine Nüstern an dem grausamen Brodem des Unglücks. Rings sah er nur Unterworfene, Sklavinnen. Und wirre Zuckungen durchfurchten schon sein Hirn, er dünkte sich nun, wie Nauj, zur Zuchtrute der Frauen auserkoren, mußte sadistische Regungen in sich unterdrücken. Unangekündigte Wutanfälle verheerten ihn. Nicht immer konnte er sich zurückhalten. Dann zerwalkte er die Frauen beinahe, biß sie in die Schultern, preßte sein Gesicht so fest in ihres, daß sie Schmerzrufe ausstießen. Jetzt zudrücken, fester drücken ... brummte es in ihm ... drück ihr das Gesicht in die Hirnschale hinein, hinein, und dann aus diesem blutgefüllten Becher ihres Schädels sauf dich endlich voll, sauf, sauf dich voll ...

Unter den Frauen, die zu ihm kamen, war jetzt auch die Marquise Grollheim-Viani, die Herrschsüchtige, die ihren Mädchennamen beibehielt und den Mann sekkierte. Walder hätte sie mit einem Hauch niederstrecken können, so stark fühlte er sich schon. Aber er ersann ein feineres Raffinement, er stellte sich schwach, dämmte seinen Willen ein,

bezwang sich in jeder Regung. Wie ein Inder durch aszetische Yogi-Praktiken seine Kräfte ins Überirdische steigert, so legte sich Walder die Qual des Gehorchens auf, sammelte seine Energie gleichsam hinter Schleusen. Nie fühlte er sich mächtiger als zur Zeit dieses Verhältnisses, in dem er scheinbar der Beherrschte war. Und gab er sich dann einmal frei, so tobte sein Zorn losgefesselt und groß wie der eines Gottes über die zitternden Gemüter hin ...

Indessen war der Sommer ins Land gekommen. Er begann allenthalben die Welt zu braten. Unversiegbar heizte die Sonne und, wenn es einmal regnete, so kamen die Tropfen lau und triefend vom Himmel herunter wie Schweiß. Die Flüsse verdampften, gesotten und unter Staubkrusten raschelten die Blätter an den Bäumen, die Menschen schlürften mit schlappen Mienen durch den verseuchten Tag. In den Nächten aber war die Luft weich wie Plüsch, aufrührerisch, warm. An Schlaf konnte man nicht denken. In den elektrisch durchstrahlten Gärten am Flußufer sammelte sich das Volk um Musikkapellen, in den Villen vor der „Stadt" brausten allwöchentlich die Orgien des Hochadels von steigendem Wahnwitz ... Nun kam an Walder die Reihe, ein Fest zu geben, und er schickte sich an, alle zu übertreffen.

Es sollte bei ihm eine noch nie dagewesene Ausschreitung geboten werden, etwas, das nahm

er sich vor, von dem in Kulturgeschichten die Rede sein würde ...

In seinem Bergwerksrevier befand sich auch ein Tagbau. Die Kohle lag an dieser Stelle so nahe der Oberfläche, daß man nicht in Schächten nach ihr schürfen mußte. Sondern der ganze Berg, der mit Kohle zum Bersten gefüllt war, wurde einfach samt seinen Fundamenten abgetragen. Schon war ein Teil gleichsam weggeschnitten und wie eine mächtige Wand, hoch und breit, zog sich nun der steile Braunkohlen-Abhang am Rande des Tales hin ... Diese Grube bestimmte Walder zum Schauplatz seines Festes. Von dem Dunkel der Kohlenwand und des Nachthimmels sollten die weißen Frauenleiber leuchtend sich abheben. Auf der Bühne härtester Arbeit sollte die Wollust sich entfalten ...

Eine Woche lang ließ er den Betrieb rasten, die Talsohle mit riesigen Samtteppichen überziehn, den Letten und die Verschütthalden am Rand der Grube fortwährend bespritzen, um den süßlich-beizenden Rauch abzuhalten. In den Kantinen wurden Büfetts aufgestellt. Lakaien wimmelten im Maschinenhaus ...

Es war eine ungewohnte Last, die in der Mittwochsnacht auf den Hunten der Zahnradbahn zu Tal fuhr. Zärtliche Kavaliere und leichtgekleidete Marquisen kicherten in den Waggons, die blankgeputzt, mit Blumen geschmückt von Bergknappen

in Paradetracht geſchoben wurden. Unten angelangt, bewunderte man die aufragende braunſchwarze Wand zuerſt aus dummen Augen. Aber die in allen Künſten der Toilette geübten Damen hatten bald herausgefunden, wie vorteilhaft ihre zierlichen Geſtalten unter dem Schein des Bogenlichts gegen all das Schwarze des Abbaus, gegen das Schienenwerk, die Bohrmaſchinen, die Mannſchaftshütten ſtanden. Wie Liebkoſungen empfanden ſie nun die haßerfüllten Blicke der Bergleute, die geflüſterten Verwünſchungen; jedes ernſte Arbeitsgerät, an das ſie mit ihren Röcken ſtreiften, gab ihnen neue Senſationen ... Unter freiem Himmel ſtanden die Tiſche wie in einem Rieſenſaal, die Löcher in der Kohlenwand waren zu kleinen Zimmerchen und Lauben hergerichtet. Das Ungewohnte der Örtlichkeit entfeſſelte die verborgenſten Triebe bei den Gäſten, jeder wollte in dieſe merkwürdige Umgebung etwas Bemerkenswertes hineintragen, man übertraf ſich in ungeahnten Zoten. Polledi fand, daß ſich alle furchtbar erwachſen vorkämen.

Bald raſte die Sinnlichkeit zügellos. „Es lebe die Freiheit," ſchrie Nauj, „wir wollen frei ſein." ... Ein unendlicher Ekel rang ſich in Walders Hals herauf, ein ſtürmiſches Wehgefühl. Wie lange wird der Abenteurer noch dieſes heilige Wort „Freiheit" mißbrauchen! dachte er ... In böſem Sinnen trat er zur Seite, plötzlich mitten

im Festgewühl suchte ihn seine unauslöschliche Logik heim. Nein, ich bin nicht frei, schrie es in ihm, ich bin allen meinen Ausschweifungen zum Trotz nicht frei. Denn umfasse ich jemals das Ganze des Lebens? Und wenn ich mich jetzt kopfüber wie in ein Wasser unter diese schamlosen Weiber stürzte, könnte ich dort alle Gluten finden, die ich ersehne? Nein, ich bin nicht frei. Um frei zu sein, müßte ich jede leidenschaftliche Regung des Weltalls in meiner Brust fühlen, das Zwinkern eines Sternes müßte mir ein Schmeichelwort eines Mädchens sein. Und mehr als alle leidenschaftlichen Regungen, ich müßte auch alle unleidenschaftlichen Regungen in mir fühlen, alles Rasche wie alles Träge, alles Wilde wie alles Stille. Ungeheurer Gedanke! Ich müßte die Unendlichkeit selbst sein, ein mühsames Schillern. Nein, ich bin nicht frei. Und wenn ich Frauenleiber aufessen, einatmen lernte, wie lächerlich gering bleibt das alles immer noch hinter der Summe aller Möglichkeiten zurück. Ich bin begrenzt, zurechtgelogen. Mein Fest kommt mir kindisch und harmlos vor neben dem, was ich träume. Also weg damit! Weg mit dem ganzen Leben, wenn es nicht zur Freiheit taugt! Wieder einmal war ich auf dem falschen Wege. Jetzt aber sehe ich ein, wie alles eitel ist. Ich kehre mich vom Leben ab. Nur darin kann die Freiheit liegen. Ich will mich kasteien und als Mönch sterben ... Im

nächsten Augenblick kam ihm dieser ganze Gedankengang schief und höchst unnötig vor. Er gab sich nicht genaue Rechenschaft darüber, stellte nur fest, daß sich nichts Wesentliches ereignet hatte und daß also kein Grund zu einer so innerlichsten Sinnesänderung vorliege. Die aszetischen Gelüste tauchten unter, mit einer Handbewegung verabschiedete sie Walder als unzeitgemäß. Und leichten Schritts begab er sich wieder in das Bacchanal, trank den Gästen zu und sang mit ihnen.

Nauj stürmte auf ihn los, fassungslos vor Freude, wie ein ganzer Haufe betrunkener Menschen. „Das ist schön, Walder, das ist schön." Seine Augen glühten wie dunkle Rubine.

Erlöst, glücklich, wie nach einem angstvollen Traum, schmiegte sich Walder an die breiten Schultern des Freundes: „Wir wollen lustig sein! Nicht wahr, wir wollen das Leben genießen."

„Und wie!" schrie Nauj, faßte Walder um die Hüften und begann mit ihm zu tanzen. Sie drehten sich, irrsinnig im Rausch, lachend und hopsend, durch die Tischreihen. Man rief ihnen Beifall zu. Einige Damen hängten sich an, Kavaliere folgten ihnen, wie ein Bienenhaufen schwärmte die dichte zusammengepreßte Menge immer rundum. Becher stürzten über Sessel, Tische lagen fußaufwärts auf dem Boden, die Braten schwammen durch Weinpfützen im Plüsch. Alle schrien. Dazu schmetterten die Trompeten und aus den dunklen Bergen hallte es wider...

Schwer atmend hielten Walder und Nauj einander umfangen.

„Gehn wir ein wenig ſpazieren," ſchlug Walder vor. Sie löſten ſich aus dem Gedränge und ſchritten nun langſam den Abhang entlang, im Schatten. Aus dem Licht her trug der Wind Kreiſchen, Jauchzer in ihr Geſpräch.

Nauj war voll Glück und Zärtlichkeit: „Du haſt dich wirklich ſehr verändert, Walder. Denkſt du noch an den Ball in deinem Schloß, wie du immer zur Seite wichſt, wie ich dich auf die Galerie hinauf verfolgte."

„Ja, ja, es war eigentümlich, damals."

„Damals mußte ich für dich den Ball arrangieren. Heute biſt du ſelbſtändig, ganz frei, lädſt mich zu einem Feſt, das mich überraſcht und betäubt. So großartig haſt du dich entwickelt. Und erinnerſt du dich noch, wie wir auf demſelben Ball ein Geſpräch hatten und wie du zweifelteſt, ob überhaupt ſo etwas wie Bewegung möglich ſei? Jetzt erlebſt du ſie, jetzt biſt du mitten drin. Das iſt die beſte Antwort auf deine Zweifel."

„Meinſt du? ... Ich, ich weiß nicht ..."

„Am Ende zweifelſt du immer noch? Das wäre doch lächerlich."

„Warum lächerlich?"

Lauter Lärm klang von den Tiſchen. Plötzlich wurde es ſtill, jemand ſprach einen Toaſt. Hier, am Rand der Grube, hörte man nur das Auf-

und Abschwellen der Stimme, ohne die Worte zu verstehn ...

Nauj ereiferte sich: „Ich begreife dich wirklich nicht. Du bist das Haupt der Revolution, du erschütterst das ganze Staatswesen. Das genügt dir doch, will ich hoffen. Oder willst du noch mehr Bewegung?"

„Mehr, mehr, immer mehr ..." in visionärer Gebärde reckte Walder die Hand aus, „alles will ich, alles ..."

Der Toast war zu Ende. Lärmend stimmte der Chor ein: „Es lebe Walder, erster Konsul der Republik!"

Es brauste wie eine untergeordnete Fuge herüber.

Walder schloß, erschauernd: „ ... alles ... oder nichts."

„Ich bitte dich, tragiere nur nicht. Das paßt dir nicht. Dazu lebst du zu glücklich."

„Nicht wahr, ich bin glücklich," schmiegte sich Walder wie ein Kind an Nauj, „ich will ja zufrieden sein, ich will mich bescheiden. Wie schön ist doch diese Nacht! wie glänzen unsere Frauen! O ich bin schon ganz still, ganz brav, siehst du. Morgen früh gibt es wieder ein hellblondes Mädchen, wie werde ich sie küssen! Ich werde sie küssen, warum nicht?"

„Wie du redest! merkwürdig naiv ..."

„Naiv, findest du? Nein. Es kommt mir nur

manchmal widersinnig vor, daß ich mich mit so wenigem bescheide ... Als ich mich entschloß, in Abenteuern zu leben, glaubte ich, dadurch frei zu werden. Ich dachte, die Summe des Lebens zu umfassen. Und was erlebe ich? Einen kleinen Aufstand, ein paar Damen, einen lächerlich geringen Bruchteil Welt ... Das wäre doch Schwindel, Mystik, wenn ich mich in solchen Fesseln und Begrenzungen frei fühlte."

„Nein, du irrst." Nauj sprach schnell, mit Überzeugung. „Du irrst. Jetzt kann man allerdings noch nicht von Freiheit reden, solange dieser Kaiser über uns regiert. Aber, warte nur, bis wir die Herren sind, dann wird ein Druck von allen Herzen fallen ..."

Walder gab es seufzend auf: „Glaubst du, daß du in einer Volksversammlung redest?"

„Ich rede so, wie ich es fühle. Und ich fühle, der goldene Tag der Freiheit ist nicht mehr allzu fern, ich sehe schon das Morgenrot der Erlösung ..."

„Wie reizend du mich mißverstehst."

„Aber laß doch endlich deine Phrasen. Die Sache ist ernst und zu gut für Scherze, verstehst du. In einem Monat werden wir so weit sein, daß es losgehen kann."

„Wahrhaftig?" erschrak Walder.

„Ja, dann gibt es endlich Taten nach all den Worten. Wenn du's nicht glauben willst, schau ..." Er zog ein Blatt Papier aus der Rocktasche und

zeigte es Walder. „Das ist die Proskriptionsliste. Am Vorabend der Revolution, siehst du, um 5 Uhr, am letzten August, beginnt die notwendige Schlächterei. Rocketby muß alle Unzuverlässigen und Schwankenden vor dem allgemeinen Massakre privatissime abführen."

Walder las unter einer Bogenlampe die ersten Namen: „Graumer ... Lankor ... Warum die? Sind sie nicht mehr Redakteure des ‚Fortschritt'?"

„Gewiß. Aber du erinnerst dich vielleicht noch, wie sie damals, beim Putch, durch eine Geheimtüre entflohen sind und beinahe alles verdorben hätten, die Feiglinge."

Walder erinnerte sich. Zugleich fiel ihm ein, daß Nauj und er selbst bald darauf dieselbe Türe benützt hatten. Er behielt den Gedanken bei sich...

Nauj schwärmte weiter: „Ist es nicht ein herrliches Leben, das wir führen! Tagsüber schaffen wir zum Wohle der Menschheit an einer welterschütternden Umwälzung. Und nachts vergnügen wir uns mit den schönsten Frauen. Sieh nur hin. Wie das glitzert, wie das blitzt. Alles hast du hier beisammen: Eleganz, Reichtum, Frohsinn, Adel, Kunst und Natur. Du bist glücklich, mein Freund, überglücklich. Und ich bin froh, daß sich alles so gut getroffen hat..."

Walder stimmte mechanisch zu: „Ja, ich bin glücklich. Alles hat sich gut getroffen..."

„Nun, was sagen Sie dazu?" rief Nauj noch lauter.

Im Schatten, hinter einem abgesprengten Kohlenblock, lag Marquis Raillird auf einer Tragbahre.

Walder grüßte: „Ich habe Sie schon vermißt, Marquis."

„Sehr liebenswürdig. Ich wollte nur nicht stören."

Raillird sah noch ironischer drein als gewöhnlich, abgemagert und unheimlich. Von Zeit zu Zeit riß ein verzerrendes Lachen an seinen Wangen. Zwei Diener stützten ihn.

„Stören? Kann ein so lieber Gast stören?"

„Ich störe alle Lustigen."

„Schreiben Sie sich da nicht zu viel Einfluß zu?"

„Spotten Sie nicht. Gehen Sie lieber, ehe meine Bosheit losbricht."

„Sie werden doch nicht so abseits bleiben."

„Ja, ich werde abseits bleiben. Und das dürfte besser für Sie sein."

„Abermals muß ich Sie daran erinnern, daß wohl nicht gar so viel in Ihrer Macht steht. Es geht uns doch allen leidlich gut, glaube ich."

Jetzt mischte sich Nauj in das hartnäckige Gespräch: „Ja, sagen Sie selbst, Marquis, ist es nicht ein herrliches Leben, das wir führen? Bei Tag Revolutionen, Mordanschläge . . ."

Der Marquis erhob sich wütend: „Lassen Sie mich in Ruhe."

Nauj lachte ihm ins Gesicht: „Ich wollte nur noch fragen, wie es mit Ihrer Wunde steht. Sie ist doch hoffentlich schon zugeheilt?"

Aus Raillirds dunklem Antlitz starrten zwei Augen, ohne zu blinzeln: „Was wollen Sie von mir? Warum reden Sie von diesen Dingen, die besser ewig im Verborgenen blieben? Wünschen Sie mich aufs äußerste zu reizen? ... Es wäre mir lieber, Sie gingen beide. Warum haben Sie Ihr Fest verlassen, Herr Nornepygge? Eben werden die Weiber verteilt. Gehn Sie doch, dann bekommen Sie vielleicht noch eine. Vielleicht fällt Ihr Los auf meine Frau, eilen Sie doch, sie hat Sehnsucht nach Ihnen, in alle Deckchen stickt sie Ihren Namen und der Papagei ruft nur noch: Walder. Ich bitte, lassen Sie mich allein. Ich bitte, seien Sie nicht zu stolz. Und Sie auch nicht, Nauj. Das Glück könnte sich wenden. Niemand soll sich sicherfühlen."

„Sie reden wirklich wie in einer Volksversammlung," schwatzte Nauj. „Aber wie in einer langweiligen. Da geh ich wirklich. Komm mit, Walder."

Walder blieb. Er konnte sich von dem ruhigen Blick Raillirds nicht mehr losmachen. Wie ein klebriges Pflaster fühlte er ihn an seiner Nasenwurzel.

Nauj entfernte sich und nun maßen einander die zwei Gegner. Eine quälerische Pause verstrich, während Walder fühlte, wie eine eiskalte Hand durch seine Stirn griff und hinter seinem Gesicht ihm in die Kehle hinunterlangte, daß ihm der Atem schwer wurde .... Von fern, aus dem Lichtkreis,

erscholl jetzt ein Jubeln, wie eine Tierstimme. Man hob einen Tisch hoch empor, viele Hände trugen ihn, wie einen Schild, auf dem man dem Volk einen neuen Herrscher zeigt, und oben umarmte sich ein nackter Mann und eine nackte Frau, sie begatteten sich vor den Augen aller ... Walders Blick, durch den Lärm aufgeschreckt, tauchte nun endlich aus der Anziehung Raillirds und jetzt erst fand er die Kraft, etwas zu stammeln: „Wo ... ich wollte fragen ... wo ist der Marquis Koli? Er fehlt mir heute."

„Tot."

„Was? Gestorben?"

„Nein, sich selbst."

Walder fuhr zusammen. Und ihm war, als wisse der Marquis, gehässig und rachgierig, wie er dalag, noch viele solche böswillige erschütternde Nachrichten, die im Laufe dieses Gesprächs hervorkommen und schaden würden. Trotzdem war er nicht imstande, sich loszureißen, eine rätselhafte magnetische Wollust lockte ihn immer tiefer in diese gefährliche Unterhaltung. „Warum hat er das getan?"

„Warum? Das werden Sie doch am besten wissen. Seine Frau ist ihm untreu geworden."

„Das war sie doch seit jeher."

„Nein, nie, wenn er auf Reisen war. Das bestimmte eine Übereinkunft zwischen den Gatten, daß sie ihn vor seinen Augen nach Belieben be-

25*

trügen dürfe; wenn er aber verreiſe, müſſe ſie immer nur an ihn denken, nur ihn lieben ..."

„Ein Kaprice."

„Es mag eine Erinnerung an die erſte Zeit ihrer Liebe ſein, ich finde das ſehr begreiflich. Er wollte ſich vielleicht ein reines Symbol in das wüſte Leben herüberretten, der dicke Idealiſt. Und als ihm dieſes letzte Fleckchen Himmel auch noch beſchmutzt wurde, verlor er den Glauben an die Menſchheit ... Ganz wie Freund Victorin."

„Wo iſt Marquis Victorin, auch den ſehe ich nirgends." Walder wurde noch ängſtlicher.

„Nun der hat ſich noch nicht erſchoſſen. Aber, ſchlimm genug geht es ihm ... Sie wiſſen wohl, daß ihm Nauj die Fosca überlaſſen hat. Nun hat er mit der Fosca gelebt, anfangs in eitel Glück und Freude. Allmählich iſt jedoch ſeine Glut geſunken, die Enttäuſchung war da, wie ich es vorausgeſagt hatte. Und der gute Junge erträgt den Anblick der Sonne nicht mehr, er verflucht ſeine Sinne, er hat die Gruft ſeiner Ahnen öffnen laſſen und wälzt ſich zwiſchen den Särgen unten. Mit Mühe nur konnte ich ihm die Trappiſten ausreden. Da iſt es wohl noch klüger, er leckt eine Zeitlang, wie ſchon manches Mal, weinend den Marmor der Sarkophage."

„Der ſchlanke Graf als Mönch. Sehr ſchön," warf Walder ein.

Raillird fauchte ihn an: „Sie wollen das äſthe-

tisch überwinden, Herr Nornepygge. Ich durchschaue Sie. Sie wollen über die furchtbaren Tatsachen durch Spielereien eines Malers hinwegkommen ... Ja, von außen sieht es ganz schön bei uns aus, aber es ist trotzdem nichts als ein Irrenhaus, in dem wir toben. Wir sind ein leichtsinniges Gesindel, für das schon die Guillotine bereitsteht. Den weißen Pierrots ähneln wir, die mit geladener Pistole vor dem Mund ihre letzten Tänze durch das Mondlicht springen. Und nein, es ist kein herrliches Leben, das wir führen. Es ist nicht so, wie Ihr Freund vorhin es ausschrie. Jeder von uns trägt schon seinen Untergang im Herzen."

„Beruhigen Sie sich nur ..."

„Stecken Sie nur, bitte, Ihr Mitleid wieder ein. Aber schnell! Sie haben am wenigsten Ursache, sich sicher zu fühlen, Marionette ... Ja, ich bin im Elend, aber ich würde nicht mit Ihnen tauschen."

Walder erschrak. Jetzt erst fiel ihm ein, daß Polledi ihn einmal vor Raillirds bösem Blick gewarnt hatte. Und obwohl er nicht abergläubisch war, langte er gruselnd nach dem Topas in seiner Krawattennadel ...

„Pochen Sie nicht auf Ihr Glück, Herr Nornepygge. Es könnte eines schönen Tages zusammenstürzen. Jemand könnte kommen und Ihnen den ganzen Schwindel aufdecken, das wäre sehr traurig für Ihren Stolz ..."

„Sie drohn nur immer. Ich habe keine Angſt. Reden Sie doch ...“

„Ich werde reden, wann es mir beliebt ...“

Neuerdings erklangen jetzt Fanfaren aus dem Lichtkreis. Zugleich ging ein Feuerwerk in die Höhe, breitete ſich im ſchwarzen Himmel aus, gleich einem Bukett, deſſen Blumen leuchtend und raſch aufſchoſſen, um gleich darauf die Köpfchen zu ſenken, erglühend, und zu Staub zu zertropfen ... Man hörte das Klirren der Becher und triumphierende Rufe: Hoch Walder! hoch der erſte Konſul!

Raillird erbebte in Wut: „Hören Sie? Alſo gut, jetzt ſollen Sie es erfahren ... Sie glauben eine Revolution großartig zu kommandieren. Indeſſen ſind Sie nur ein Werkzeug ...“

„Nauſs, ich weiß.“

„Auch deſſen. Das iſt Ihre Sache. Aber über Ihnen und Nauſ und über uns allen ſitzt der große Finanzmann, der Unſichtbare, Allgegenwärtige, der liebe Gott: Reckleiner ...“

„Das alles weiß ich doch.“

„Ja, aber wiſſen Sie auch, wie Reckleiner durch Polledi und mit Hilfe ſeiner Frau Lelia Sie, lieber Herr Walder, in unſere Geſellſchaft bugſiert hat? Sie ahnen ja gar nicht, was für eine lächerliche Rolle Sie ſpielen ... Die Revolution war nämlich, ehe Sie kamen, tief in Schulden bei Reckleiner, wir ſtanden knapp vor dem Konkurs. Um nun unſere Finanzen zu ſanieren, neue Aufträge

von uns zu erlangen, mußte er Sie in unſere inſolvente Geſellſchaft locken laſſen, Sie unglückſeliger Millionär. Verſtehn Sie? Aber Polledi benahm ſich ſo geſchickt dabei, daß Sie ſich am Ende noch vor ihm ſchämten. Das iſt die überwältigende Komik an der Sache. Er ließ Sie in dem Wahne, daß Sie ſich uns aufdrängen. Inzwiſchen haben wir Sie ſchon nötiger als Salz gebraucht ... Haben Sie auch das gewußt?"

„Nein, das nicht," ſtotterte Walder, dem Weinen nah.

„Nun alſo, jetzt iſt Ihnen aber klar, wie Sie von beiden Seiten betrogen wurden. Jetzt werden Sie ſich auf Ihre Führerrolle nicht mehr viel einbilden."

„Wenn Sie wüßten, wie wenig mich all das trifft." Walder hatte ſeine Ruhe wiedergefunden, während Marquis Raillird von jetzt ab nur noch wie ſinnlos weiterkicherte und kaum mehr zuhörte. „Es iſt mir ſchon lange klar, daß Reckleiner alles, was ihm in die Hände fällt, als Betriebskapital anſieht. Nun benützt er alſo die Revolution, um ſein Geld in Umlauf zu erhalten; wie Nauj ſie als Ventil ſeines intenſiven Willens benützt. Mir aber iſt ſie ſchon lange gänzlich gleichgültig, gerade vorhin habe ich bei mir feſtgeſtellt, daß ich immer ein Fremdling im Leben bleibe. Dazu bedurfte es Ihrer Enthüllungen nicht. Ich kehre mich von dieſen geringfügigen Bewegungen ab, in denen ich die Freiheit vergebens geſucht habe ..."

„Freiheit!“ höhnte Raillird, „Sie und frei! Die Marionette will von Freiheit ſprechen.“

„Sie mißverſtehn mich. Ich meine eine andere Freiheit ...“

„Ja, reden Sie ſich nur aus, das hilft nichts mehr. Ich habe Sie ins Herz getroffen, das weiß ich, das überſtehn Sie nicht. O wie ich Sie haſſe, wie ich alle Menſchen haſſe, dieſe ganze niederträchtige Welt. Aber Ihnen hab ich's heute tüchtig gegeben, das war eine vergiftete Pille ...“ So geiferte Raillird weiter, auf die Tragbahre hingeſtreckt, in deren Tuch ſeine Hände ſich einkrallten. Beſorgt und verſtändnislos traten ſeine Diener näher. Walder fand ihn grotesk, ging kopfſchüttelnd langſam weiter, während er ihn insgeheim um ſeinen ſtarken geradlinigen Zorn beneidete ...

Ein leiſer Morgenwind erhob ſich und ſchüttelte feinen ſchwarzen Staub von den hochaufgeſchichteten Kohlenhaufen herab. Das Waſſer, das man auf die Lettenwälle geſpritzt hatte, war ausgetrocknet und ein brenzliger Geruch machte ſich geltend. Im Schatten ſchnarchten die müden Bergleute. Einige Diener hinkten matt von Tiſch zu Tiſch und boten ſchwarzen Kaffee an. Die Gäſte ſahn abgeſpannt, übellaunig aus; manche riefen nach ihren Wagen, andere ſetzten ihren Stolz darein, die Unverwüſtlichen zu ſpielen und mit lauter Stimme Lieder anzuſtimmen, die in widerwärtigem Raſſeln nach zwei-drei Zeilen abbrachen. Die große

Braunkohlenwand machte jetzt einen ernstern Eindruck als nachts, mit ihren Rissen und Vorsprüngen schien sie etwas von der Plage harter Fäuste, die sich an ihr abmühten, drohend zu verkörpern und, wenn einer der zarten Kavaliere jetzt im Dämmerlicht an ihr emporblickte, erschauerte er, als habe er zu ihren Füßen eine Sünde begangen ... Das Fest verlor seine Spannkraft, schrumpfte zusammen, verkroch sich wie eine sterbende schwarze Raupe. Die Bogenlichter zischten in den grauen Himmel.

Walder war am Eingang der Grube angelangt. Noch einmal blickte er sich um, überlegte, fast lustig, wie auf diesem schwarzen Samtteppich heute nacht zwei sein Freiheitsstreben nicht verstanden hatten, Nauj im Guten, Raillird im Bösen. Er wiederholte sich die beiden Gespräche Wort für Wort ... Dann wandte er sich durch das Halbdunkel mitleidloser Felder der „Stadt" zu.

In den Alleebäumen wurden die Spatzen laut. Der Wind rollte im Korn lange Wellen bis an den Horizont ... Walder dachte an jenen Spaziergang durch die Felder, den er vor einigen Wochen unternommen hatte, als er das Boudoir der Marquise Raillird verlassen mußte. Wie viele wilde Erlebnisse lagen dazwischen, wie viele Irrtümer! Ach in noch so gehäuften Abenteuern war die Freiheit nicht zu finden, das wußte er jetzt... Es galt den Weg der Entsagung zu betreten ...

Die „Stadt" lag neblig im Kessel unten. Wal-

der kam in die hallenden öden Straßen, sein Herz erschien ihm traurig und ruhebedürftig wie diese kargen Häuser, die müde, mit geknickten Knien gleichsam, längs der Trottoire einsanken. Wie in unruhigem Morgenschlaf standen die Häuser, die erwärmten Backen von der kalten Luft gestört, mit ängstlichen Mienen, fest zusammengezogenen Brauen, gekniffenen Lippen, die in den beginnenden Tag dies zu lispeln schienen: O beginnender Tag, warte doch noch ein wenig, warte doch, wir haben so wenig geschlafen, wir möchten so gern eine Weile noch schlafen, ehe wir in die Hitze müssen ... Und dumpf und muffig wehte der Atem aus den Torwegen, todmüde, ja so müde, so erschöpft ... Unter den Lauben auf dem Markt regte es sich schon. Bauernweiber, die die Nacht hier zugebracht hatten, um sich einen guten Platz zu sichern, rieben den Schlaf aus ihren Augen, begannen, Erdbeeren und Schwämme aus den Körben zu nehmen und über die Tücher auf der Erde auszubreiten. Ein süßer Geruch davon erfüllte den Platz, große Schirme wurden über die Verkaufsstände aufgestellt, die Bäuerinnen machten ihre Halbliter aus Blech, ihre Gefäße aus Birkenrinde zurecht, manche zankten laut und die besonders eifrigen boten ihre Ware torkelnden Nachtschwärmern an, die eilig aus den Nebengassen ihren Wohnungen zustrebten.

Walder schritt weiter, an Läden vorbei, deren

Rouleaus mit Rasseln aufgeschoben wurden. Er begegnete Milchweibern, Semmelausträgern, Fleischerburschen. Durch eine ganz leere Straße ging im Schnellschritt ein eleganter Herr, ein Reisender, der sich seinen Koffer von einem Dienstmann nachtragen ließ, und das Bild dieses Eilenden, der in aller Frühe sich anschickte, die Stadt zu verlassen, gab dem sonst so auffrischenden Gesamteindruck des erwachenden Lebens einen melancholischen Beigeschmack von Alltag und Maschinenmäßigkeit ... Wo finde ich Trost, dachte Walder niedergeschlagen.

Da öffnete sich das kupferbeschlagene Portal des Domes, an dem er vorbeiging. Eine erregte Menschenmenge schwoll heraus, breitete sich über die Stufen hinab, verfolgt vom ersterbenden Kerzenlicht. Orgelsequenzen wuchteten, verebbten drinnen ...

Erstaunt betrachtete Walder all die entzückten Gesichter, die im Weihrauchduft an ihm vorbeizogen, diese Augen wie Meteore, die gläubig murmelnden Lippen. Ein alter Mann sprach ihn an: „Hast du seine Stimme nicht gehört, die Stimme des Predigers, der aus Demut seinen Namen nicht nennt, des wahrhaftigen Nachfolgers Jesu Christi? Morgen wird er wieder zu uns reden. So dir dein ewiges Seelenheil lieb ist, versäume nicht, den Propheten zu hören, mein Bruder ..."

Noch an demſelben Tag ſchrieb Walder in ſeinem gläſernen Bibliothekszimmer einen Brief an Nauj:

„Lieber Freund!

Ich ſende Dir mit dieſem Papier zugleich ein kleines Heft, an dem ich ſchon lange Jahre arbeite. Heute habe ich es vollendet. Es handelt von der Freiheit im menſchlichen Leben. Ich bin dieſem Problem heute auf den Grund gekommen.

Im Leben iſt die Freiheit nicht zu finden. Alſo muß man ſich vom Leben abkehren, das Daſein verneinen. Nur der Asket iſt frei.

Ich ſchreibe Dir dies und ſchicke das Buch. Denn in Geſprächen kommen wir nie zuſammen, wie zwei windſchiefe Geraden. Alſo lies lieber meine Gründe und verſtehe ſie. Ich will Dich nicht mehr ſehn, ich nehme Abſchied von der Welt, von Freunden und Feinden, von Frauen und Revolutionen.

Behalte mich als einen Toten in lieber Erinnerung."

Tags darauf kam Walder in den Dom, der von eng aneinander gepreßten Menſchen gefüllt war. Im Dämmern der Kanzel erſchien die undeutliche Geſtalt des Apoſtels, der aus Demut ſeinen Namen nicht nennt. Als ſich Walder, von einer plötzlichen Ahnung befallen, allmählich durch das Volk näher herandrängte, erkannte er in ihm ſeinen Jugendfreund ... Lodolf den Asketen.

Neuntes Kapitel

Lodolf der Asket

Lodolf, das gute Herz der Welt, der immer Tröstende und Schenkende, niemals Groll, niemals Streit, der milde Dulder, der schon als Schulknabe so gern und sogar mit Worten des Dankes die Schuld der Kameraden auf sich zu nehmen pflegte, streng gegen sich selbst, aber alle andern Geschöpfe der Erde entschuldigend und mit ausgebreiteter Seele liebend, liebend.

Hier reckte er sich nun im Dunkel der Kanzel und unter dem Schatten seiner schwarzen Locken, die glatt und sanft glänzten, manchmal stand er bewegungslos wie ein Turm, manchmal strebte er vorwärts und warf wie Angeln die magern Arme aus. Sein Antlitz war blaß, aber nicht übergewöhnlich fahl, sondern verstärkte nur in zufriedener Farblosigkeit den gütigen Eindruck seiner Stimme, die weich ermahnte. Er redete von Liebe, immer wieder nur von der himmlischen Liebe, deren geringen Abglanz jeder Mensch in seiner Brust fühlen und zu englischer Opferwilligkeit ausbilden könne. Nichts schien ihm hoffnungslos. Alle sollten kommen. Und die in den Betten der Sünde lagen oder an den Schmaustafeln der Völlerei praßten,

würden als reuigen Sünder erhört und in den Stand der Gnade aufgenommen werden. Alle sollten die heilige Gnadenwahl erwarten ... Während er sprach, blinzelte er unaufhörlich. Und man hatte ihn lieb deshalb, denn das sah so wohlwollend und gutmütig aus. Aber die engen, fast linienegeraden Lippen erinnerten, daß seine Güte in den Dienst einer überirdischen Strenge gestellt war...

Walder lehnte sich jetzt an eine Säule, nahe der Kanzel, und starrte unausgesetzt in Lodolfs glattes glanzloses Gesicht. Er horchte nicht zu. Nur von dem Tonfall der Stimme behielt er ein fernes Bewußtsein, er breitete sie wie einen Hintergrund vor sich hin, wie eine Bühne für die lebhaften Erinnerungen, die ihn in Kinderjahre, in die schöne Schulzeit mit Lodolf zurückführten ...

Er sann und sann ... Da schritten sie auf dem Weg zur Schule, an einem ruhigen nebelkalten Wintermorgen. Rauch und Schutt füllt die Straße, Menschen mit habgierigen Mündern laufen in die Arbeit. Walder und Lodolf, zwei blasse Kinder und Freunde, verstehn diese Hast nicht, sie haben noch keinen Beruf, sie sprechen von fernen unpraktischen Gegenständen. Walder grübelt und scheidet Irrtümer aus seinem reinlichen Gehirn. Lodolf will die Welt erlösen ... Da bemerkt er hoch oben, an einer Kirche, in den Telegraphendrähten verfangen, eine Taube, die ängstliche Flügel rückt und immer heftiger gewürgt wird. Sofort

unterbricht er sich, während Walder mit dem Blick auf dieselbe Taube, aber für abstrakte Probleme viel dringender interessiert, seine gescheiten Sätze weiterführt. Lodolf ist plötzlich gerührt, kann seinem Mitleid nicht widerstehn. Er macht die Vorübergehenden auf die sterbende Taube aufmerksam, er bittet sie um Rettung, er bricht in Tränen aus und fällt vor einem Wachmann auf die Knie nieder. Vergebens mahnt Walder, fortzugehn, diese zielloſe Szene zu beenden und den Schulanfang, heute mathematische Schularbeit in der ersten Stunde, nicht zu versäumen. Lodolf zerfließt vor Aufregung, er bettelt um Hilfe, um Leitern. Endlich geht Walder weg, erreicht keuchend knapp vor acht Uhr das Gymnasium ... Lodolf aber verständigt inzwischen die Feuerwehr. Die Wagen rasseln an, eine neugierige Menschengruppe sammelt sich vor der Kirche, wo Lodolf heftig in den Kommandanten einspricht. Glücklicherweise besitzt dieser Humor genug, läßt einen Steiger aufklettern und die Taube in der Hand hinunterbringen ... Schon in allen Abendblättern liest man von dem „Akt rührender Tierliebe im Gewühl der Großstadt". Lodolf wird wegen Schwänzens der mathematischen Schularbeit bestraft, er läßt es ruhig über sich ergehn. Die Klasse bekommt dann in den nächsten Tagen eine Hausarbeit, in der jeder den populären Vorfall aus der Phantasie beschreiben soll. Lodolfs Arbeit, sonst immer unter den besten, ist knapp sechs Zeilen

lang, natürlich „ganz ungenügend“ mit der Bemerkung „trocken, unanſchaulich, gefühllos“ ... Er verrät ſich nicht. Nur einmal in einer gehobenen Freundſchaftsſtunde geſteht er's dem Walder, errötend ...

Walder ſann und ſann ... Er ſah ſich mit Lodolf in Berlin beiſammen, auf der Univerſität, wo Walder Chemie, Lodolf Theologie ſtudierte. Eines Abends kamen ſie aus dem Opernhaus. Da ergriff mitten in dem Trubel vorfahrender Wagen, witzelnder Herren, königlicher Damen in prunkvollen Abendmänteln, mitten in dieſem Leben von geregeltem Luxus den jungen Prieſter das Bedürfnis, ſich zu erniedrigen. Plötzlich hob er ſeinen Arm aus dem des Freundes, ſetzte ſich demütig auf die Steinſtufen vor dem Foyer und begann ſich zu entkleiden. Poliziſten ergriffen ihn, er wurde wegen Erregung öffentlichen Ärgerniſſes eingeſperrt. Seine geiſtliche Laufbahn war zerſtört. Dann hatte ihn Walder aus den Augen verloren ... Eines Tages tauchte er in den Verbrechervierteln Londons auf, wo er das Evangelium predigte. Mit General Booth zuſammen gründete er die Heilsarmee. Als aber die Idee glückte und in das Licht der Zeitungen zu treten begann, verließ er den Verband. Er begleitete die britiſchen Milizen nach Transvaal, tröſtete dort Sieger und Beſiegte, verhütete unſinnige Metzeleien. Der ruſſiſch-japaniſche Krieg findet ihn im fernen Oſten,

die Revolution in Petersburg ... Wo es menſchliches Elend in blutigſten Farben gab, dort erſchien Lodolf. Wie Rauj zog er durch die Welt, an alle Stätten tiefſter Erbitterung. Aber während der Abenteurer jauchzend eintraf, um zu ſchüren, kam mit Lodolf Troſt und mildernde Luft. Er wurde eine ſtändige Figur in den Artikeln der Kriegsberichterſtatter, die ſeine Wundertaten als roſigen Kontraſt zu ſchwefelgelben Schlachtſzenen benützten ... Plötzlich verſchwand er wieder, nachdem er noch in Marokko beim Bombardement auf Caſablanca Schonung für die Krankenhäuſer erwirkt hatte. Von da an nannte ihn keine Zeitung, er war verſchollen ... Walder ſah jetzt den Grund. Er wußte jetzt, daß Lodolf in ſeine Heimat zurückgekehrt war, weil hier eine große Revolution erwartet wurde; aber aus Demut verſchwieg er ſeinen Namen. Er hatte ſich zur Ruhmloſigkeit verurteilt, da die Martyrien eines nur den Beladenen und Ärmſten geweihten Lebens ihm nicht mehr genügten ...

Und dieſer ſeltſame Mann ſtand nun nicht fünfzig Schritte von Walder entfernt, wie ein göttliches Zeichen trat er ihm aus halber Vergeſſenheit auf der Wende ſeines Lebens entgegen. Walder drängte ſich noch näher. Inbrünſtig umklammerte er den Steinpfeiler, als deſſen Blüte die Kanzel ihre ſilbernen Wölbungen entfaltete, und es war ihm, als fühle er ein überirdiſches Pulſieren in dieſer rauhen

körnigen Masse, die dort oben vielleicht mit Lodolfs Knien oder Fußspitzen in Berührung stand. Er glaubte durch den Pfeiler hindurch den heiligen Mann selbst zu berühren, spürte schon reinere entsühnte Luft um sich ... „Bekehrt euch, laßt ab von weltlicher Eitelkeit," erklang oben des Predigers Stimme. „Ja, das will ich, das will ich," murmelte Walder vor sich hin und er meinte, ein Gespräch mit Lodolf zu führen.

Rings um ihn schluchzte es, süßes Fieber dämpfte alle Sinne. Er drehte den Kopf ein wenig, da streifte ihn der leidenschaftlich bebende Mund eines Greises, und das starre Auge eines andern Mannes trug er fast auf seiner Schulter. Vor ihm kniete eine schlanke blonde Frau und wimmerte. In vielen Reihen drückten sich Beamte neben Arbeitern, Soldaten, Bettler, Dandys, Studenten. Walder erkannte seine Diener, seine Gärtner. Jemand kletterte an einer gewundenen Marmorsäule empor, um besser zu sehn, manchmal brach ein Seufzer, ein Fluch aus, dort rückwärts öffnete mit einemmal jemand den Mund, schwarz und groß, taumelte und fiel ohnmächtig in auffangende Arme ...

Und über den taumelnden Köpfen hin breitete sich Lodolfs Stimme aus, eine weiche zurückgehaltene Stimme, hinter der man das Brüllen kämpfender Sturmwinde zu hören glaubte. Und singend trat Lodolf ganz nahe an die Brüstung, als wolle er hinunterspringen:

Weg, weg, ihr Seraphim, ihr könnt mich nicht erquicken.
Weg, weg, ihr Heiligen, und was an euch tut blicken.
Ich will nun eurer nicht: ich werfe mich allein
Ins ungeschaffne Meer der bloßen Gottheit ein . . .

Es waren Verse des Angelus Silesius, mit denen er seine Predigt beschloß.

Da erhoben sich viele Stimmen in lautem Weinen, man vernahm die Schreie Ekstatischer und schlagende Fäuste an den Brüsten Zerknirschter. Die goldenen Monstranzen und die Zierfransen der Altäre glänzten, wie von Tränentropfen betaut, die weißen Decken bauschten sich, die welken Sträuße, die Papierrosen rauschten. In die blaue Weihrauchdämmerung senkten sich staubige Lichtstrahlen von den bunten Glasfenstern her. Ein Wirbel der Erregung hatte alles erfaßt und der ganze Dom glich jetzt einem großen aufgerissenen Mund, der schwarz in einem wankenden ohnmächtigen Gesicht steht.

Und aus dem tollen Gewühl rang sich, mit gepreßter Anstrengung, ein kleiner struppiger Mensch vor. Seine Hosen waren zerfetzt, ehe er an die Kanzel gelangt war. Dort warf er sich auf die unterste Stufe der Wendeltreppe und schrie aus geblähtem Hals: „Ich beichte. Ich habe gemordet. Mit diesen verfluchten Händen habe ich meinen

Bruder erschlagen, vor einem Jahr. Ich beichte. Ich bin Kain. Man hat seither vergebens mir nachgeforscht, jetzt muß ich es vor allen sagen..."

Noch während er sprach, war ein anderer an dieselbe Treppe gekollert und suchte ihn zu verdrängen. Er gestand einen großen Betrug ein. Eine Frau unterbrach ihn, indem sie sich des Diebstahls zieh. Andere stießen sie zur Seite. Ein Gedränge entstand, plötzlich wollten sich alle sündiger Heimlichkeiten entladen. Man raufte um die Gnade, wie Bettelkinder um Geld, das ein vorbeifahrender Herr aus dem Wagen wirft.

Walder war ernüchtert. Das Neuartige der Szene wirkte interessant, fast komisch auf ihn... Als er sich umsah, bemerkte er in dem allgemeinen Sturm ein ruhig auflauerndes Gesicht. Der Polizeirat Bytten stand in einer Ecke, ein Notizbuch in der Hand, von Geheimagenten umgeben. Mit dem Bleistift folgte er den lauten Beichten, gab seinen Leuten Winke und freute sich, daß er nun einige lang gesuchte Verbrecher in seine Gewalt bekommen hatte. Draußen vor dem Tor sollten sie gleich gefangen genommen werden... Walder hörte seine leisen Befehle und erschauerte.

Gleich darauf aber geriet er wieder in den fanatischen Tumult der Menge, die zurückwich und, während die Orgel erschütternd einsetzte, ein brausendes Spalier bildete. Der Prediger hatte die Kanzel verlassen und stieg jetzt die Treppe mit

festen Schritten hinab. Als er den Boden der Kirche erreichte, bewegten sich in einem Ruck alle zu ihm hin. Man wollte ihm die Hände küssen, den Saum des härenen Mantels, die Schuhe.

Ob er mich erkennen wird, dachte Walder.

Lodolf kam langsam näher, er verweilte bei jedem Schritt, gab Ratschläge, segnete. So oft er die Rechte mit zwei gereckten Fingern aufhob, rauschte andächtiges Murmeln durch die Reihen. Einer nach dem andern redete mit Lodolf und empfing Tröstungen, Mitleid, neuen Mut.

Walder zitterte.

Ein brüllender Ton, der das ganze Stimmengewirr überklang, durchschnitt sein Herz ... Es war der Polizeirat Bytten, der sich vordrängte und dem Heiligen zu Füßen stürzte: „Vergebung. Vergebung meiner Sünden. Zwanzig Jahre lang habe ich dem Kaiser treu und redlich gedient. Aber jetzt hat mich die Partei Nornepygge bestochen, bestochen ..." Er schluchzte mit zuckenden Schultern und, als Lodolf ihm nun die Hand auf den Kopf legte, zerriß er sein Notizbuch und warf die Papierstücke umher. Vom Boden aus befahl er den Geheimagenten, nach Hause zu gehn, weg, gleichviel wohin, nur nicht auf die Jagd nach Menschen ...

Niemand kümmerte sich um ihn. Selbst Walder erschrak nur flüchtig, als er seinen Namen nennen hörte ... Denn die Worte des Predigers hatten

alle zur Einkehr in sich selbst gezwungen und seine Gebärden schienen dicke Mauern zwischen die Leute zu schieben, so daß jeder einzelne mit sich allein in seinem Zimmerchen zu sein glaubte und nicht mehr darauf achtete, was die andern taten.

Lodolf näherte sich stetig. Schon erkannte Walder eine befreundete Warze auf seiner linken Hand, die ihn mit dem unsagbar süßen Gefühl der Intimität beglückte. Seine Scheu wich. Er beschloß, den Freund als Freund anzureden. Er war überzeugt, daß Lodolf ihn wiedererkennen würde, er sah seine Rührung voraus, dachte schon an lange Spaziergänge mit ihm, an Gespräche über ferne unpraktische Gegenstände wie einst auf dem Weg zur Schule. Diese feste Aussicht berauschte ihn, verhieß ihm Frieden und Paradiese, öffnete seinen sehnsuchtsvollen Blick auf eine träumerisch-ernste Waldlandschaft neben zackiger Grotte ... Dicht neben Walder wütete die junge blonde Frau. Jetzt warf sie sich quer in den Weg des heranschreitenden Mönches, krümmte sich wie eine Schlange: „Lodolf, mein Lodolf, Stern von Nazareth, leuchte bei mir."

„Wer bist du, Weib?" erwiderte Lodolf mit ruhiger Stimme.

„Wie, du erkennst mich nicht? Bin ich nicht Madeleine, deine Geliebte, deine Freundin und Schwester?"

„Die Menschheit ist meine Geliebte." Lodolfs

Worte klangen einfach, ohne Stolz. „Und alle dieſe hier ſind meine Schweſtern und Freundinnen. Wie ſollte ich bei dir allein leuchten.“

„Bleibe, bleibe bei mir. Nein, verlaß mich nicht. Ich will aus meinen Haaren ein Kleid für dich flechten und meinen Leib zu deinem Kopfpolſter machen.“

„Ich kenne dich nicht, Weib. Bete zum Herrn, daß er dich erleuchte.“ Er machte einen Schritt, dann wandte er ſich noch einmal um und ſagte in weicherem Ton, aber immer mit engen Lippen: „Die Wege des Herrn ſind wunderbar, ewig währt ſeine Güte.“

Hinter ihm brach die Blonde in hyſteriſchen Krämpfen zuſammen, ihr Rücken bog ſich zu einem ſtarren Halbkreis. Man trug ſie weg. Aber noch im Dom erholte ſie ſich plötzlich, nannte ſich bekehrt und pries ſich, während ſie beſcheiden in einer der letzten Reihen niederkniete, als Braut des Herrn ...

Walders Herz hatte in brennender Teilnahme ihre Anrede an den Mönch vernommen. Und jetzt fühlte er ſich mit ihr zurückgeſtoßen, aufs neue in das unflätige heilloſe Leben gedrängt. Seine grüne Waldwieſe mit der zackigen Grotte verſchwand und wüſte Bilder ſprangen hell in ſein Bewußtſein: ein emporgehobener Schild, auf dem ein nackter Mann mit einer nackten Frau im Fackelſchein ſich begattet, die böſen Augen Raillirds am Rande des

Bergwerks ... Wie durfte er, der Sünder, diesem makellosen Engel nahn, war er wirklich noch sein Freund! ... Nein, ich bin verdammt, schrie es in ihm und er trat in die zweite Reihe zurück, während ein junger Mann seinen Platz einnahm und gerade vor dem heranschreitenden Lodolf in die Knie sank.

Lodolf stand da.

Walder wandte sich ab, er konnte den guten blinzelnden Blick nicht ertragen. Aber er horchte genau auf jedes Wort, das Lodolf dem jungen Mann vor ihm sagte, als wäre es an ihn selbst gerichtet ...

„Tue Buße," kam es nun wie ein Gottesurteil vom Himmel, „tue Buße in der Einsamkeit und dir wird verziehn werden. Der Herr wird dir eine schwere Prüfung auferlegen, denn du hast viel gesündigt. Aber verzage nicht, dir ist Gnade beschieden ..."

Der Lärm im Dome setzte nicht ab. Die Getrösteten strömten von Jubel über und die im Spalier noch auf Lodolf warteten, schrien vor Angst. So ging es Stunden um Stunden lang. Lodolf ermüdete nicht, den Lechzenden Absolution zu erteilen. Die Schandtaten vieler Jahre und einer ganzen großen Stadt schienen hier zusammengeballt und wollten von ihrem Schmutz befreit sein. Einem Massenwahnsinn gleich, hatte heiliger Eifer alle Herzen erfaßt, alle Gewissen wachgerufen, alle

Hände sehnsüchtig nach verzweifelndem Ringen gemacht. Selbst kleine Kinder besannen sich ihrer Unarten und gestanden sie, lüstern nach Rutenschlägen, dem wundertätigen Mann ein. Mädchen beichteten verbotene Zusammenkünfte, Gymnasiasten Kneipen und Schwindel bei schriftlichen Arbeiten, Politiker brachten ihre Bestechungen, Direktoren ihre launenhafte Behandlung der Untergebenen, Frauen ihre Ehebrüche ... Und jeder erhielt von Lodolf ein mildes Wort, einen Strahl aus seiner Lichtgarbe. Selbst den Bettler, der immer lahm und teilnahmlos unter dem Weihwasserbecken kauerte, wußte Lodolf zu erfreun. Er bat ihn um ein Almosen. Und da griff der arme Krüppel beseligt in seinen Hut, reichte dem Heiligen ernsthaft, voll Verständnis einige Geldstücke, zum erstenmal in seinem Leben von Menschenwürde erfüllt und mit seinem Schicksal ausgesöhnt.

Walder war nach den Worten, die Lodolf an den jungen Mann vor ihm gerichtet hatte, auf die Steinfliesen niedergesunken. Ein Anfall hellstrahlender Freude entzückte ihn und brachte ihm zugleich eine Ohnmacht nahe. Mit gebrochenen Knien wollte er sich erheben. Sie versagten. Da kroch er langsam in den dunklen Chorumgang, blieb auf der Reliefplatte eines Grabmals, die in den Boden eingelassen war, matt atmend liegen. Mit der Hand strich er über die breite Brust, über die Halsschienen des steinernen Ritters, während Phanta-

ſien und wirre Vorſtellungen eines ewigen Eden durch ſeinen Kopf wirbelten ...

Nun verließen die Leute allmählich den Dom. Das Fortiſſimo der Orgel, das bisher von dem lauten Taumel ganz überſchwemmt war, tauchte jetzt auf und blinkte wie eine felſige Inſel über dem Meer der Geräuſche. Bald verlor ſich das Thema in Ketten überraſchender Akkorde; nach einer Folge langſam ſchwingender Baßtöne glaubte man die Muſik zu Ende, da überraſchte noch einmal ein ſchriller hoher Akkord des Holzbläſerregiſters und übertönte das Schlürfen der vielen Schuhe, der Baß antwortete mit einem lang ausgehaltenen Orgelpunkt, über dem die andern Stimmen wie regellos aufſtürmten, modulierten, verklangen ... Der Dom war leer ...

Walder lag immer noch in ſeinem Winkel ... Zwei Reiſende mit einem Fremdenführer, die auf den Schluß der Meſſe gewartet hatten, traten jetzt ein. Ihre Schritte und die erklärenden Worte des Führers gaben einen lächerlich geringfügigen Schall unter den hohen Gewölben, die eben noch für die Leidenſchaft einer fanatiſierten Menge kaum groß genug geweſen waren. Einige Domherren kamen, ſchritten flüſternd zum Altar, wo ſie ſich bekreuzigend niederknieten, verſchwanden in der Sakriſtei ... Dann hörte man nur noch das Knacken einer Holzbank und das leiſe Klirren der Ampel, die vor dem Altar im Luftzug langſam ſchaukelte.

Obwohl es ſchon gegen Abend war, als Walder den Dom verließ, ſchien es ihm, als würden ihm beim Austritt zwei grellgelbe Schilder in die Augen ſchmerzhaft eingepreßt. Er mußte die Lider feſt zudrücken, ſo blendete ihn die Sonne ...

Allmählich erſt gewöhnte er ſich an das Licht und an die hochſommerliche Schwüle, die wie ein zäher Teig in den Gaſſen lag.

Es roch nach Nahrungsmitteln, nach Menſchen, nach dem Inhalt all der Geſchäfte, nach Leinwandballen, Büchern, friſchgeſtrichenen Möbeln, Blumen, Delikateſſen, Seifen. Auf dem Korſo blinkten ſchon durch Alleebäume die Bogenlichter, matt im Tag, und kontraſtierten zu dem gelben Schein der Auslagen, vor denen ſich die Spaziergänger ſammelten. Am Ende der Gaſſe bildete das Abendrot flammende Brückenbogen zwiſchen den Häuſerreihn und die Tramway, die mit ihrem roten Signallicht von dort heranfuhr, ſchien einen Funken, vom entzündeten Himmel abgefallen, mitzubringen. Unausgeſetzt erklangen die Warnungszeichen wie Hammerſchläge auf Stahl, flüchtig die Impreſſion einer Dorfſchmiede erweckend. Dann verſank alles wieder im Lärm der Großſtadt. Automobile qualmten vorbei, Motorräder ließen ihre ruckweiſen Exploſionen hören. Auf dem glatten Aſphalt ſchwamm das dunkle Waſſer der Spritzwagen, in dem die Räder all der Omnibuſſe und Fiaker ſchnell verfließende Furchen ließen. Zei-

tungen wurden in stets gleichem Tonfall dringend ausgeschrien, in die Zurufe der Kutscher mischte sich das Dröhnen und Zischen der Stadtbahn, die oben auf dem rußigen Viadukt unter den eisernen Halbzylinder eines Bahnhofs schlüpfte. Auf andern reineren Dämmen sausten die buntlackierten Wagen der Hochbahn, glatt und leise. Mit dem Fortschreiten der Dämmerung machten sich an den Häuserfronten große Reklamebuchstaben geltend, die aus Glühlampen zusammengesetzt einer nach dem andern aufleuchteten, bis sie eine Firma ergaben, und schließlich mit einem Ruck verlöschten. Im Laden eines Optikers blendeten die Zuckungen bunter Geißlerröhren die Vorübergehenden. Daneben pochte ein Automat unausgesetzt an die Glasscheibe. Man bewegte sich an Restaurants und Bars vorbei, man starrte in die Gesichter der Vorübergehenden, grüßte bisweilen, sah eine schöne Frau von weitem kommen und achtlos weiterziehn, man wurde angesprochen, gab flüchtige Auskünfte und ließ sich gleichgültigen Leuten empfehlen. Offiziere klirrten mit den Säbeln, junge Mädchen lächelten, während sie die Tür zu einer Konditorei öffneten. Frauen schmiegten Stirn und Toupet in die anmutigen Wölbungen der Glockenhüte, drehten sich in der Taille und zogen ihre prallen Röcke in immer neue Spannung zurecht. Viele lachten Walder an, in manchem Auge blitzte Verehrung auf. Flüchtig wie eines Traumes erinnerte sich

Walder, daß er gestern noch Liebling und Ziel aller Damen gewesen war. Wie weit entlegen schien ihm diese Stimmung jetzt, die Schatten eines süßlich-duftenden Dom-Innern standen breit zwischen heut und gestern ... Und das ganze nervenzerstörende Treiben ringsum berührte ihn kaum mit einem Hauch, so klar sah er schon die zackige einsame Grotte vor sich, so fest stand sein Entschluß: Einsiedler werden! alles Hab und Gut den Armen schenken, durch Kasteiungen sich läutern und dann, dann erst, vor Lodolf treten, um an dessen Pilgerfahrt zur Erlösung der Menschheit teilzunehmen... Ein paar Schritte weiter grüßte ihn Reckleiner, der eben mitten in einer Schar abgearbeiteter, klug und traurig lächelnder Herren aus dem Börsencafé trat. Sein Zwicker tanzte auf der scharfen Nasenwurzel, zahllose kleine dünne Fältchen wechselten über sein Gesicht, zerrten an den abgefeimten Mundwinkeln, das graue fettiggeringelte Haar spielte im Winde, als er den Hut abnahm ... Walder grüßte höflich zurück und wunderte sich, daß die ganze Gruppe der Geldleute drüben auf dem Trottoir stehn blieb und ihn lebhaft beobachtete. Endlich fiel es ihm ein: Ach so, meine Millionen finanzieren ja jetzt ein großes Geschäft, eine Revolution. Das macht mich diesen Leuten bemerkenswert ... Es war ihm, als bezögen sich diese seine Gedanken auf einen fremden Menschen, gar nicht auf ihn. So gründlich geändert fühlte er sich.

Im Weiterſchreiten dachte er einen Augenblick daran, die Kapitalien aus Reckleiners Händen zurückzuziehen. Aber gleich darauf ſchien es ihm abſurd, auf dem Korſo um ſieben Uhr Abend die heilige Umwandlung ſeiner Seele zu erklären ... Die republikaniſche Bewegung wird von ſelbſt einſchlafen, dachte er, Nauj hat ja meinen Brief, bald bin ich verſchollen und damit auch die ganze unnütze Partei, die meinen Namen trägt. All das wird glücklicherweiſe bald aufhören.

Eine Abteilung Soldaten marſchierte eben aus einer Nebengaſſe.

Sofort rottete ſich Pöbel zuſammen und inſultierte das Militär, indem er ſchimpfte, Kot und Steine warf. Eine Straßenlaterne zerbrach, die Glasſplitter klirrten und kniſterten, das Pferd des Offiziers ſcheute. Viele elegante Herren hoben drohend ſchmale Stöcke, hielten ihren unvernünftig entſetzten Gattinnen politiſche Reden aus gewölbtem Bruſtkaſten heraus ... All das wird aufhören, lächelte Walder. Ein Gefühl ſüßer Trägheit überkam ihn, alle Verwirrungen der ganzen Welt ſah er ſchon geſchlichtet, alle Menſchen in Betten gelegt wie Babys, alle Feindſchaften verſöhnt ... Unwillkürlich ging er ſchneller, von Sehnſucht nach ſeiner ſtillen Waldwieſe erfüllt. Wagen jagten im Galopp die Rampen an den Theatern hinauf, aus den Konzerthallen drang, wenn ſich die Türe öffnete, Rauch und Walzermuſik. Dirnen gingen mit

müde funkelnden Augen, kurze ſchnelle Schritte trippelnd, auf und ab ... Walder traf noch viele Bekannte, lief an den Redakteuren Gramner und Lankor vorüber, überſah abſichtlich, wie der blondlockige Jans Ehſtredt von weitem ihm zuwinkte. Die Stadt war gefüllt, der toten Saiſon zum Trotz. So ſicher erwartete man Gärung und Umſturz für die allernächſte Zeit, daß niemand ſich getraute, ſeinen Poſten auch nur für die kurze Zeit einer Sommerreiſe aufzugeben. Jeder wollte dabei ſein, wenn's los ging, und ſeine Intereſſen mit aller Kraft wahrnehmen.

Endlich hatte Walder die Vorſtadt erreicht.

In dieſen unwirtlichen ſchlechtbeleuchteten Gaſſen fühlte er ſich jetzt heimiſcher als auf den glänzenden Promenaden. Mit Rührung ſah er die beuligen Mauern der alten Häuſer und die noch troſtloſere Einförmigkeit der neuen Zinskaſernen. Und er erinnerte ſich zu ſeiner Freude, daß ihm dieſe Rührung eigentlich auch früher nie ganz ferngeblieben war ... Die Straßen waren hier noch dichter belebt als in der inneren „Stadt", alle die Arbeiter mußten nach dem ſtickigen Tag der Fabriken ein wenig Luft ſchöpfen, gingen mit müden Schritten neben ihren Frauen oder Geliebten, rußig ausgemergelt, gedankenlos lärmend und in ſteter Wut über die zahlloſen Kinder, die ihnen den Weg verſperrten. Walder trat plötzlich in einen Hausflur und gab einer Frau, die dort mit ihrem Säug-

ling auf dem Arm träumte, sein Portemonnaie mit allem Geld.

Nicht einmal soviel behielt er, um einen Wagen zu bezahlen.

Vor dem „Vermittlungsbureau für unqualifizierte Arbeit" blieb er stehn, seufzend aus tiefstem Mitleid. Es war noch erleuchtet. Zwei abgehärmte Leute kamen mit Flüchen über die knollige Holztreppe herunter und verschwanden gleich in der Destillation nebenan.

Walder ging ihnen nach, trat in das bitter stinkende Zimmer, dessen Tür beim Aufmachen ein asthmatisches Klingeln hören ließ. Ohne ein Wort zu reden, zog er seine Uhr aus der Tasche und gab sie dem einen. Dann griff er nach seinem Ehering. Eine Weile zögerte er. Dann streifte er ihn ab, reichte ihn dem zweiten und flüchtete eilig . . .

Der Mond schien schon in das Glas der Schloßkuppel, als er den Park Nornepygge betrat.

Jeder Schritt erinnerte ihn hier an Vergangenes. Hier entglitt ein Heckenweg zu dem geheimen Harem, dort bauchte sich aus einem Flügel des Schlosses die Differenzierten-Loge, so lange schon abgesperrt, und nicht weit davon stand das Fachwerk seines Bauernhauses.

Die Wege waren dunkel und kühl und über ihnen der Himmel, wie grünliches Wasser, strömte davon, zu seinen unbekannten Zielen. Jetzt erst

atmete Walder tiefer, verlangsamte seinen Gang, um sich der Einsamkeit zu erfreuen ... Aber die Fenster der Schloßrotunde waren erleuchtet ...

Von Neugierde erregt trat Walder näher und stieg auf die Brüstung der Rampe, von wo das Innere des Kuppelsaales zu überblicken war. Nun bemerkte er auf dem blanken, von Licht schwimmenden Tanzparkett mehrere Dienstmädchen, die in einer merkwürdig mühsamen Bewegung gespenstisch hin und her zuckten. Sie wichsten den Fußboden.

Von jeher hatte ihn diese Arbeit empört. Aber heute abend erschien es ihm vollends ruchlos, menschliche Wesen so zu Maschinen zu erniedrigen ... Da fuhren vor seinen Augen acht Dienstmädchen im Saale einher, jede hatte unter den rechten Fuß eine flache schwarze Bürste geschnallt, mit dem linken trat sie auf ein vielfach zusammengelegtes Stück Flanell. Andere Dienstmädchen waren kniend damit beschäftigt, Wachs aus Tiegeln auf den Boden zu streichen. Und die ersteren folgten ihnen, mit beiden Füßen heftig über das Holz reibend, das unter ihren Anstrengungen zu erglänzen begann. Sie warfen vor Erschöpfung den Kopf in den Nacken, bisweilen rasteten sie mit seufzenden Atemzügen, dann setzten sie den häßlichen Tanz von neuem fort. Sie schienen nun nichts anderes als Verlängerungen ihrer Füße vorzustellen, gestielte Sohlen, denen ihr übriger Körper nur Zutat, lästiges Hindernis war ... Wal-

der entrüstete sich. Warum erfindet man keinen Apparat für diese entwürdigende Arbeit! Warum müssen durch alle Säle Europas so viele edle Köpfe, zarte Hälse, wohlausgebildete Rümpfe, machtvolle Arme dazu verdammt sein, als Anhängsel des Fußes beinahe abzufallen, unschön und krampfhaft zu taumeln. Dieses Fußbodenwichsen erschien Walder als eine unerträgliche Sklaverei, wütendes Mitleid mit den Ausgenützten erfüllte ihn. Plötzlich sah er bildhaft das Los der ganzen Dienstbotenklasse, dieser armen unwissenden ohnmächtigen Geschöpfe, sah sie Parkette wichsen, kochen und schwitzen, durch unwohnliche Zimmer aufräumend wirtschaften, während die Fenster offen stehn und die öde Straßenhitze hereinriecht oder des Winters kalter Wind die Vorhänge bauscht. Das Bild wurde schärfer, als würde am Objektiv geschraubt, und ganz deutlich traten nun die melancholischen Einzelheiten des Aufräumens hervor, diese verkehrt auf den Tisch gepflanzten Sessel mit den Beinen nach oben, diese Abspülwasser über den Boden hin, die eingerollten Teppiche, die zerschlafenen Betten, die Nachttöpfe, vom Waschtisch triefender Seifenschaum, nasse Waschflecke und zerknitterte Handtücher, der ganze Katzenjammer nach Genüssen anderer. Das alles müssen die Dienstmädchen glatt und wohlriechend machen. Wenn es aber zu Ende geordnet ist, werden sie aus dem Zimmer in das nächste unsaubere getrieben, wäh-

rend die Herren und Bürger mit Jubelstimme das behaglich gewordene Gemach beziehn und an farbigen Strahlen der Kanapees, an knisternden Öfen Freude haben. Ohne Gnade vollzieht sich das täglich an tausend Stellen der Welt, ja in dieser Welt grausamer Arbeit und Ausstoßung ...

„Ist das eine Arbeit! Da soll doch der Teufel hineinfahren. Den ganzen Abend haben die Menscher schon wieder nichts gemacht. Na wartet nur, dafür sollt ihr mir hungern, bis euch die Schwarten krachen. Und wenn ich's zum Fenster hinausschütten müßt', ihr kriegt heute kein Nachtmahl."

Eine jähe Stimme, die plötzlich in den Ballsaal einbrach, stürzte diese Worte in Walders Gedanken. Er beugte sich weiter vor. Da erkannte er Lotte, seine Frau.

Wie lange hatte er sie nicht gesehn! Nur wie ein Schatten war sie manchmal in den Tagen seines Don-Juan-Lebens an ihm vorbeigehuscht. Meist war sie in ihren Gemächern geblieben, und er hatte sie fast ganz vergessen ... Nun erblickte er sie wieder ... Lotte stand im hellen Ballsaal, mitten unter den vor Unterwürfigkeit und im Gefühl, daß man ihnen unrecht tut und daß sie sich nicht dagegen wehren können, zitternden Mädchen. Keine sah ihr ins Gesicht, sondern hastig setzten alle, während Lotte immer lauter schrie, ihre Arbeit fort. Sie scheuerten und rieben, außer sich vor Eifer, der wie Schuldbewußtsein aussah. Und Lotte ging

hochaufgerichtet in dem wankenden Kreiſe hin und her, die Hand an die Hüfte geſtützt, zankend ohne Unterlaß und denſelben Gedanken tauſendmal wiederholend. Ihre braunen Augen ſtrahlten verzerrt, ganz dunkelrote Ränder ſäumten die löffelförmigen Einbuchtungen ihrer Wangen, die rötlich-braunen Haare ſtanden wirr und ländlich in einzelnen Strähnen, wie durch einen Kamm mit breiten Lücken gezogen, und an einer Stelle zeigte ſich in der Friſur ein zufälliger Weg, der den Eindruck robuſter Unbeherrſchtheit hervorrief. Energiſche Schritte und Geſten verſtärkten dieſen Eindruck zu dem einer brutalen Bäuerin ...

„Dieſe Hexe!“ murmelte Walder.

Aber ſchon in der nächſten Sekunde kam ihm die Einſicht: Wer hat ſie zur Hexe gemacht? ... Er ſchlug ſich heftig auf den Mund, wie zur Strafe.

Schmerzergriffen wandte er ſich vom Schloß ab, ſprang in den Park, in die Dunkelheit. Einen Augenblick tanzte noch, während er davonſtürmte, das Nachbild der hellen Fenſter vor ſeinen Augen. Dann ſog die blaugrüne Nachtluft alles auf. Er keuchte: O ich Verfluchter, nur ich bin ſchuld an all dem ...

Er lief mit langen Schritten, als wolle er ſeinen Gedanken entfliehn: Sie leidet, ja ſie leidet entſetzlich. Lieber Himmel, wie habe ich dieſe Seele zugrunde gerichtet. Sie ſtrotzte von Kraft im Lieben, nun iſt Kraft im Haſſen daraus geworden. Sie

wälzt ihr Leid auf ihre Nebenmenschen, die sie sekkiert. Aber ich, ich habe das Leid auf sie gewälzt. Von mir geht alles aus. Ich habe sie gequält, öffentlich vor ihren Augen Ehebruch getrieben, ich habe sie verärgert, verhärtet, zertreten. Wie konnte ich nur all das tun. Ich bekenne, ich habe gesündigt, aber es ist mir unbegreiflich, wie ich jemals so etwas tun konnte ... O Gott, wie sie leidet, wie ihre braunen Augen strahlen, und die Zärtlichkeit, die man ganz hinten irgendwo noch in ihnen zu ahnen glaubt ... o ehemals brauchte man nicht zu ahnen ... gibt diesem verzerrten Strahlen etwas gräßlich Unheimliches. Wo habe ich nur so eingewurzelte Bosheit schon einmal gesehn? Guachens blaue Augen, satanisch und gut zugleich, gleichsam eine mögliche Güte verspottend, die sie wie ein Irrlicht hinhalten. Dem sieht sie jetzt ähnlich. Und alles durch meine Schuld! Herr du meines Lebens, wie bereue ich, wie bin ich mir meiner Schlechtigkeit bewußt. Ich gemeiner Heuchler, von den Erfindern verlangte ich soeben mit pompöser Entrüstung eine Wichsmaschine, Erleichterung einiger Mühen für die Menschheit, ich selbst aber durch eigene Taten bewirke, daß sich die Guachens auf der Erde vermehren ...

Walder war in einen ihm ganz unbekannten Wald geraten, an den der Park grenzte.

Der Weg wurde steinig, preßte sich zwischen Hügel und übersprang kaltrauschende Bäche auf

wackelnden glatten Steinen. Das Waſſer glänzte im Mondlicht wie die Zierfranſen der Altäre ... Mit einemmal ſah Walder die bauſchigen Decken in ihnen, die nächtliche Finſternis erſchien ihm bläulich wie Weihrauch und wie heute mittag der Dom einem aufgeriſſenen dunklen Mund vergleichbar. Im Wind hörte er Orgeltöne, die Ekſtaſen der Gemeinde, Lodolfs feſten Schritt über die Wendeltreppe von der Kanzel herab. Dort der Baum warf ſeine Äſte wie Angeln aus, die Nadeln der Kiefern waren vergoldet und glichen den ſtarren Strahlen um Monſtranzen. Der Mond trat aus den Wolken und ſchaukelte mit leiſem Klirren im Luftzug, wie die Ampel vor dem Altar ... Auf den feuchten Wieſenboden hingeworfen, bald die Zähne in der Erde feſtgebiſſen, bald den Kopf im Nacken zurückgelegt, ſchrie Walder um Gnade ...

Dann überwältigte ihn der Schlaf, regungslos blieb er auf dem Bauch liegen, mit ausgebreiteten Armen.

Morgens glaubte er, er träume noch.

Da war ja die zackige Grotte in Waldeinſamkeit, an einer Wieſe beim Bach, nicht anders als er ſich's im Dom für ſein künftiges Eremitenleben gewünſcht hatte. Nur kleine Abweichungen bemerkte er. Eine große Kiefer ſtand etwas weiter links und der Bach war infolge der Hitze faſt ausgetrocknet.

Leiſe erhob er ſich, trat mit zaghaften Schritten näher, in die Grotte ein. Eine kühle feuchte Luft umgab ihn, traumhaft erſchien ihm auch ſie und Botin einer andern Welt. An der einen Wand der Felshöhle rieſelte in ganz dünnem Strahl, wie ein laufender Zwirnsfaden eine Quelle, die ihr zartes Geplätſcher ſtufenweiſe von Stein zu Stein trug. Sie ſickerte durch eine Lücke ein und kam an einer andern Stelle breiter wieder zum Vorſchein. Unter dumpfem Gebrumm ließen ſich Fliegen auf dem naſſen Moos nieder, Libellen ſtanden mit zitternden Netzflügeln in der Luft, bebten eine Strecke weit im Flug und erhielten ſich dann wieder auf einer Stelle. In flach ausgebrochenen Höhlungen der Wand glänzten Druſen edler Bergkriſtalle wie Bilder in Rahmen. Der Wind beugte die Nadelbäume, die zu beiden Seiten des Ausgangs ſtanden, manchmal weit vor und die tiefen Schatten, die dann rauſchend die Höhle verdunkelten, ließen Kriſtalle, Bächlein, Libellenflügel für ein Weilchen verſchwinden.

Walder betrachtete alles. Dann fiel er auf die Knie nieder und pries Gott ...

Er beſchloß nun, ſein Leben in dieſer Klauſe einzurichten.

In einem nahen Dorf bettelte er einige Werkzeuge zuſammen, Hammer, Nägel, Bohrer. Aus zwei Baumpfählen zimmerte er ſich ein rohes Kreuz, deſſen wagrechter Balken durch Baſt feſt-

gehalten wurde. Er bereitete aus Reisig und gerupftem Gras sein Lager. Für seine Mahlzeiten sammelte er Beeren, suchte Schwämme, die er über einem offenen Feuer zubereitete. Bald wurde er mit dem Walde vertraut. Er wußte nun die Stellen, wo Schwarzbeeren oder Erdbeeren wuchsen, er hatte von dem Abhang der Lichtung aus dem Sonnenuntergang zugeschaut. Er unterschied die Baumstümpfe voneinander, er kannte den Schlag des Spechtes und das eigentümliche Rascheln, mit dem ein Eichhörnchen von Ast zu Ast springt . . .

Die Zeit verstrich, er achtete nicht mehr auf die Namen der Tage und auf die Zahl der Wochen. Ihm schien, als lebe er seit seiner Kindheit in diesem Walde. Nur eine kleine Zeit hatte er sich, ja damals, in der Welt umgesehn und unter den Menschen. Dann war er, heilsam belehrt, in seine Einsamkeit zurückgekommen und nun stand ihm bevor, bis an sein Ende hier in heiterer Stille legendäre Tage zu verleben. Oft befiel ihn, während er diese Aussicht und seine endgültige Sicherheit sich recht deutlich vorstellte, ein namenloses Glück. Dann zitterte seine Hand, die liebkosend im welken Laub des Waldbodens wühlte, seine Augen erweiterten sich übernatürlich und ihm war, als gerate der ganze Himmel in ein schwankendes rosiges Licht. Seraphim mit drei goldenen Flügelpaaren schwebten durch das Grün der Bäume und die Waldwiese füllte sich mit dem unübersehbaren

Heere der Märtyrer, der Heiligen und der Engel, die in ernſten Geſprächen luſtwandelten und manchmal auf die Grotte hinzuweiſen ſchienen. Hoch über ihnen aber im zerfließenden Roſa des Firmaments ſchwebte die ungeſchaffne Gottheit ſelbſt vor ſeinen trunknen Blicken auf und nieder ...

Freilich fehlten auch die Anfechtungen nicht. Oft wenn er tagelang gefaſtet und in den Nächten kaum die Augen zugedrückt hatte, bedrohten ihn unkeuſche Gedanken oder die Verſuchung lockte ihn mit Ausblicken auf ruhmvolle Taten, wollte ihn zum Helden einer rieſigen Revolution machen ... Dann flehte er auf den Knien Gottes Beiſtand an, er rief nach Lodolf und in die kühle Nachtluft, die teilnahmslos herankam, ſchrie er ſeine Zweifel an ſich, ſeine laute Angſt. Er ſah die Schrecken des Jüngſten Gerichtes und jammerte, daß er nicht Zeit genug gehabt habe, um ſich von Grund aus zu beſſern. Inzwiſchen preßte ſich ſeine Unterlage an ihn wie eine Frau, das Reiſig des Lagers kniſterte wie Seide und wie Tränen aus verliebten Augen fielen Tautropfen auf ſein Geſicht ... Dann ſtand er wütend auf, ſpitzte einen Aſt zu und bohrte das harte Holz in den Arm, ſah mit Erleichterung ſein Blut hervorkommen. Oder er erniedrigte ſich zum Tier, indem er ſich tagelang nicht wuſch, ſich mit dem eigenen Kot beſchmierte und klagend voll Ekel ausharrte. Oft ſah er zu, wie Mücken ſich auf ſeine Hand nieder-

ließen, zuckte nicht, wenn sie ihre dünnen Saugrüssel in ihn einstachen und rot von seinem Blut wie zu Blasen anschwollen. Er ertrug das kitzelnde Laufen der Fliegen über seine Haut, den Biß der Flöhe und Ameisen. Und zu gewissen Stunden richtete er mit grausamem Eifer seine Aufmerksamkeit auf alles, was sein Wohlbefinden störte. Er hatte beobachtet, daß man immer irgendwo ein körperliches Mißbehagen habe, einen kleinen Schmerz, der nur deshalb nicht bemerkt wird, weil man gerade an andere Dinge denkt. Immer sitzt die Krawatte zu fest gebunden oder der Schuh drückt oder die Augen beißen oder irgendeine winzige Sehne im Rücken zieht oder es juckt im Ohr oder eine harte Stelle an der Fußsohle brennt oder der Kopf ist zu heiß. Auf diese nebensächlichen Unannehmlichkeiten gab Walder acht und es war das heftigste Martyrium, das er ersann, seinen Körper auf sie hin zu durchforschen und alle mit wollüstiger Genauigkeit ins Bewußtsein zu ziehn ...

Schließlich kam nach bösen Angriffen des Teufels wieder eine göttliche Ruhe über ihn. Dann war er wieder einig mit sich, einig mit der Natur, in Liebe zerfließend. Er fühlte sich rein und, so oft er seinen jetzigen Zustand mit den Verirrungen der andern Menschen verglich, fragte er sich ernstlich, wie er so hohe Gnade verdient haben könne. Wie weit war seine ernste ruhige Askese von der Hypochondrie Raillirds entfernt, von den Bußschikanen

Victorins oder von jener ästhetisierenden Modemystik, die das Mönchsein als höchste Ausschweifung empfindet, die „Geschichten vom heiligen Franziskus“ in Luxusausgaben druckt und mit dem Brokat mittelalterlicher Chorhemden das Bett der Geliebten schmückt. Walder spürte ein geheimes Austrocknen aller Wünsche in sich, seine Interessen, seine Regungen, sein ganzes Leben verengerten sich, immer weniger Berührungspunkte mit der Welt blieben zurück. Schon konnte er stundenlang, ohne sich zu rühren, auf einem Fleck stehn, ganz versunken in die Betrachtung des Nichts, das wie ein Sturmwind durch seine Seele brauste, und wenn er dann den Blick wieder nach außen richtete, durchschaute er alles, sah nichts als kleine Anhängsel seines Ich, Trugbilder, Spiele um sich. Die Unwichtigkeit alles Wollens ging ihm auf. Und er kam dahin, daß er sich jeden Augenblick in diesen Zustand höchster Erkenntnis versetzen konnte. Das ruckweise Schlüpfen einer Eidechse, die Bewegung eines Blattes genügte, um ihn wie mit einem Zauberschlag auf sich selbst zu konzentrieren.

Manchmal lag er rücklings auf seiner Wiese, zählte die regelmäßigen Kleeblätter oder schaute blinzelnd in den glasigblauen Mittagshimmel, in die Sonne. Dann verschaute er sich, die Augen gingen ihm über und, schwebend hergetragen, erschien eine Kugel in Perlmutterfarbe, strahlend

blaurot, dann grün, dann zitronengelb, dann verwandelte sie sich in eine silbergraue mit schwimmenden Ringlein, sie zitterte und schmerzte, wurde purpurrot mit drei blauen Halbmonden ... Und eine Stimme, die aus seinen eigenen strömenden Adern hervorzugehn schien, sagte die Verse des Angelus Silesius:

Wer stets alleine lebt und niemand wird gemein,
Der muß, ist er nicht Gott, gewiß vergöttert sein.

Still und reif ward es um ihn. In seiner legendären Grotte schritten himmlische Boten ein und aus. Er fühlte Güsse von Gnade lautlos über seinen Scheitel sprudeln und dachte: Noch einige Tage, dann bin ich entsühnt. Dann will ich vor Rodolf hintreten und die Worte sagen: Sieh, mein Herr, nun ist mein Herz rein und die verhärtete Seele wie eines Kindes Seele geworden, und nun nimm mich auf in die Gemeinschaft der Gläubigen ...

Eines Morgens wurde er durch laute Stimmen geweckt.

„No, was hab ich gesagt! Ich hab doch gewußt, daß er nicht aus der Welt sein wird." Polledi erschien vor der Grotte, lebhaft gestikulierend und mit einem Schlag hinten auf die Hutkrempe, wodurch sich der Hut ein wenig hob, auf neueste Art grüßend.

Hinter ihm drängten: die Marquis Victorin,

Raillird, Amelizi und Grollhein, Reckleiner mit dem ſtets ſorgenvollen Geſicht und geſellig lächelnd der Detektiv d'Ormi.

Sie bildeten auf der Wieſe umſtändlich einen Halbkreis, wie zu einer Zeremonie. Marquis Victorin trat vor, ſetzte behutſam ſeinen Zylinder auf einen Stein nieder und ſprach: „Wir überbringen dir, Walder, den Beſchluß des revolutionären Zentralkomitees. Es hat den jetzigen Kaiſer der „Stadt" für unwürdig des Thrones und abgeſetzt erklärt, zugleich dich zum alleinigen und rechtmäßigen Konſul gekürt. Wir neigen uns vor Eurer Majeſtät."

Ernſthaft und in tiefſter Ehrfurcht, ſchweigend, fielen nach dieſen Worten alle auf die Knie nieder und huldigten ihrem neuen Herrn, der ſich immer noch dunkel im Hintergrunde hielt. Man hörte das Plätſchern der ſchmalen Quelle in der Grotte. Was wollen ſie eigentlich von mir, dachte Walder. Und nie waren ihm die weltlichen Mächte und Geſtaltungen ſo nichtig, ja mit einem leiſen Stich ins Lächerliche ſogar erſchienen wie in dieſem Moment.

Indeſſen rutſchte der Marquis Victorin auf den Knien näher. Er forderte Walder auf, die Herrſchaft zum Wohle der Allgemeinheit in ſeine markige Hand zu nehmen, er verlor ſich in politiſche Details ... Aber der Marquis Grollhein unterbrach ihn: „Wollen Ew. Majeſtät nur gleich den

Tag der Krönung bestimmen. Sie kann morgen stattfinden. Die ‚Stadt' ist so gut wie unser, alles haben wir in der Macht. Nur ein kleiner Stoß noch und die Kamarilla stürzt." Marquis Amelizi hatte eine geschickte Schauspielerpose gefunden, die linke Hand am Herzen, den rechten Arm hoch in der Luft schrie er nach „Freiheit!" Auch Reckleiner zwang sich zu einigen begeisterten Ausrufen, die sich mühevoll aus seinem zuckenden Munde drehten. Jean d'Ormi lächelte und sah im Sprechen auf die Fingernägel seiner schräg gehobenen Hand. Der Lärm wuchs an. Und Polledi ging geradewegs auf Walder los, drang in die Höhle ein... Da rief Walder... und er wunderte sich, wie seine Stimme in der Einsamkeit laut und erzen geworden war: „Ich bitte euch, liebe Brüder, tut Buße wie ich und suchet den Pfad der Reinheit wie ich."

„Me riecht's," warf Polledi ein, indem er sich die Nase zuhielt.

Ein leises Kichern machte die Runde.

Wirklich bot Walder, dem sich nun alle genähert hatten, einen abscheulichen Anblick. Die Kleider an ihm waren in Fetzen zerschlissen, schmutzig und verfitzt kippte ein Berg von Haaren über seinem hohlen abgezehrten Gesicht bei jeder Bewegung hin und her. In den Bartborsten der Wangen und des Kinns hielten sich Strohhalme, Fichtennadeln, Erdklumpen. Er war bloßfüßig, mit wunden eiternden Zehen, auf dem nackten Schenkel zerbröckelte

ein Ausschlag. In unheimlicher Leuchtkraft spannten sich seine Augen an, über die weißen Lippen jagten rasende Krämpfe ... Aber der Marquis Grollhein kam näher. Er schnellte seine hagere Gestalt in stramme Stellungen, er fuchtelte mit seinem Degen: „Auf, auf zum Kampf um Thron und Ehre, Majestät. Laßt jetzt das nichtige Philosophieren, da es nun Taten gilt. Nur Schwächlinge philosophieren."

Also als nichtiges Philosophieren deutet dieser meine Einkehr und Erlösung, dachte Walder belustigt.

Da stand schon Polledi dicht bei ihm, ganz nah, und überfiel ihn mit lebhaftem Flüstern: „Herr, was sagen Sie zu diesem Grollhein. Wie der sich herausgemaust hat."

Walder erinnerte sich wirklich nicht, ihn jemals so aktiv gesehn zu haben. Grollhein, sonst einer der Stillsten und bekannt durch die wenig rühmliche Rolle, die er zu Hause unter der Herrschaft seiner Frau spielen mußte, überschrie heute alle, gebärdete sich als Haupt und Wortführer der Adelspartei. Froh wedelte er mit seinen hagern Gliedmaßen, während der gutmütige Victorin seine feine Stimme vergebens forzierte, Amelizi geistreich unter seiner hohen Stirne dreinblickte und die schöne Wirkung seiner Posen, seiner weißen Haare, des schwarzen Schnurrbarts und der roten Blume im Knopfloch abzuwarten schien, Raillird

gar menſchenſcheu und gehäſſig einherhinkend jede Regung verbiß.

Polledi gab ungefragt weitere Auskünfte, am Ohr Walders: „Ein feiner Menſch mit Atlasfutter iſt er jetzt. Das kommt von das. Nauj hat nämlich angeordnet, daß er die Fosca bekommen ſoll, und hat ſie dem Victorin einfach weggenommen. Jetzt iſt beiden geholfen. Der Grollhein kommt ſich natürlich furchtbar erwachſen vor. Dafür arbeitet er für zehn, Nauj hat ihn jetzt in die Kanzlei des revolutionären Komitees geſetzt und läßt ihn tagaus tagein Manifeſte hektographieren ... Auf der andern Seite erholt ſich Victorin von dem vielen Lirumlarumlöffelſtiel. Seit er die Fosca los iſt, läßt er die Ahnengruft Gruft ſein, braucht keinen Kaviar mehr, nimmt wöchentlich ein Pfund zu. Ich ſag Ihnen, der Mann kommt ſich vor wie auf der Sommerwohnung."

„Und Nauj, wo iſt Nauj?"

Der Marquis Grollhein hatte die Frage gehört und miſchte ſich ins Geſpräch: „Sie meinen dieſen Abenteurer, den wir angeſtellt haben. Der beſorgt ſo die nebenſächlichen innern Angelegenheiten. Eine ſehr verwendbare Kraft, in der Tat."

Walder wich erſtaunt zurück. Wie rätſelhaft und unüberſichtlich iſt doch die Welt, dachte er, ich habe ihr Netzwerk, ihre Mißverſtändniſſe, dieſe vielen windſchiefen Geraden, die einander nie treffen und verſtehn können, faſt ſchon aus den

Augen verloren. Wie klar und einfach sieht es in meiner Seele aus, aber die Menschen draußen stürmen verblendet in Wirrnissen dahin. Über nichts können sie sich verständigen. Jeder steckt in seiner Haut, in seinem Stil wie in einem Sack. Nur ich bin frei ... Da fiel ihm der Brief ein, den er über diesen Gegenstand an Nauj geschrieben hatte: „Tut denn Nauj überhaupt noch mit?"

„Warum denn nicht?" meinte Grollhein.

„Hat er nichts von einem wichtigen Brief erzählt? Von neuen Erkenntnissen, vom Problem der Freiheit?"

„Nein, davon hat er gar nichts gesagt."

„Und wie hat man sich mein plötzliches Verschwinden erklärt?"

„Das Volk wurde im Glauben gelassen, Ew. Majestät sei im Seebad. Nur uns Intimere klärte Nauj auf. Eine vorübergehende Marotte ..." sagte er.

Eine Marotte. Walder mußte lächeln. Nie waren ihm Marotten ferner gelegen als jetzt. Aber das gehört eben zu den Rätseln der Welt, sann er, daß man über seine Nebenmenschen so ganz unbegreiflich verkehrte Ansichten hat, daß man schlechterdings alles falsch beurteilt. Nur durch Lügen und Irrtümer ermöglicht man sich ein strebendes Leben. Der Weise geht in den Wald ...

Die drei Adeligen Victorin, Grollhein und Amelizi standen mit Jean d'Ormi bei Walder. Etwas

seitwärts wollte Polledi den finster dreinblickenden Raillird aufheitern. Reckleiner, zerdacht und tausend sorgenvolle Falten im unruhigen Gesicht, hatte sich einsam am Eingang der Höhle angelehnt ... Allmählich setzte man sich in dieser Gruppierung, von Felsblöcken und hervorragenden Steinen der Grottenwand aus führte man eine lebhafte Konversation, die heilige Klause nahm allgemach den Charakter eines Salons an.

„Also morgen geht die Revolution los," begann Grollhein und freute sich bei jedem Wort seiner Bewegungen. „Unser Hauptquartier ist Schloß Nornepygge. Um 7 Uhr früh werden die Fanfaren geblasen ..."

Victorin fuhr fort: „Auf dieses Zeichen versammeln sich die Führer der Partei im großen Kuppelsaal. Dann werden Ew. Majestät ..."

„Ew. Majestät werden zum letztenmal die Getreuen alle beisammen sehn." Grollhein siegte, Marquis Victorin ergab sich mit elegantem Lächeln.

„Ew. Majestät werden Revue abhalten, die letzten Befehle erteilen ..."

„Ich? Ich soll das machen?"

Marquis Grollhein setzte unbeirrt fort: „Dann gegen Mittag steigt die Signalrakete. Von allen unsern Schlössern im Kreise um die „Stadt" antworten rote Raketen, nun entsendet jedes Schloß seine wohleinexerzierten Hörigen und Gefolgschaften, konzentrisch rücken acht Heere mit klingendem

Spiel talabwärts gegen die „Stadt". Acht Heere zugleich von den acht Schlössern: Nornepygge, Raillird, Fosca, Amelizi, Victorin, Koli, Fioridiligi, Grollhein-Vi . . ." Er versprach sich beinahe: „. . . und Grollhein."

„Und wer kommandiert?"

„Wer anders als unser ruhmreicher Konsul, Walder der Erste."

Walder war verwundert darüber, wie wenig seine entschiedene Absage beachtet wurde. Und auch das „ruhmreich" klang seinen Ohren staunenswert genug.

Grollhein schilderte weiter, das Eindringen der acht Heere, kurze atemlose Straßenkämpfe gab er aus seiner Phantasie zum besten: „Die regulären Truppen der Kamarilla gehn zu uns über. Der Generalissimus hat einen Protest gegen die Regierung unterschrieben und ist daher in unserer Hand . . ."

Manche glaubten das nicht. Grollhein versicherte, daß Nauj selbst ihm das mitgeteilt habe.

„Dann haben wir die ganze Arbeiterpartei, den ‚Fortschritt', die Gewerkschaften," ergänzte Marquis Victorin.

„Und die Hofschauspieler," vergaß Amelizi nicht einzuflechten.

„Aber die Gardetruppen halten zum Kaiser." Eine gedrückte Stimme brachte diese sorgenvollen Worte vom Eingang der Grotte her.

28*

Victorin widersprach Reckleiner: „O nein. Wissen Sie nicht, daß Nauj sich unlängst nachts in ihre Kaserne eingeschlichen und alle aufgewiegelt hat?"

Man stritt darüber.

Walder fiel es auf, daß man die Revolution in diesem Kreis eigentlich wie etwas Fremdes, von andern Arrangiertes besprach. Und wieder einmal faßte ihn aufrichtige Bewunderung für Nauj, in dessen Hand alle Fäden zusammenliefen ... Nur Reckleiner war vielleicht noch mächtiger, noch unheimlicher als Nauj. Er hatte sein Geschäft zum großen Teil schon hinter sich, seine großen Armeelieferungen für die Revolution und, wer konnte das wissen, vielleicht auch für die Partei in der „Stadt". Dieser Mann, der alle Leute, mit denen er jemals zusammentraf, als sein Betriebskapital und als weiter nichts ansah, wurde von keiner Gruppe ins Gespräch gezogen, kaute an den Nägeln und fröstelte im Sonnenschein der Grottenöffnung ...

Walder erinnerte sich flüchtig seines Balls im Winter. Auch damals war Reckleiner so verwaist unter den lustigen Menschen dagestanden, so gefürchtet und mißliebig, an der einen Seite der Tür als Gegenstück zu Rat Bytten, der die andere Seite schmückte ... „Ja richtig. Was macht Rat Bytten?" fragte Walder. „Gehört er auch noch zu unserer Partei?"

„Natürlich, unentwegt."

Walder erzählte die rührende Szene im Dome, das Geständnis des Rates vor Lodolf, das er selbst gehört hatte.

„Ach, solche Anwandlungen hat er öfter," plapperte Marquis Grollhein. „Wir müssen ihm dann immer etwas mehr zahlen ..."

Alle lachten.

Polledi trat herzu. Wenn von ernsten Dingen die Rede war, pflegte er eine beleidigte Miene zu machen und nicht dreinzureden. Jetzt vermutete er, da er Gelächter hörte, Gelegenheit zu einem Witz: „Was gibt's? Was ist denn los?" Er bückte sich und sah jedem der Reihe nach von unten ins Gesicht.

Marquis Victorin wandte sich leise zu Walder und sagte in seiner Art eines guten Jungen: „Ew. Majestät urteilen nach sich selbst und halten daher alle Leute für lebenssatt."

Also der deutet mich wieder als lebenssatt, stellte Walder fest, was ihm etwa die Sarkophage der Ahnengruft, soll mir diese Höhle sein. Aber wie fern weiß ich das von mir, diese Luxus-Askese, diesen St. Franziskus auf Büttenpapier. Jeder sieht mich eben durch sein gefärbtes Glas, das ist nicht zu ändern. Ich bleibe, was ich bin, mag man über mich Beliebiges denken ... Und er fühlte sich von wunderbarer Festigkeit durchronnen. Einen Augenblick lang hatten die vielen neuen Nachrichten, das ganze Räderwerk der Gesellschaft,

das so plötzlich herangerollt war, ihn gestört. Jetzt aber war er durch die Erinnerung an Lodolf und die Domszene wunderbar gestärkt, er hörte wieder Choräle im Wind, die Hände griffen in blaue Weihrauchwolken ...

Rings um ihn schwatzte man. Polledi machte den Rat Bytten nach, indem er sich zusammenduckte und die Beine zu einem O einwärts bog, er erzählte Anekdoten von seinem unglaublichen Geiz. Er stecke im Kaffeehaus regelmäßig die übrigbleibenden Zuckerstücke in die Tasche ...

Eine wilde Lust ergriff Walder, sich mutig in dieses nervöse Summen hineinzuwagen, seine Seelenstärke im Kampfe zu erproben. Er nahm Polledi beiseite: „Und Sie, was halten Sie eigentlich für die Ursache meiner plötzlichen Flucht in die Einsamkeit?"

„Sehr einfach." Polledi grinste. „Ein Wort genügt. Fioridiligi."

Walder hatte eine ferne Ahnung, daß er irgendeinmal mit einer schlanken Frau dieses Namens zu tun gehabt hatte. „Fioridiligi?" wiederholte er.

„Tun Sie doch nicht so, als ob wie wenn. Ich kenn dos. Natürlich, das war doch die erste, die dem Lodolf nachgerannt ist, diese Betschwester. Und jetzt haben Sie sie. Aber wer's glaubt, wird selig. Umgekehrt, sie ..." Polledi deutete auf die Stelle, wohin er vorhin bei dem Worte „sie" die Hand ausgestreckt und förmlich die Fioridiligi

aufgestellt hatte. „... sie hat Sie. So ist es, schöner Jüngling. Weil es Ihre Geliebte will, machen Sie jetzt in Katholizismus. Wenn Sie wird wollen, werden Sie auch Seil tanzen. Überdies, unter uns gesagt, ich möcht es auch, sofort." Und grimmiger Ernst wischte plötzlich all das widerlich Komische aus seinem Gesicht, als wäre plötzlich eine menschlich fühlende Seele aus der Tiefe in den Wust geselliger Scherze emporgetaucht...

Und Marquis Amelizi? Walder wurde geradezu neugierig. Und die unendliche Höhe, von der aus er die Irrgänge des Menschengeistes übersah, machte ihn sicher, gut aufgelegt, er geriet beinahe in eine heilige Scherzlaune...

Amelizi erklärte ihm mit geistreichen Blicken, die ihn gänzlich durchschauten: „Jeder hat einmal das Bedürfnis, Theater zu spielen. Histrionen sind eben deshalb die vollkommensten Menschen, weil sie sich dieses Bedürfnisses beruflich und zu abgegrenzten Stunden entledigen... Uns andere überfällt es manchmal zu ungelegener Zeit."

Walder lachte hell auf.

Dann ging er zu Reckleiner und ließ sich von dem auslegen. Der Kaufmann brachte widerwillig nur zwei Sprichworte heraus: „Müßiggang ist aller Laster Anfang. Der Mensch ist zum Arbeiten da"...

Ach sie war wirklich spaßig und jämmerlich zugleich, diese verwirrte Welt, in der die Leute mit

leidenschaftlichen Gebärden hin- und hergehn, Zeichen geben, für die keine Übereinkunft besteht, kämpfen, statt die Hände in den Schoß zu legen, einander mißverstehn und leiden machen. Und die Herrschaft über diese Welt bietet man mir also an, sagte sich Walder. Nein, danach will ich keinen Finger ausstrecken, keinen Schritt aus meiner lieben Dunkelheit tun ... Und niemals war er so verliebt in sein einsames Pilgerdasein gewesen wie in diesem Augenblick, alle die seligen Stunden, die er in seiner Klause verlebt hatte, waren ihm gegenwärtig und winkten ihm zu. Er kam sich so gerettet und selig vor, daß er am liebsten laut gesungen hätte. Sein Entschluß stand unerschütterlich ...

Mitten unter die Gruppen trat er, hob beide Arme empor: „Und nun, Freunde, laßt mich wieder allein. Ich habe euch gern gesehn, ich habe alles gehört, was ihr mir zu sagen hattet, ich habe niemanden zurückgestoßen. Denn solches verbietet mir die ewige Liebe. Wohlan, aber auch ihr habt meine Antwort gehört. Ich habe euch gesagt, daß ich auf irdische Größe mit Freuden verzichten gelernt habe. Ich bleibe in meinem Walde und ihr, falls es euch nicht besser dünkt, mir gleich zu tun, ihr geht an eure menschlichen Geschäfte. Jeder an sein Werk und Gottes Segen über uns alle."

Eine überraschte Ruhe entstand ...

„Sie werden nicht hier bleiben." Marquis Rail-

lird, der bisher ſtumm geblieben war, entſandte ſeine ziſchende Stimme zu Walder hin und hinkte ihr nach. Er blickte drohend aus ſtarren klebrig-glatten Augen, die immer nur auf die Naſenwurzel des Gegners zu zielen ſchienen.

Walder wandte ſich ihm furchtlos und ſanft zu.

„Sie werden nicht hier bleiben," wiederholte Raillird. „Wir wiſſen ein Mittel."

Nicht einen Augenblick lang ängſtigte ſich Walder.

Nein, es iſt nicht mehr ſo wie damals im Kohlenbergwerk, wollte er dem Marquis zurufen, damals war ich innerlich gerade an die ſchwerſte Kriſe meines Lebens gelangt, der Umſchwung hatte ſich ſchon in aufſteigendem Ekel angekündigt; und jeder äußere Anlaß mußte gut genug ſein, um die verlogene Weltanſchauung dieſes Stadiums zu zertrümmern. Damals zitterte ich in einer künſtlich konſtruierten Freiheit, die in Wahrheit höchſte Unfreiheit war. Jetzt aber bin ich mit Gott vereint, bin das gute Herz der Welt und wirklich frei, ganz mein, nur mein, der ſiegreich Vollendete ...

Und mit ruhiger Bewegung wandte er den Eindringlingen den Rücken, lehnte beide Ellbogen an den Fels und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, um ſich ſüßeſter Einkehr hinzugeben ...

Marquis Raillird verfolgte ihn: „Wir wiſſen ein Mittel."

Die andern ſuchten ihn zurückzuhalten, befahlen ihm zu ſchweigen.

Aber er fauchte, gehässig und erregt, weiter: „Nicht nur die Untertanen und der Staat erheischen dringend Ew. Majestät Anwesenheit, damit endlich Ordnung und Gerechtigkeit einziehe. Auch in Ew. Majestät eigenem Hause ist nicht alles so, wie es sein sollte. Ein Usurpator hat sich auch hier die Rechte des Herrn angemaßt. Wir haben Beweise. Nicht wahr, d'Ormi."

„Ja, wir haben Beweise," bestätigte der Detektiv mit höflicher Verbeugung.

„Die Ehre des kaiserlichen Hauses ist beschmutzt. Ew. Majestät Gemahlin Charlotte lebt in offenkundiger Schande, sie betrügt Euch. Wir, Eure ergebensten Freunde, konnten dieses ehebrecherische Treiben . . ."

Walder hatte sich mit einem Riß umgedreht und schaute, wie ein Irrsinniger lächelnd, Raillird ohne Regung an . . .

Dieser beendete unbekümmert: „. . . dieses ehebrecherische Treiben, das laut nach Sühnung schreit, nicht länger ruhig mit ansehn . . ."

Da schrie Walder auf. Beide Hände an die Brust gepreßt und den Kopf weit nach vorn geworfen, aus schwingendem Hals, stieß er ein langes Brüllen hervor, daß alle entsetzt zurückwichen . . .

Im nächsten Augenblick griff er nach seinem Mantel, stürzte sich in ihn und war davongeeilt. Er lief geradeaus über die Wiese, der Bach spritzte hoch auf, den er durchwatete . . .

Der Wald umgab ihn mit dunklen Hinderniſſen, grauſamen Geräuſchen. Unter ſeinen Füßen ziſchten die vielfachen Schichten faulender Laubblätter, manchmal knackte ſehr laut ein Stückchen dürres Holz, das er im Lauf zertrat, oder ein Ameiſenbau barſt mit hohlpuffendem Klang unter ſeinem Schuh in ſich zuſammen. Weit weg ſpottete ein Kuckuck, der ſauſende Wind ließ die Baumkronen oben nicht zur Ruhe kommen ...

Und dieſe tauſend ſchmerzenden Gedanken im Kopf! ... Alſo Lotte, die liebe zärtliche Lotte war ihm untreu geworden. Wie ein Verdammungsurteil vom Himmel herab tönte es. Hörſt du, Walder ... und er hörte es und ſah das flammende Schwert ſchon gezückt ... Das wird man dir noch am Tage des Jüngſten Gerichts vorhalten, daß du dieſe argloſe Seele zugrunde gerichtet haſt. So gut war ſie und jetzt feckiert ſie Dienſtmädchen, vergißt gar ihre Ehre. Ruchloſer! Wie wirſt du dich dann rechtfertigen ... Und nicht genug die Strafe in jener Welt, auch im Diesſeits ſollſt du für deine Frevel leiden. Jetzt haſt du ſie verloren, die liebe Freundin verloren, und haſt ſie vormals doch ſo ſehr geliebt ...

Immer im Laufen überlegte Walder, ob es denn möglich ſei, daß eine innige Liebe wie zwiſchen ihm und ſeiner Frau ſo kläglich enden könne ...

O ja, es war möglich. An ſich ſelbſt, an ſeinen zahlloſen Ehebrüchen hatte er es erlebt. Warum

ſollte Lotte nicht dasſelbe tun wie er, warum ſich nicht in den Armen eines andern über die Untreue des Gatten hinwegtröſten ...

Beweiſe über Beweiſe fielen ihm ein. Er erinnerte ſich ihrer robuſten kräftigen Natur, die ſich ſo oft ſchon gezeigt hatte. Entſchloſſene Skrupelloſigkeit war von jeher an ihr bemerkbar geweſen ... Ihr erſtes Geſpräch in ſeinem Bibliothekzimmer, oben in der Glaskuppel, trat ihm nah. Ungebeten und ohne die Warnung des Vaters zu beachten, hatte ſie ſich eingedrängt. Und nun ſchob ſich ihr neugieriger Kopf durch die Spalte der Tapetentüre, wie eine Büſte auf unſichtbarem Poſtament: „Entſchuldigen Sie, wenn ich ſtöre. Ich wollte nur ſehen ...“ Und gleich nach einigen Minuten waren ſie ſchon per du, im Garten, ſo behende folgte ſie ſeiner kleinen ſcherzhaften Aufforderung und ſagte lachend: „Ich kann dich wirklich ſchon ſehr gut leiden.“ ...

Walder raunte weiter. Er redete laut auf ſich ſelbſt ein: „Damals habe ich das Natürlichkeit genannt und bei jedem ihrer Worte vermeinte ich, in eine lichte Bauernſtube einzutreten, ländliche Luft zu atmen. Mit der rührenden Idée fixe des verliebten Berlioz habe ich ſie verglichen und meinem von hundert herbſtlichen Feinheiten des Differenziertenklubs gemarterten Herzen gefiel es, den Winter warm kniſternd am häuslichen Herd zu verbringen. Aber jetzt ſehe ich es anders. Gewiß,

sie ist unbefangen, natürlich, fest. Aber hinter diesen einfachen Mienen steht nicht das warme Gemüt, das ich suchte. Nein, sie hat mich nie geliebt. Sie wollte mich nur haben. Ihre Schlichtheit ist schlichte Begierde, ihre Leidenschaft Herrschsucht, ihre Geradheit ... ja sie ist geradewegs auf ihr Ziel losgegangen. Um ihr Talent für Häuslichkeit zu demonstrieren, hat sie mir ein Zimmer mit Papierblumen ausgeschmückt. Jüngferlich und affektiert ist sie bei einem Ball entwichen, damit ich sie suche und allein mit ihr bin und alles sage. Und hat sie mich nicht zuerst gestreichelt und geküßt! Immer geradeaus ... Ach Gott im Himmel, so zimperlich und dünn war dieser Kuß auf die Stirne, so sehnsuchterweckend; aber in der Hochzeitsnacht hat sie sich hingegeben, wie wenn es so sein müßte. Ohne Sträuben, wie eine Pastorsfrau. O über diese einfältige biedere Natur, die jetzt mit derselben Selbstverständlichkeit ihren Mann verrät, wie sie ihm damals unbedenklich zu Willen war."

Immer neue Episoden fielen ihm ein. Wahrhaftig, sie hatte stets, Lotte, nach dem Nächstliegenden gelangt, roh und schwunglos, ohne Geschmack wie ihre norddeutschen Kleider ... Plötzlich sah er im Geiste das braune Pferd auf der Straße, dessen gemuldete Rückenlinie vor rauchgrauem Himmel er einmal bewundert hatte, als er mit Lotte spazieren ging. Sie war herzugetreten und hatte

sollte Lotte nicht dasselbe tun wie er, warum sich nicht in den Armen eines andern über die Untreue des Gatten hinwegtrösten ...

Beweise über Beweise fielen ihm ein. Er erinnerte sich ihrer robusten kräftigen Natur, die sich so oft schon gezeigt hatte. Entschlossene Skrupellosigkeit war von jeher an ihr bemerkbar gewesen ... Ihr erstes Gespräch in seinem Bibliothekzimmer, oben in der Glaskuppel, trat ihm nah. Ungebeten und ohne die Warnung des Vaters zu beachten, hatte sie sich eingedrängt. Und nun schob sich ihr neugieriger Kopf durch die Spalte der Tapetentüre, wie eine Büste auf unsichtbarem Postament: „Entschuldigen Sie, wenn ich störe. Ich wollte nur sehen ..." Und gleich nach einigen Minuten waren sie schon per du, im Garten, so behende folgte sie seiner kleinen scherzhaften Aufforderung und sagte lachend: „Ich kann dich wirklich schon sehr gut leiden." ...

Walder raunte weiter. Er redete laut auf sich selbst ein: „Damals habe ich das Natürlichkeit genannt und bei jedem ihrer Worte vermeinte ich, in eine lichte Bauernstube einzutreten, ländliche Luft zu atmen. Mit der rührenden Idée fixe des verliebten Berlioz habe ich sie verglichen und meinem von hundert herbstlichen Feinheiten des Differenziertenklubs gemarterten Herzen gefiel es, den Winter warm knisternd am häuslichen Herd zu verbringen. Aber jetzt sehe ich es anders. Gewiß,

sie ist unbefangen, natürlich, fest. Aber hinter diesen einfachen Mienen steht nicht das warme Gemüt, das ich suchte. Nein, sie hat mich nie geliebt. Sie wollte mich nur haben. Ihre Schlichtheit ist schlichte Begierde, ihre Leidenschaft Herrschsucht, ihre Geradheit ... ja sie ist geradewegs auf ihr Ziel losgegangen. Um ihr Talent für Häuslichkeit zu demonstrieren, hat sie mir ein Zimmer mit Papierblumen ausgeschmückt. Jüngferlich und affektiert ist sie bei einem Ball entwichen, damit ich sie suche und allein mit ihr bin und alles sage. Und hat sie mich nicht zuerst gestreichelt und geküßt! Immer geradeaus ... Ach Gott im Himmel, so zimperlich und dünn war dieser Kuß auf die Stirne, so sehnsuchterweckend; aber in der Hochzeitsnacht hat sie sich hingegeben, wie wenn es so sein müßte. Ohne Sträuben, wie eine Pastorsfrau. O über diese einfältige biedere Natur, die jetzt mit derselben Selbstverständlichkeit ihren Mann verrät, wie sie ihm damals unbedenklich zu Willen war."

Immer neue Episoden fielen ihm ein. Wahrhaftig, sie hatte stets, Lotte, nach dem Nächstliegenden gelangt, roh und schwunglos, ohne Geschmack wie ihre norddeutschen Kleider ... Plötzlich sah er im Geiste das braune Pferd auf der Straße, dessen gemuldete Rückenlinie vor rauchgrauem Himmel er einmal bewundert hatte, als er mit Lotte spazieren ging. Sie war herzugetreten und hatte

zutraulich die rosa Schnauze des Tieres gestreichelt. „Das arme Vieh war halt bei Militär“ ... So hart und gegenständlich war ihre Art, die Dinge anzupacken. Oder wie sie den Arzt zu seinem sterbenden Vater geholt hatte. Nie hätte Walder das gewagt, aus Angst, das Selbstgefühl des Alten zu verletzen ...

Das Schloß stand da. Mit seiner Rotunde, seiner Glaskuppel, seinen weitausladenden Flügeln schien es ihm heute mit einemmal wie etwas Fremdes. Er fühlte sich verraten, ausgestoßen. Es war ihm, als wäre jeder einzelne Stein untreu geworden. Er schlug den Weg durch den Park, durch die Villenstraße, über die Felder zur „Stadt“ ein.

Nun durchdrang ihn Haß gegen Lotte, am liebsten hätte er sie gefoltert, erwürgt. Nein, mehr noch, ihre Erinnerung rückgreifend aus seinem Leben ausgelöscht ... Aber da gerade fiel ihm ein, wie genau er alle Erlebnisse und Szenen mit ihr in seinem Gedächtnisse festgehalten hatte. O ich habe sie doch sehr geliebt, ich habe sie geliebt, weinte er und sein gepreßter Atem irrte in die Ebene.

Die Äcker lagen in wachsender Vormittagshitze unter den Wolken, die wie Bäusche aus schwerem Tuch über sie hinstürzten. Wie goldene Säulen streckten sich die Sonnenstrahlen hervor und bauten über den Plan flüchtige Hallen, die sofort im

Wolkenschatten wieder zusammensielen. Dort am Rande eines Feldes peitschte ein Bauer seine Pferde vor dem Pflug, sie kehrten sich widerwillig um. Auf anderen Strichen lagen noch die Garben, in gelbe Kugeln gereiht. Wie große Hügel standen die Heuschober. Da und dort fuhr ein Erntewagen, dem Rumpf eines Riesenschiffes im Wanken ähnlich, durch ferne Alleen in sein Gehöft ...

Wozu das alles? dachte Walder.

Hätte sie mich doch wenigstens in meiner Anwesenheit betrogen und nicht während ich fort war. Wie häßlich und meuchlerisch, diese Intrigen hinter meinem Rücken ... Und er verstand plötzlich den Selbstmord des Marquis Koli.

Ach es waren doch so schöne Tage, in der Zeit unserer jungen Liebe, damals. Gott, o Gott, vielleicht hat sie mich doch geliebt. Nur jetzt sehe ich schwarz und lege ihr alles so übel aus. Was ist denn eigentlich wahr an den Dingen, die wir leben? Vielleicht gibt es nur Meinungen, keine Tatsachen in der Welt. Und weshalb sollen es damals nicht wahrhaftige Triebe gewesen sein, die sie in meine Arme gelegt und mich so über alles glücklich gemacht haben? Weshalb nicht? Ich frage mich, die Welt, den lieben Gott, alles: weshalb nicht? O es war so schön, schwärmerisch schön, das läßt sich nicht sagen. Aus dem fernen Klingeln eines Schlittens habe ich einmal ihre

ſilbernen Armbandanhängſel herausgehört. Und das duftige Praſſeln der bratenden Äpfel auf der Ofenplatte, es verbreitete kühlen Schatten wie Obſtgärten an der Landſtraße. Damals hatte ich einen hochmütigen Wahlſpruch: Berlioz, du haſt gelogen ... Wehe mir, Berlioz hat leider nicht gelogen. Ich werde nach dieſen drei erſten Sätzen der Symphonie phantastique, die ſo lieblich von Reverien, einem Ball, einer Szene auf den Feldern handelten, nun auch noch die zwei letzten erleben müſſen. Die ländliche Melodie der Geliebten wird von einem ironiſchen Sechsachteltakt zerfetzt werden, Pikkoloflöten werden ſie beißen und böſe Vorſchläge ihre reinen Linien bedrecken. Der Marſch zur Guillotine bleibt mir nicht erſpart, nicht der Traum einer Walpurgisnacht, nicht die burleske Tube des Dies irae und das wahnſinnige Sabbatrondo.

Statt friedlicher Begebenheiten ſtehn jetzt ſinnloſe Mißgeſchicke rings um mich. Man reißt mich aus dem Segen einer Waldgrotte, man betrügt mich, man zerrt an meinen Nerven, die einzige Frau, die ich wirklich mit innerſter Glut geliebt habe, wirft mich um irgendeinen adeligen Laffen weg. Wer ſoll das verſtehn! Wer kennt ſich in den anbetungswürdigen Plänen der Vorſehung aus! Lauter geheimnisvolle Mächte ſind um mich beſchäftigt; ich ſehe Männer in ſchwarzen Mänteln, die ihre blutroten Lederhandſchuhe um große Per-

gamentrollen schließen, sie machen Türen auf, verschwinden in Beratungssälen. Warum schneiden heute die Pferde alle lachende Gesichter auf mich? Das war doch ehedem nicht. Und dort stürzt ein Haus ein, prachtvoll. Und dort sind Bäume. Und dort dehnen sich die Straßenbahnen wie grüner Teig aus, zu langen Nudeln, die sich um die Standarten der Haltestellen spiralenförmig aufwickeln. Nein, das ist nicht auszuhalten. Da möchte ich doch wirklich wenigstens eines wissen, da das Ganze zu überblicken unmöglich ist, wenigstens eines: wie heißt nun eigentlich der Kerl, der mich zum Hahnrei gemacht hat, wie? Und wer hat den Spionen befohlen, ihn auszukundschaften? Wer hat überhaupt diese Revolution angezettelt, zu deren Zustandekommen es unbedingt nötig ist, daß man einen Eremiten mit Polizeihunden aufstöbert und ihm den Gestank seines Hauses vor die Nase stellt? Fürwahr, das ist unerklärlich. Da stecken, und ich wiederhole absichtlich dieses Wort: fürwahr, ... fürwahr, da stecken absonderliche Geheimnisse, Schlingen, Falltüren ...

Plötzlich, ohne ganz deutlichen Zusammenhang, kam ihm das Redaktionslokal des „Fortschritt" in den Sinn. Falltüre, Fortschritt ... Ja, im „Fortschritt" hatte er ja einmal erlebt, wie die Redakteure Gramner und Lankor während des Putsches durch eine geheime Türe davongelaufen waren. Und zwingend verschwisterte sich jetzt jenes myste-

riöſe Geſchehnis mit ſeiner jetzigen dunklen Lage. Es war ihm, als müßte eines das andere aufhellen, als beſtünden unterirdiſche Zuſammenhänge in dieſen Dingen. Er war nur halb klar über alles, was er dachte und tat. Und ohne ſich lang zu beſinnen hoffte er nun, in der Redaktion des „Fortſchritt" über den Fehltritt ſeiner Frau Aufklärung zu finden. Je länger er darüber nachſann, deſto gewiſſer wurde ihm dieſe Zuverſicht. Nichts mehr war ihm ſicherer, dieſe Redakteure verfügten über ungeahnte Hilfsmittel, ſie regierten, ſie konnten Rat ſchaffen. Und eilig ſchlug er den Weg zum Redaktionsgebäude ein.

Es war nur wenige Straßen entfernt.

Er mußte am Juſtizpalaſt vorbei, wo ihn Oironet am Tage der mißglückten Revolte dem lynchluſtigen Pöbel entriſſen hatte ... O wäre ich damals geſtorben, dachte er.

Dann lief er, ohne ſich umzuſehn, immer geradeaus, durch die Gaſſen, wo damals zwiſchen den beiden Barrikaden der Aufſtändiſchen tote Menſchen wie Tuchballen ſich gewälzt hatten ... Jetzt ging der alltägliche zielbewußte behutſame Verkehr wieder ſeines Weges über dieſe Stätte der Leidenſchaften. Und nur ein kleiner Sandſteinobelisk, aus einem hübſch geſchorenen Grasbeet aufſchimmernd, zwiſchen vier hangenden Eiſenketten, er-

innerte ordentlich an die „braven Soldaten, gefallen für Kaiſer und Vaterland".

Walder trat in das Haus ein, durchſchritt die vordere Flur und den Hof.

Ein Diener wollte ihn nicht vorlaſſen.

Er ſchrie, er wolle den Redakteur Gramner ſprechen.

Unmöglich, der Herr Redakteur ... der Diener betonte das: Herr ... komme erſt gegen fünf Uhr.

Alſo werde er bis dahin warten. Und Walder warf ſich in einen Seſſel des ſchmalen Vorzimmers. Jetzt erſt ſpürte er, wie müde er war. Faſt drei Stunden hatte er in Kreuz- und Querläufen durchgeraſt.

Eine ſeltſame Melancholie überkam ihn. Alſo ſo endet eine Liebe, ſo endet eine Liebe, ſagte er unaufhörlich vor ſich hin. Und ihm war, als höre er mattes Schlürfen auf dem Fußboden, als träten die Leidtragenden in die große Trauerhalle ein. Zwiſchen aufgehäuften Kränzen mit ſchwarzen Moiréſchleifen flackerten Kerzen. Der Prediger ſprach mit angenehmer Stimme, die ſich bemühte, zwiſchen Gleichgültigkeit und allzu unwahrſcheinlicher Rührung die Mitte zu halten. Jemand ſchluchzte laut auf. Der ſchwarze Sarg auf der Bahre regte ſich nicht. Alſo ſo endet eine Liebe ... Jäh warf Walder den zerfetzten Ärmel vor ſein Geſicht und weinte hinein. Alſo ſo endet eine Liebe ...

Dann erinnerte er sich daran, daß er im Vorzimmer einer Redaktion saß. Ja, warum war er denn eigentlich hier. Er konnte sich nicht darauf besinnen, nachdenklich und müde wiegte er den Kopf. Nein, wirklich, er konnte nicht darauf kommen. Aber jedenfalls: weinen durfte er nicht, das nicht, das nicht. Mit dem trotzigen Ernst eines Kindes befahl er sich, nicht zu weinen. Also gut, er hob den Kopf steif in die Luft und sah durch die offene Tür in das Nebenzimmer.

Mehrere Damen arbeiteten an Schreibmaschinen. Sie saßen da, ohne aufzublicken, fingerten auf den Tasten, drehten von Zeit zu Zeit an einer Schraube oder ließen die Walze mit leichttrillerndem Geräusch zurückfahren, hielten manchmal ein, um etwas an ihrer Schrift nachzusehn und mit einem platten Gummi auszuradieren. Die Stahlbügel schnellten von beiden Seiten nieder und standen dann wieder, wie in zwei Trichter gesammelt, rechts und links. Leise öde Glöcklein zuckten jedesmal, wenn eine Zeile zu Ende war. Alles war wie damals, während des Putsches ... Plötzlich zuckte Walder überrascht zusammen. Er hatte seine Schwägerin Irmgard erkannt, Naujs Frau ...

Also hier hatte Nauj seine Frau untergebracht. Flüchtig hatte er ja einmal, in der Barke damals, so etwas erwähnt, als Walder sich nach ihr erkundigte ... Also so nützte er sie aus. So opferte sie sich ihm, während er mit der Fosca und mit

Gott weiß wieviel andern Frauen sich amüsierte. O wie anders als Lotte, wie anders! Sie blieb ihrem Mann treu, das arme Kind mit den glanzlosen abgearbeiteten Augen, die keinen Augenblick von der Arbeit aufschauten. Er mochte tun, was er wollte, sie lebte auch jetzt nur für ihn. Sie war stolz darauf, ihm irgendwie zu nützen, betrachtete ihr ganzes Sein als etwas, worüber er mit einem Wink verfügen konnte, ohne ihr das Geringste als Entgelt zu bieten. Also so sieht eine Liebe aus, die nicht endet ...

Eine Stunde verging. Junge Schreiber mit wehenden Papieren kamen eilig vorbei. Plötzlich schrie jemand aus der aufgerissenen Tür eines Zimmers, wann Napoleon Bonaparte geboren sei; er brauche es zum Leitartikel. Ganz hinten antwortete man ihm. Eine elegante Dame, aus deren Pompadour ein blaues Schreibheft zusammengerollt emporragte, erschien, kannte sich nicht aus, wurde zurechtgewiesen, ging fort, verirrte sich und fragte Irmgard noch einmal um den rechten Weg zum Feuilletonredakteur ... Die liebevoll-schlichte Irmgard, sagte Walder leise. Und er dachte: die lieblos-schlichte Lotte.

Gleich darauf hatte er noch Gelegenheit, Irmgards Unterwürfigkeit in einer neuen Szene ergrausend anzustaunen ...

Im Nebenzimmer erschienen die Redakteure Gramner und Lankor, sie begannen mit der hüb-

schen Maschinenschreiberin zu scherzen. Der eine strich ihr ins blonde Haar, der andere setzte sich auf den Sessel zu ihr, drückte sich an und machte verliebte Augen, während er sich über die Glatze kratzte. Und sie ... schien gefällig, zutraulich, legte ihr Köpfchen ihm an die Schulter. Ei, ei, dachte Walder ... Aber gleich darauf fiel ihm ein, was Nauj beim Fest im Bergwerk von seiner Proskriptionsliste abgelesen hatte: Am letzten August, am Vorabend der Revolution, um fünf Uhr fallen die Redakteure Gramner und Lankor. Rocketby muß alle Unzuverlässigen und Schwankenden vor dem allgemeinen Massacre privatissime abführen ... Und nun wußte Walder: Irmgard hat den Auftrag, die zwei zu ködern und bis dahin festzuhalten. Und sie tut es robust ohne überflüssige Schamhaftigkeit, skrupellos aus Liebe wie Lotte aus Haß. So wie sie bei der Orgie in meinem Schloß Jean d'Ormi hinhielt, beinahe sich prostituiert hätte. Welch eine Frau! Nicht allein über ihre Arbeitskraft läßt sie ihren Mann verfügen, auch über ihre weiblichen Reize, ihre Körperwärme ...

Mit frischen Tränen in den Augen schlich Walder davon, neidisch, verbissen. Im Hofe blieb er erschrocken stehn. War es nicht der rothaarige Rocketby, der da gerade mit einem Sprung an ihm vorbei und die Treppe hinaufgeeilt war? ...

Auf der Straße traf er den Detektiv d'Ormi.

„Also wer ist denn eigentlich der Verführer meiner Frau?" herrschte er ihn an.

Und während der Franzose in höflicher Stellung an die Fliege seiner Unterlippe tippte, mit der Antwort zögerte, überlegte Walder schnell, wer da eigentlich in Betracht käme: Marquis Amelizi war schön, aber ältlich. Marquis Victorin liebenswürdig, aber unbedeutend. Marquis Raillird interessant, aber krank. Marquis Grollhein energisch, aber dumm. Nauj? Am Ende war es Nauj . . .

„Nun also. Heraus damit!"

d'Ormi beugte sich flüsternd vor, den Blick auf seiner weißen Hand, und mit einem geselligen Lächeln: — „Guachen."

. . . . . .

Noch lange, nachdem der Franzose verschwunden war, stand Walder aufrecht an die Häuserwand gelehnt, schneeweiß im Gesicht, die rechte Hand zitternd vorgestreckt.

Die Vorübergehenden hielten ihn nach seinen zerlumpten Kleidern für einen Bettler und mancher warf ihm ein Almosen zu. Er bewegte sich nicht, er war bewußtlos und ließ die Kreuzer in seiner Hand liegen . . ., Seine Majestät, der neuernannte Beherrscher der „Stadt".

Walder auf dem Wege nach Hauſe, zum Schloß zurück, durch die Nachmittagshitze puſtend: O dieſer Satan, dieſer maßloſe Satan ...

Der Wind blies ihm den weißen Sand der Chauſſee trocken-ſprühend in den Mund, beklemmte ſeine Augen, warf ihm überreifes Obſt an den Kopf. Er lief und ſchwitzte. Die Kleider wurden ein harter, an der Innenſeite naſſer Panzer um den Leib. Manchmal blieb er ſtehn und zog, indem er den Atem einhielt, den Unterleib an ſich, ſpürte deutlich, wie ſich ſeine Haut aus der naſſen Schleimſchicht des Hemdes löſte. Mit einem Gefühl der Widrigkeit mußte er ſie, wenn er dann ſeinen Lauf fortſetzte, wieder an dieſe Näſſe entlaſſen, in das heiße zähe Bad verſchwitzter Leinwand eintauchen.

„O dieſer Satan. So beendet er ſein Rachewerk. Zuerſt hat er mir den Vater ermordet und jetzt die Seele der Frau. Ich kann mir denken, wie er ſie verdorben hat. Ein buckliges Scheuſal mußte es ſein, das ſie mir vorzieht! Auch das noch! O das Schickſal ſpart nicht mit ſeinen Trümpfen. Aus der Einſiedlerlegende bringt es mich in die Ballade von der Kaiſerin und dem Zwerg. Teufel ja, dieſe Pointe iſt ſehr überraſchend ..."

Er lachte höhniſch auf, aus verzerrten weißen Lippen. Unter ſeiner Schläfenhaut ſpannten ſich die Adern.

„ ... aber durchaus nicht unwahrſcheinlich. Die

schlichte Unschuld einer Pastorsfrau und boshafte Überkultur sind vielleicht nicht so weit voneinander entfernt. O wie prachtvoll mag er sie verdorben haben. Ich kann es mir vorstellen. Natürlich, wenn sie in die Hände geraten ist, ist sie mir für Zeit und Ewigkeit entfremdet. Unbedingt, zum Teufel ja. Dieser Guachen hat sie vielleicht gelehrt, nur noch beim Anblick und Geruch von Fäkalien sexuelle Erregung zu bekommen. Das sähe ihm ähnlich und seiner Klubmaxime. Wahrscheinlich hat er sie zu allen erdenklichen Perversitäten gebracht, Lotte, meine liebe kleine Lotte mit dem braunen Himmel im Blick und so viel Trostbereitschaft in der Stimme, Lotte mit dem klingelnden Armband. Ach Gott, es ist vorbei, zum Teufel ja. So endet eine Liebe. Und die Felder werden bepflügt und der Bauer peitscht seine Pferde, in der Stadt hinwiederum gibt es Schreibmaschinen. Alles ist, wie es ehedem war, als ob gar nichts geschehen wäre. Dieser banale Kontrast, man könnte ihn endlich satt haben: erregte Menschen in der gleichgültigen Natur Gottes. Gottes, ja Gottes. Was gehn mich die Atheisten an. Ich will nur meine Lotte zurück haben, Lotte aus Stettin, das unschuldige Mädchen, die dumme Gans. Ach könnte ich doch vor ihr auf den Knien liegen und sie für dieses Schimpfwort um Verzeihung bitten und mit ihr den Wäscheschrank ordnen und bei ihr im Bett schlafen. Aber nein, inzwischen hat ihr

Guachen tauſend Unarten beigebracht, Fetiſchdienſt, Algolagnie, aha, und deshalb alſo ſeckiert ſie die Dienſtmädchen, die kleine Sadiſtin, Wanda als Hausfrau. Und nicht, wie ich es damals von der Schloßrampe aus ſo ſentimental gedeutet habe, aus Gram über meine Untreue. Den Teufel kümmert ſie ſich um meine Untreue. Jetzt iſt ihr Guachen alles, der ſüße herzige Guachen, ſogar der neue Glanz in ihren Augen, dieſer Blick voll gutmütig-ſicherer Diabolik, iſt Guachen nachgemacht. Wahrhaftig, eine nette Erziehung. Sie hat's weit gebracht. Berlioz, du haſt nicht gelogen ..."

Er war nun in der Straße, die ſich zwiſchen ſeinen Villen am Fuße des Schloßberges hinzog.

Da klang aus einem Fenſter, zart und mildtätig, die Idée fixe herab, reine Zacken, Licht aus Bauernſtuben, C-Dur ...

„Berlioz, Berlioz, du haſt nicht gelogen," kreiſchte Walder in höchſtem Schmerz. Er blieb ſtehn ... Es war die Villa, die er einmal in edler Aufwallung und um Guachens böſen Willen wettzumachen, dem Klaviervirtuoſen Dubravsky geſchenkt hatte, damals knapp vor ſeines Vaters Tod. Wie mochte das gelungen ſein?

Walder hatte ſeither nicht daran gedacht.

Wie heute ſchon einmal drang er ohne genaues Bewußtſein in ein fremdes Haus. Sein Unglück ließ ihm keine Ruhe, es hatte ihn ziellos durch den Wald, über die Felder, in die „Stadt", in

die Redaktion und wieder zurück nach Hause gejagt. Es hatte seiner Verzweiflung viele Hintergründe gegeben. Und nun drängte es ihn treppauf zu einem Menschen, mit dem er ein paarmal im Leben flüchtige Worte gewechselt hatte ...

Der Virtuose sprang auf: „A, ich küß die Hand, mein Gönner und Mäcen." Beinahe fiel ihm die dickglasige Brille von seiner Stulpnase, so eifrig und nervös bot er einen Sessel an.

Walder setzte sich nicht, er wollte die Sache nur schnell erledigen: „Also was macht das Klavierspielen? Geht es schon besser als damals bei dem ruchlosen Theaterdirektor, der Ihre Entwicklung künstlich gehemmt hat?" ... Ihm erschien nun dieser Dubravsky z Mallinec wie ein anderer Teil des Schlachtfeldes, auf dem er mit Guachen seine Kräfte maß.

Mit täppischen Schritten wandte sich der Virtuose ans Klavier und spielte ein paar Takte der Transkription, die er schon so lange übte. Sie ging immer noch sehr schlecht; die lieblichen Linien der Idée fixe waren durch wüste Rhythmen und notgedrungene Fermaten zerdehnt, die wichtigsten Noten verfehlt. Wie ein höllischer Einbruch in den Frieden eines Landgutes klang es ... Da setzte er ab und begann zu weinen.

„Was denn? Was ist denn los?" Aber Walder ahnte schon die Antwort.

„Jeschisch-Marja, bin ich jetzt erst recht fähr

unglücklich. Früher wenn's immer hat gehapert, hab ich gesagt: Verfluchte Herr Direktion ist schuld an allem. Warum laßt er mich nicht üben und nimmt den Schlüssel immer weg. Da kann ich ja nie nix treffen. Aber jetzt, jetzt hab ich Klavier, hab ich Haus, hab ich alles ... nur kein Talent hab ich, das fühl ich jetzt ganz innewendig. Da hapert's, da, da." Er klopfte mit dem Mittelfinger an seine Stirn, über der die langen Haare sich teilten. „Und da, da." Er umfaßte mit der linken Hand das Gelenk der rechten, deren gekrümmte Finger geläufig in der Luft auf und nieder zappelten.

Walder wankte die Treppe hinunter: „Berlioz, du hast nicht gelogen!"

Im Park, an der Stelle, wo der Weg zu seiner Waldgrotte abbog, nahmen seine Gedanken jäh eine andere Richtung.

„Heute früh bin ich noch unberührt und ein Einsiedler gewesen. Was jagt mich nun in die Welt. O alles ist eitel. Ich kann wohl auch die Treulosigkeit einer Frau noch verwinden. Und dann werden wieder Güsse von Gnade lautlos über meinen Scheitel sprudeln, ich werde allein sein, selig, vergöttert. Hat mir nicht Lodolf eine schwere Prüfung vorhergesagt? Jetzt ist sie da, der Treubruch meiner Frau. Ich will diese Prüfung bestehn, und dann soll mir für ewig verziehn werden. Man muß doch nicht gleich so kleingläubig werden. Ach hätte ich nur meinen Lodolf da. Er würde

mich vor allen Anfechtungen ſchützen. Er iſt mein Fels, meine Rettung. Zu ihm, zu ihm! Zu ihm will ich mich flüchten, unter die weißen ſtarken Fittiche ſeiner Engel, ins ungeſchaffne Meer der Gottheit . . ."

Ein Gärtner kam des Weges vorbei.

„Dieſes magere Geſicht habe ich ſchon einmal geſehn. Ah, damals im Dom . . . Der Mann weiß gewiß, wo ich den Prediger finden kann, der aus Demut ſeinen Namen nicht nennt."

Er fragte.

Der Gärtner ſprach: „Der Prediger? . . . Der iſt ſchon längſt wieder abgereiſt. Und niemand weiß, wohin. Er habe noch viele Seelen zu erlöſen, hat er uns zum Abſchied geſagt."

Walder fieberte, heißes Zittern und eiskalte Wellen überſchlugen ſich in ſeinem Leib. Die Halsadern vibrierten wie geſtrichene Violinſaiten. Eine ſtarre Trockenheit ſaß ihm in der Kehle, er konnte das Gefühl nicht loswerden, daß er ſtatt des Gaumens ein ſtählernes Reibeiſen im Munde habe, und unausgeſetzt ſchluckte er Speichel auf dieſe aufgerauhte Stelle herunter.

Die Schwüle des Tages löſte jetzt gegen Abend ein Gewitter aus. Dem Schloßteich entſtiegen in der Dämmerung feuchte Nebel, und große maſſige Wolken, aus denen es wetterleuchtete wie Schwerterzücken, ſchienen ſich müde auf dieſen Nebel zu ſtützen, ihn zuſammenzudrücken, zu verdichten. Die

Luft wurde dicker, kaum mehr atembar. Auf dem Waſſer lag noch ein Streifen grellen Sonnenlichts und leiſer Donner trieb kleine erſchreckte Wellenreihn kräuſelnd über den Teich.

Walder rannte und überlegte: „Ja gewiß könnte ich das Ganze als eine von Gott geſchickte Prüfung auffaſſen, könnte chriſtlich dazu lächeln und Asket bleiben und der Lotte alles verzeihn ... Aber das iſt eben das Entſetzliche: ich ſehe jetzt ein, daß auch die Askeſe nur ein Stil für mich war. Und aus dieſer willkürlichen Begrenzung und Unfreiheit hat ſich meine reinliche Logik ſchon wieder einmal prompt aufgerappelt. Ich ſehe jetzt: auch die zackige Grotte und die Abkehr vom Leben, die ich für den endgültigen Ausklang meines Lebens genommen habe, die mir mein Freiheitsproblem friedevoll zu löſen ſchienen, auch dieſe ſind nur Variationen des Lebens, Bruchteile, nicht das Ganze, Tümpel und Binnenſeen, nicht das offene Meer. Lodolf hat mich in dieſe katholiſche Einſeitigkeit gedrängt, ſo wie mich früher Reckleiner und der Reihe nach Guachen, Lotte, Nauj zugeſtutzt haben. Aber kaum iſt er abgereiſt, ſo ſchnellt meine Seele in ihre natürliche Lage zurück, zu weiteſten Horizonten, zur Allſeitigkeit, zum mühſamen Schillern. Welchen Ausweg gibt es jetzt noch für mich, da ich ſelbſt die Abkehr vom Leben als ein armſeliges Splitterchen Leben durchſchaue. O Gott, ich werde verzweifeln, ich werde mich aufhängen ...“

Es wetterleuchtete fächerförmig von der scharfen Kante einer Wolke aus. Walder war jetzt an das Schloß gelangt und betrat zum erstenmal seit langer Zeit wieder seine Zimmer. Er riß die Bettlerkleider von sich, wusch sich hastig und begann sich umzukleiden. Kopfschüttelnd, mit großer Verwunderung betrachtete er sein Bild im Spiegel ... „Walder, Walder, du bist doch wahrhaftig ein sonderbares Stück Fleisch. Ein Monstrum. Damals, als ich mit Nauj in treibender Barke saß und als dieses Ungeheuers Widerpart mich fühlte, kam mir zum erstenmal die Ahnung, daß an mir doch etwas ganz Besonderes sein müsse. Und jetzt, vor diesem Spiegel, fühle ich es wieder. Meiner Seele, ich bin ein Monstrum. Ein Mensch, dem alle Stile zugleich liegen. Meiner Seele, ein Monstrum ... Aber so war es ja schon von Jugend an ... Niemals habe ich mich für etwas ausschließlich interessiert, nicht einmal als Knabe wollte ich Tramwaykondukteur oder Dirigent einer Kurkapelle werden. Nie habe ich längere Zeit hindurch dieselbe Unterschrift gehabt, nie eine bestimmte Art, Briefe mit dem Datum oder mit „Sehr geehrter Herr" und Rufzeichen oder „Sehr geehrter Herr" und Beistrich anzufangen. Meine Schrift war manchmal trübselig mit absteigenden Zeilen, manchmal spitzfederig, manchmal groß, manchmal winzig klein. Mein Gang wechselte zwischen Stolz und Rückenmarksleiden, Plumpheit und Grazie. Mein

Charakter ist Charakterlosigkeit. Und mein Gesicht gleicht, ausdruckslos und genau symmetrisch, dem Schema für Anfänger im Zeichnen ... O Gott, niemals habe ich die Grobheit gehabt, eine Individualität zu sein. Andere Menschen finden doch immer irgend etwas heraus, eine bestimmte Barttracht oder eine Handbewegung oder eine originelle Kopfbedeckung, woran sie festhalten, um sich von der übrigen Welt abzuheben. Ich aber bin wie Brei, ich habe jede Woche eine andere Lieblingsspeise, einen andern Akzent, andere Redensarten. Und ich bin daher der einzige Mensch, den Polledi nicht nachmachen kann. Teufel ja, ein vielseitiges Talent nannte man mich als Kind, wie ungefährlich und nett sah damals mein verderblicher Indifferentismus aus, dieser immer wache Gerechtigkeitssinn, diese reinliche Logik, die mich zwingt, alles für gleichberechtigt und notwendig zu halten. Nun kann ich nicht leben, weil ich mich für nichts vor anderem entscheiden kann, weil ich keine Idiosynkrasien kenne. Gleichwertig dünkten mich seit jeher die Kabaretts von Paris, Berlins Schnoddrigkeit, Praterſänger in Wien, die gärende Bewegung der „Stadt". Alles ist notwendig, unantastbar. Wie glücklich war ich einmal, weil ich herausgebracht hatte, daß mir etwas doch gleichgültig sei: nämlich Rußland. Schon ging ich daran, mir einen Charakter zu baun, um diese Gleichgültigkeit als Kristallisationsmittelpunkt. Dann aber las ich

einmal etwas von Sollogub und lernte ſchnellſtens auch Rußland lieben ... Ich liebe alles Beſtehende. Als Politiker wäre ich Metternich geworden und hätte das Legitimitätsprinzip erfunden: Schutz des hiſtoriſch Gewordenen. Nur hätte ich dabei nie den Mut gehabt, den Auflehnungen gegen dieſes Prinzip entgegenzutreten. Sind die denn nicht auch hiſtoriſch geworden? O, ich muß allen Leuten recht geben. Der Verbrecher hat recht. Der Richter, der ihn richtet, hat recht. Der Philoſoph, der dieſe Juſtiz abſcheulich findet, hat recht. Der Philoſoph, der ſie billigt, hat recht. Alles was iſt, iſt notwendig und hiſtoriſch geworden. Über nichts kann ich mich entrüſten. Das iſt es eben. Ich bin kein Parteimann, ich ſtehe immer auf allen Seiten zugleich. Unter den Philiſtern galt ich als Bohemien, unter den Bohemiens als Philiſter. Jede Partei ſchilt mich dann einen Halben. Weit gefehlt, ich bin ein Doppelter ... Oder man ſchilt mich wie Amelizi einen Schauſpieler. Ganz falſch, ich bin jemand, der tauſend Rollen ſpielt. Aber ich habe nicht, wie ein Schauſpieler, ſeitwärts ein Privatleben, in dem ich gar keine Rolle ſpielte und ich ſelbſt wäre. Meine Rollen ſind eben ich ſelbſt. Ich ſtehe ununterbrochen auf der Bühne. Ich kann nicht von der Szene abtreten, plötzlich als ſtrebſamer Bürger daſtehn, der lächelnd den Applaus entgegennimmt. Ein freudevolles Leben, was? ... Oder man nennt mich Eklektiker. Aber

der Eklektiker wählt doch nur eines unter vielen. Ich aber bin in ständiger Versuchung, alles zugleich und zugleich noch jedes einzelne für sich und zugleich noch alle denkbaren Kombinationen und zugleich gar nichts zu wählen. Es ist wahnsinnig, ja es ist wahnsinnig. Und doch ist es so. Ein mühsames Schillern, alles und nichts zugleich, der Weltgeist. Immerfort stehe ich an Scheidewegen. Auch andere zögern, aber schließlich wählen sie doch. Mir ist es ebenso naheliegend wie fernliegend, einen der Wege zu gehen. Und wenn andere Leute sich nicht entscheiden können, dann bleiben sie stehn. Aber mir ist das Stehenbleiben ebenso gleichmöglich wie die Wahl irgendeines Weges. Also bin ich unentschlossen, hörst du, unentschlossen, um ein Ende zu machen! Bedaure sehr, ich bin auch nicht unentschlossen. Denn mir liegt die Entschlossenheit ebenso nahe, wie die Unentschlossenheit. Ich bin ich, der Indifferente, einziges Exemplar dieser Gattung, zum Glück der Welt ... Aber man möchte mich doch zu gern im üblichen Rahmen erklären! Also sieht man einen Fatalisten in mir. Unsinn. Der Fatalist scheidet seinen Willen aus dem Weltlauf aus, sagt zu jedem Schicksal ja. Gewiß, auch ich sage zu jedem Schicksal ja, aber ich sage auch zu meinem Willen ja, finde auch mich selbst und meine energische Auflehnung gegen das Schicksal gerechtfertigt. Das eben ist das wahnsinnige Schillern. Mir liegt es

gleich nah zu ſagen: ich bin alles, die Welt null. Oder: ich bin null, die Welt iſt alles. So ſtiebt alles um mich in unergründlicher Fahrigkeit, und eiſig-kalt weht es mir aus dem Unendlichen entgegen. Ich ſehe immer dieſe Myſterien, dieſe Köpfe ohne Leib, dieſes quallige Nichts, das mir manchmal in Geſtalt einer ungeheuren Wand erſcheint. Sie iſt aus abſpannend vielen Mineralien zuſammengeſetzt und alle funkeln, jeder in ſeinem eigenen Lichte ... Ich weiß, was ich bin: ein Monſtrum, ein Monſtrum. In einem dünnen entweichenden Dunſtkreis ſchwebe ich mit leeren Füßen, ich breite mich aus wie eine Haut in zufälligen Wölbungen und Falten, ich falle hierhin und dorthin, warte mit toten Gliedmaßen, bis mich irgend jemand aufhebt, plötzlich erwache ich dann zu einem geſpenſtiſchen Leben, ſehe gerötet aus und zeichne gewaltige Zickzacklinien an das Firmament, die nichts bedeuten und mir ſelbſt in ruckweiſen Anwandlungen kindiſch erſcheinen ... Immerfort iſt mir zumute, als riefe mir jemand zu: Schreiben Sie, bitte, eine beliebige Zahl auf, eine beliebige Zahl. Eine ganz beliebige Zahl, das iſt doch das leichteſte! Aber ich bücke mich über meine Schiefertafel, denke nach, denke angeſtrengt nach und ſchlage mir zeitweilig den Griffel an den Schädel und kann doch nichts aufſchreiben. Denn ich komme nun einmal auf keine Zahl, der ich vor allen den andern Zahlen der Welt einen Vorzug geben könnte.

Das iſt mein Schickſal. Ich weiß, was ich bin. Ein Proteus der Seele, eine Vernunft aus Changeantſeide. O meine Seele, du Zigeunerin, du ſpaßiges Chamäleon, ruheloſe Nomadin und Zelteabbrecherin du. Ich weiß, was ich bin. Ein Kind unſerer Tage, Zeitgenoſſe der Eiſenbahnen und großen Kolonialreiche, krank von den einſtrömenden Schätzen des Weltverkehrs, krank von allzuviel Empfängnis, von allzuvielen Möglichkeiten, unabgeſchloſſen, ein Opfer des geiſtigen Freihandels, durchfurcht von allen Dampferlinien und Telegraphendrähten der Welt. Ich weiß, was ich bin. Der moderne Menſch. Der hypertrophierte Intellekt. Wie Fauſt, wie Hamlet. Nein, noch hypertrophierter. Denn Fauſt weiß doch noch etwas mit ſeinem Intellekt anzufangen, er zitiert mit ſeiner Hilfe Geiſter und genießt das Leben, des wahren Weges wohl bewußt. Hamlet iſt vermöge ſeines Intellekts unſchlüſſig, angekränkelt, für Taten unbrauchbar. Ich aber, der geiſtige Typus in Quinteſſenz, weiß nicht einmal, ob ich unſchlüſſig oder des wahren Weges wohl bewußt ſein ſoll. Ich wehe mit dem Winde dahin, ich bin durchſichtig, ich bin überhaupt nichts mehr als ein warmer Luftzug, eine fragende Betonung, ein ſtummes h ... Bei all dem, wie ſeltſam iſt es, daß mein Geſicht noch zuſammenhält, immer dasſelbe bleibt mit einem gewiſſen Eigenſinn, daß meine Haare unverbrüchlich ſchwarz ſind über den tonloſen Wan-

gen und der dünn modellierten Naſe. Wie kommt es, daß ich nicht früh einmal mit vier oder ſieben-unddreißig Augen erwache und mit einer prachtvollen Zahnreihe unten am Kinn. Warum hängt ſich mir nicht während einer Mahlzeit plötzlich die Lunge um die Ohren. Ich bin doch nur ein Luftzug, ein Nichts, eine optiſche Täuſchung, ich wehe mit dem Winde dahin, trililililili . . ."

Walder war nun mit ſeiner Toilette fertig und leiſe ſingend, mit beiden Händen hoch oben in der Luft kribbelnd, lief er wieder in den Park. Es fielen die erſten breiten Tropfen im Dunkel. Aus dem flächigen Wetterleuchten waren ſchmale atemraubende Blitze geworden . . .

„Was habe ich nur hier in dieſem Parke alles erlebt, in den zwei Jahren, ſeit das Schloß ſteht. Ein Jahr lang gab ich mich als Differenzierten, im vorigen Herbſt hatte dieſer Stil den Höhepunkt. Der Winter verwandelte mich in einen trauten deutſchen Ehegatten, wie ehrlich war ich in dieſer kalten Jahreszeit dem häuslichen Herde zugetan. Wirklich, wenn ich es ſo überlege, es iſt mit den Jahreszeiten gegangen. Im Frühling, mit den ſproſſenden Säften der Natur im Einklang, betrug ich mich wie ein gefährlicher Lebemann. Die ſchwüle Sommerhitze hemmte mich, ſchläferte mich in ein Eremitendaſein hinüber. Und jede dieſer vier Perioden habe ich ſo innig tief durchgelebt, mit dem ſo ſichern Gefühl, daß jede die einzig

mögliche sei! Wollte irgendwer einmal das Wagnis unternehmen, meine Biographie zu schreiben, so müßte er für jeden dieser vier Lebensstile auch je einen eigenen Erzählungsstil erfinden. So verschieden waren sie, so ausschließlich, so gegenwärtig. So gegenwärtig wie die vier Jahreszeiten, wie meine vier Meister: Guachen, Lotte, Nauj, Lodolf, die mich jedesmal ganz beherrscht haben, so wohleingerichtet wie die vier Gebäude, die ich mir wie Monumente meiner Phasen aufgestellt habe: der Pavillon der Differenzierten, das Bauernhaus, der Harem, die zackige Grotte. Und all das in diesem Park. Nun überblicke ich es wie eine Landkarte, und dazu mein voriges Leben als Couleurstudent, als Künstler mit den Brüdern Ehstredt, mit Reckleiner als Gelderwerber in amerikanischer Manier. Und auch noch die Zukunft sehe ich, wie viele Möglichkeiten! Wie lächerlich dieses Streben nach Freiheit! ... Ich könnte es jetzt, beispielsweise, als Anarchist versuchen, immer Bomben in der Tasche tragen oder mindestens ein Blatt „Dynamit" redigieren. Oder als Bergfex, der in der Nische eines heißen Ballsaales von der Freiheit auf Alpengletschern träumt. Oder als Afrikaforscher, der europäischen Gesetzen entfliehend seine Freiheit nur im Tropenkoller erblickt. Unsinn, Unsinn. Alles, was ist, ist notwendig. Wer das erkennt, dem müssen plötzlich die Hände wie gelähmt herabsinken, Tränen in die Augen steigen, die Füße zu-

ſammenklappen. Nur aus Ironie wird er noch atmen, am liebſten wird er ſich ermorden wollen. Und doch auch wieder nicht. Da ja auch er zur Welt gehört und etwas Notwendiges iſt. O du lieber Herrgott, wie luſtig kommt mir das alles vor! Iſt es denn überhaupt möglich, daß man dieſe Welt ernſt nimmt! Woher verſchafft man ſich nur dieſe würdigen zielbewußten Geſichter. O ich könnte jetzt die ſchrulligſten Masken für mich erfinden. Ich könnte, zum Beiſpiel, die Hellenen wahnwitzig lieben, meine Töchter Lyſilla, Philinna, Kleitagora, Demetria nennen, die Juno Ludoviſi auf meinen Schreibtiſch ſtellen. Und wenn ich einmal mit meinen Töchtern über Land gehe und leichte Federwolken ſtehn am Himmel, ſo könnte ich ihnen plötzlich ſagen: „Seht ihr, das nannten die Griechen erioi“ und dann in das Gras mich hinwerfend vor Rührung weinen ... Oder ich könnte plötzlich eine Vorliebe für Feldblumen und runde Zahlen bekommen. In meinem Zimmer müßten dann hundert Vaſen mit je zehn Heckenroſen ſtehn. Und wenn ich ein Mädchen liebte, müßte ich ſie „Heideröslein“ nennen und ſprechen: „Ich weiß ganz gut, daß dieſe Ausdrucksweiſe veraltet und marlittiſch iſt, aber ich ſage es der literariſchen Mode zum Trotz, weil ich Feldblumen ſo liebe und dich, meine ländliche Schönheit ... Lotte, du ſchlichtes Kind, weil ich dich ſo liebe. Und wenn mir dieſe Lotte einmal untreu würde ...

Aber das ist ja tatsächlich geschehn." Mit einem Blitz aus der Fülle einströmender Gedanken fühlte sich Walder in das enge Leben zurückversetzt. „Das ist tatsächlich geschehn. Was soll nun Walder Nornepygge daraufhin unternehmen?"

Mit beinahe albern aussehender Miene stellte er diese Frage an sich selbst, während er stehn blieb und den Kopf auf seinem weit nach hinten gebogenen linken Arm zurücklehnte. Der Regen floß dick, mit dem Wind rauschte er durch die Baumkronen und dieser stete plantschende Schall war von Zeit zu Zeit von dem Baßbrummen der Donnerschläge verstärkt. Es klang wie eine große Orgel der Geräusche ... Walder starrte in die triefende Finsternis, wandte sich endlich wieder dem Schlosse zu, ganz ärgerlich über das schlechte Wetter ...

„Aber mir steht nun, dem Ewigen sei Lob und Preis, eine hinlänglich reiche Auswahl von Stilen zu Gebote. Ich kann jetzt Verschiedenes unternehmen, endlich hat doch mein Indifferentismus auch Vorteile ... Ich kann hingehn und ihr eine Szene machen, wild ausbrechend; oder mit ironischer Verbeugung: Gnädige Frau! ... Oder so etwa, wie es Nauj anstellen würde. Ritterlich, dunkle Pracht, mit gezogenem Florett durch die Säle stürmend: Wo ist der Bube! Dann mich vor sie hinstellen, auf die zu einem schlanken Halbkreis gebogene Waffe gestützt, an deren unterer

Spitze eine Blutlache sich ansammelt, wie Regenwasser an der Spitze eines Schirmes, und ihr meinen wütenden Speichel ins Gesicht schleudern, dieser Dirne. All das edel und in einem Renaissancegeschmack ziseliert! ... Aber warum so europäisch. Vielleicht lieber nach Art eines japanischen Ritters, eines Samurai, dessen nackte Fußzehen aufgeregt sich bäumen. Mit dem großgemusterten Mantel angetan und an der Seite das riesige breite Schwert, dessen schwarzgelackte Scheide mit einem dünnlinigen Asparagszweig in korallenroter Vase verziert ist. Und der Griff mit den Lederriemchen, kleine Rhomben zwischen den Flechtungen freilassend, reibt ein sicheres Gefühl in die klammernde Hand ... Oder stünde mir vielleicht eine klägliche Rolle besser zu Gesicht? Etwa die des betrogenen Ehemanns aus den italienischen Novellensammlungen? Oder sollte ich nicht den Hahnrei machen, in üblicher Lächerlichkeit, als Operettenfigur? Er redet immerfort von seiner Frau, so selbstgefällig und fest, aber die Zuhörer hören aus jedem seiner Worte vergnügt den Doppelsinn heraus. Habe ich nicht unlängst, als ich den Dienstmädchen beim Wichsen und der keifenden Lotte zusah, die Bemerkung in vollem Ernst gemacht: Ich selbst aber durch eigene Taten bewirke, daß sich die Guachens auf der Erde vermehren. Damals habe ich noch keine Ahnung gehabt, wie wörtlich das stimmt. Pfui, wie zweideutig klingt

es mir jetzt. Beinahe wie ein Mikoschwitz.“ Und sofort sah sich Walder als flotten Geschäftsreisenden, in einem Eisenbahncoupé, die Reisemütze auf dem Kopf. Zwischen zwei Eskamotagekunststückchen erzählt er diesen Mikoschwitz, schließt gleich daran Klagen über schlechte Verbindungen und das ewige Schnitzelessen in den Gasthäusern, tauscht hierauf seine Zigarrentasche gegen den Stock eines Mitpassagiers aus ...

Noch andere Varianten jagten durch seinen Kopf, blitzschnell folgten sie einander. Die Rache an seiner Frau erschien der Reihe nach im Eskimokostüm, im Milieu einer modernen Gelehrtenstube, im Stil Louis XIV. ....

Ganz ohne Halt, zerfahren und schillernd, in vager Stimmung irrte er durch das Schloß, unfähig, sich zur Tatkraft eines Normalmenschen aufzuschwingen. Nun war er in Lottes Flügel angelangt. Ohne nachzudenken öffnete er ihr Schlafzimmer ...

Es war unbeleuchtet.

Aber die Flächen der hohen Fenster erschienen in Augenblicken grellweiß, der blitzerleuchtete Himmel sprang durch sie ruckweise ins Zimmer herein. Dann glichen sie hellen Marmorpilastern an der schwarzen Wand, über dem breiten Bett ... Im Bett lag Lotte, seitlich gedreht. Sie hatte ihr Gesicht von der Türe abgewendet, mit der einen Hand stützte sie den Kopf, dessen aufgelöste braune

Haarflechten über den Bettrand bis faſt zur Erde herabwogten. Im Aufleuchten der Blitze ſah man die reizende Linie ihrer Flanke zuerſt von den Schultern an ſich herabſenken, dann zur Hüfte aufſteigen, dann an den Schenkeln wieder abſteigen. Sie hatte nichts an als das Hemd. Die rote Bettdecke knäulte ſich, vom heißen Körper abgeſtreift, unter ihren Beinen ... Niemals war ſie ihm ſo ſchön erſchienen ... Mit dem linken Arm preßte ſie etwas Schwarzes, Warziges über ſich hin. Es war der Zwerg Guachen, eckig und ſteif, deſſen kurze dünne Beine ihre Kontur verdarben. Er glotzte geradeaus, durch das Geräuſch des Eintretenden geſchreckt, auf Walder hin.

Walder blieb in der Tür ſtehn, die Hände in den Hoſentaſchen. Er ſuchte ein paſſendes Benehmen ... Aber er konnte ſich für keines entſcheiden, alle Arten ſchienen ihm gleich möglich ...

Da wurde Lotte aufmerkſam, drehte ſich um. Sie erkannte ſofort ihren Mann und ſprang mit einem leichten Schrei aus dem Bett. Einen Augenblick lang legte ſie zwei geſpreizte Finger ihrer rechten Hand an den nackten Hals, ängſtlich und verlegen zugleich. Dann wollte ſie ihr Hemd über die nackten Waden ſtreifen und, da es zu kurz war, blieb ſie in etwas gebückter Stellung ſtehn.

Walder ſah ſie ruhig an.

Sie ſchaute geduckt von unten. Ihre Blicke begegneten einander.

Walder schwieg noch immer.

Indessen war Guachen mit einem Satz über die Bettlehne gehüpft und stand am Fenster. Nur sein Kopf und die Spitze seines Höckers ragten über die niedrige Brüstung und zeichneten sich bei jedem Blitz deutlich ab.

Nun fühlte Walder, daß er hier etwas reden müsse, daß man auf seine Ausbrüche warte. Aber er fand keinen Ausweg. Eine dumpfe Gier nach Lotte, die er entkleidet vor sich sah, mischte sich seltsam mit seinem Rachebedürfnis. Erinnerungen an frühere Liebesszenen erweckten in ihm das Gefühl freundschaftlicher Vertraulichkeit mit dieser Frau. Zugleich zog dunkler Haß gegen sie in ihm auf, Zorn über ihre Untreue. Der Nachklang seiner vorherigen gedanklichen Erwägungen verursachte zudem eine gewisse kalt-friedliche Stimmung in ihm. Und in dieses Gemenge widerstreitender Gemütsbewegungen spielte noch Schmerz über seine Sonderstellung unter den Menschen, Enttäuschung, Resignation, objektive Freude über Lottes Derbheit und über den vollkommenen Teufel Guachen. Höfliche Zurückhaltung schien ihm auch nicht unangebracht, eine Eruption leidenschaftlichen Temperaments äußerst reizvoll und durch die Situation gerechtfertigt ... So fand er sich zu allen möglichen Taten gleich stark hingezogen. Es war ihm, als riefe ihm jemand zu, er solle eine beliebige Zahl auf seine Schiefertafel schreiben. Aber er

konnte keiner vor den unzählig vielen andern den Vorzug geben ... Ein plötzlicher Schwindelanfall, der ihn aus seinem angestrengten Nachdenken aufstörte, zwang ihn, sich in einem Fauteuil niederzulassen, die Hände matt im Schoß ... Aber Lotte hatte sich inzwischen schon gefaßt. Sie stand aufrecht, ging auf ihn los und, indem sie seine Hand scharf anblickte: „Und du, wo hast du — deinen Ehering? He! In der — Westentasche natürlich."

Sie hat fast recht, dachte Walder.

Lottes Stimme klang schrill von Sarkasmus, in der abgehackten Redeweise Guachens: „Was — suchst du denn eigentlich hier? Was gehe — ich dich noch an? He! Geh zu deinen — Huren. Geh, lauf, es regnet, ich — werde dir einen Schirm — borgen, damit du trocken — in ihr Bett kommst."

Walder war in Bewunderung hingerissen.

Guachen schlug ein lautes gemütliches Gelächter auf.

„Er sitzt noch immer da. Am Ende — willst du es dir hier bequem machen, wenn man dich überall — herausgeworfen hat. Und die Türe hast du natürlich — im Spann offen gelassen." Sie keifte mit ihm wie mit den Dienstmädchen. Sie tut es mit so viel Überzeugung, dachte Walder, daß ich wirklich schon Schuldbewußtsein empfinde. Vielleicht ist sie wirklich im Recht ...

Ein neuer Blitz färbte alles bläulich weiß, dicht

dahinter krachte der Donner wie ein einstürzender Turm.

Nun trat auch Guachen vor, neben Lotte, der er knapp bis an die Hüfte reichte.

Walder schäumte auf, er erinnerte sich an die Vergiftung seines Vaters, er wollte den Frevler zur Rede stellen ...

Aber Guachen lachte und fluchte in einem, er strampelte mit den Beinen, er ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Auch Lotte hörte nicht auf. Nun schimpften beide zugleich auf Walder ein, der immer noch nicht den Mund geöffnet hatte ... Das Rollen des abziehenden Gewitters mischte sich in ihr Gezeter und machte manchmal einen Satz unverständlich. „Pack dich doch endlich," schrie Lotte.

Guachen: „Wie blöd er dasitzt. Und den — hab ich einmal erziehn wollen."

„Ich möcht nur wissen, wieso der — den Marquisen gefällt."

„Ein Glück, daß wir — ihn aus der Loge hinausgeworfen haben ..."

Walder fand die Szene interessant und machte keine Miene, aus dem Fauteuil aufzustehn. Er hörte gespannt zu, sprach kein Wort ...

Da packte Lotte wütend ihren Handspiegel, der auf dem Waschtisch lag, hob ihn auf und näherte sich Walder, zum Schlagen bereit: „Also jetzt hab ich's satt. Wird's bald oder nicht?" ... Draußen

fuhr gerade ein Blitz nieder und leuchtete heftig aus dem Glas zurück, das Lotte hoch in der Hand schwang. Walder starrte ihr entgegen, wie geistesabwesend. Das Aufglänzen des Glases hatte ihn an die hellen Sonnenreflexe in seiner Glaskuppel erinnert. Plötzlich sah er sich wieder in der Bibliothek, Lotte trat ein, energisch und doch so lieb, dieselbe Lotte, die jetzt mit haßerfüllten Blicken auf ihn eindrang. Er hörte die ersten Worte, die sie an ihn gerichtet, ihre zarte Stimme: „Entschuldigen Sie. Ich störe wohl ..."

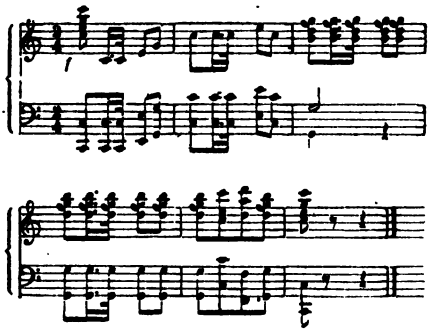
Im nächsten Augenblick fühlte er einen heftigen Schlag auf seinen Kopf ... Lotte hatte ihn geschlagen. Die Scherben klirrten ihm um die Ohren. Guachen krächzte vor Lachen.

Er stand schnell auf, die Hände vor den Augen, und taumelte hinaus.

Ohne an irgend etwas zu denken, wie ausgetrocknet, müde und hungrig, lief er die Stiegen hinunter, in den Park. Es hatte aufgehört zu regnen, nur die Bäume schüttelten manchmal einen Tropfen herab, der im Mondschein aufglänzte. Die Luft war frisch. Das Gras duftete naß ... Walder fühlte keine Schmerzen, seine Seele war wie aufgelöst in schwebende unklare Stimmungen. Die Ereignisse des Tages verwirrten sich ihm. Er fühlte sich auf einmal wieder einsam, sah die zackige Grotte mit ihrer schmalen Kaskade, hörte Polledis Stimme, die ihn aufscheuchte, nun drangen alle

ein, Raillird brachte höhnisch die Unglücksbotschaft. Dann trat der Lauf in die „Stadt" vor sein Gedächtnis, die Redaktion, Irmgard, Rocketby, d'Ormi, die Leute, die ihm Almosen schenkten, Dubravsky, der Gärtner, Lotte, Guachens Gelächter. Plötzlich war alles wie weggewischt. Er sah sich vor dem Vater, der ihm seine besänftigte Biographie vorlas. Wie rein, wie glücklich! Und gleich darauf lag derselbe Vater tot vor ihm im Bett, beim Ticken der Uhr. Szenen aus seiner Kindheit mischten sich ein. Er saß und zeichnete auf quadralliertes Papier. Bitte, Franz, zeig mir deinen achtmal überfahrenen Kreuzer. Nein, nein, ich will nicht im Winkel stehn, ich werde schon brav sein. Ah, in Budweis haben die Deutschen gesiegt, Heil Taschek. Gib mir den Knochen, ich will ihn mit rosa Baumwolle umspinnen und ein Sesselchen draus machen. Aber heute nicht, ich bin schon zu schläfrig, heute nicht, es ist zu viel heute geschehn. Ich bin ja ganz schläfrig. Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe meine Augen zu. Vater, laß die Augen dein . . .

Besinnungslos stolperte Walder auf die Erde nieder und verfiel sofort, noch im Hinstürzen, in einen schweren Schlaf.



Zehntes Kapitel

Viva la Liberta!

Den unter Bäumen morgendlich im Halbtraum Liegenden wecken Fanfarentöne vom Schlosse her...

Fanfaren!... Fanfaren!...

„Was ist das!" ruft er erschreckt.

Ach die Revolution, antwortet er sich selbst, heute soll es ja losbrechen. Aber wie ist es nur möglich, daß es noch Leute gibt, die irgend etwas tun oder unterlassen...

Ringsum weht die kühle dünne Luft eines tauigen Morgens, gereinigt nach dem gestrigen Wetter. Im jungen Himmel treiben sich kleine blendendweiß gewaschene Wölkchen hin. Es ist noch ziemlich früh, sieben Uhr wohl. Die Vögel singen laut, wie nach gesundem Schlaf, und alle Blumen, vom Regen erquickt, haben stolze Farben.

Die gläſerne Halbkugel oben auf dem Schloß funkelt in der Sonne wie ein rieſenhafter glatter Edelſtein ... Mit Mühe, langſam erhebt ſich Walder. Er hat unbequem gelegen, ſeine Beine zittern eine Weile, ehe ſie ſich feſt auf den Boden ſtellen. Er legt die Hand der Länge nach auf die Stirn, die ſich warm anfühlt, fühlt bis an die Haarwurzeln aufwärts und gähnt dabei ... Welch ein toller Tag war das geſtern, was?

Dann lugt er aus dem Gebüſch vor ...

Der ganze Plan vor dem Schloß iſt in ein Feldlager verwandelt. Zelte in langen Reihen, zwiſchen denen ſich Soldaten in nie geſehenen Uniformen bewegen ... die Armee der Aufſtändiſchen. Manche kochen ihr Frühſtück, und der weißliche Dampf ſteigt aus den blanken Kaſſerolen, andere marſchieren in ſtrammen Kolonnen auf ihre Wachtpoſten. Zu den Signalen aus kleinen Trompeten erklingt Trommelwirbel ferner Abteilungen, die exerzieren. Uberall ſind aus Gewehren Pyramiden errichtet; ſo weit man ſehn kann, bedekken ſie den Boden zwiſchen den Bäumen, auf den Raſenanlagen, friſch aufgeſchoſſenem Unkraut ähnlich. Vom Teiche her blitzen Kanonen, rieſenhafte Panzerautomobile und zwei zigarrenförmige Luftſchiffe manövrieren über dem Waſſer. Bei mancher ihrer Drehungen wirft das Aluminium aufleuchtend die Sonnenſtrahlen zurück und es macht den Eindruck, als würde dort oben im Himmel

ein Fenſter geöffnet ... Inzwiſchen fährt Wagen auf Wagen an der Schloßrampe vor. Noch im Fahren werden die Türen von innen aufgeklappt, der Wagen hält, Lakaien ſpringen an den Schlag. Mit ihren Frauen entſteigen die Adeligen, haſtig, ihre Degen lärmen, während ſie zwecklos ſchnell über die teppichbelegten Stufen zum Haupteingang laufen ...

O wie bunt iſt das, denkt Walder, ein kindliches Spiel, eine ſüße Maskerade. Natürlich, das kann ja niemand ernſt nehmen. Eine Revolution, eine Bewegung, ſolche Sachen gibt es doch gar nicht mehr. Wir wiſſen, daß alles notwendig iſt, daß man den böſen Kaiſer in der „Stadt" als ein intereſſantes Geſchöpf auffaſſen muß. Warum ihm zürnen? Er tut, was er tun muß. Alle wiſſen es, natürlich, alle die grimmig dreinblickenden Helden. Unmöglich, daß ich allein die Welt durchſchaue. Alle wiſſen es und ſie ſpielen nur Komödie. Paßt auf, ſie machen nur ſo, als ob ſie aufgeregt wären. Paßt auf, im nächſten Augenblick werden alle die Gewehre wegwerfen und eine kleine Mazurka tanzen oder einander Scharaden aufgeben oder ſonſt etwas Unwahrſcheinliches tun. Kleine Schelme ſind ſie, alle miteinander. Sofort werden ſie wie auf ein Kommando lächeln und mit dem Zeigefinger wackeln ...

Er trat aus dem Gebüſch auf den freien Platz, machte einige Schritte ...

Da erkannte ihn jemand von der Rampe aus. „Der Konsul!“

Sofort ging eine Bewegung durch die Truppen. Die Posten präsentierten das Gewehr. Die andern Soldaten liefen zu ihren Abteilungen und stellten sich eilig in Reih' und Glied auf. Man hörte wütende Befehle, Fahnen und Säbel senkten sich schräg zu Boden, während Walder vorbeiging. Alle Trommler wirbelten einen langen raschen Triller, mit mutig-unreinen Tönen rasselten schmetternd die Trompeten und in den kriegerischen Lärm dröhnten dumpf die Salutschüsse, welche die Batterien über den Teich feuerten. Tausende richteten in stummer Andacht aus roten Gesichtern ihre Blicke auf den jungen Mann, von der Rampe und vom Balkon des Schlosses erschollen ihm Zurufe, winkten Tücher und Hände. Zwei endlose Reihen rotgallonierter Pagen kamen von den Teppichen der Treppe auf ihn zu, teilten sich feierlich und nahmen ihn in die Mitte, während hinter ihm eine Ehrenkompagnie berittener Schützen sich anschloß, mit lautem Getrappel, und ihn gleichsam vor sich herzutreiben schien ... Walder ging mit bestürzter Miene, stockend, den Blick auf den Boden geheftet.

Am Ende der Treppe, vor dem Portal, stand hoch aufgerichtet Nauj. Er trug ein ritterliches Kostüm aus weißem Atlas, drei goldene Borten teilten lotrecht die breite Brust, die Ärmel waren

mehrmals in weite Puffen gerafft, ein steifer aufrechter Kragen richtete sich wie eine gekrümmte Wand rückwärts hinter dem Hals auf. Eine kurze Mantille schlug die Hüften, streifte den großen goldglänzenden Degenkorb. Auf dem Kopf schwankte ein weißer Samthut mit Straußenfedern, in fröhlicher Kraft leuchtete das zimtrote Gesicht aus dem schwarzen Bart, der schmal und schütter an den Schläfen begann, längs der Wangen sich verdichtete und zugleich breiter wurde, bis er vom Kinn aus spitzig-fest wie eine Schlange nach vorn leckte ... Und der braune Riese beugte lächelnd, seine weißen Zähne blitzten, ein Knie vor Walder, ergriff ihn dann warm bei der Hand, mit glänzenden Augen, und führte ihn an der scheuen Menge vorbei in den großen Saal der Rotunde. . . . .

. . . . . .

Walder erkannte sie kaum. Sie blinkte von den zahlreichen Wappenschilden der Schlachta, die rings an den Gesimsen hingen. Ihr zartes Rokoko war einem prunkvollen Barock gewichen. Ein hoher Thron, rot mit goldenen Beschlägen, nahm auf breitem Stufenbau die ganze Wand dem Eingang gegenüber ein. Der Baldachin darüber wurde von zwei schräggestellten Silberstangen mit Löwenköpfen getragen. Riesige purpurrote Teppiche mit Emblemen der neuen Republik stürzten hoch oben von der Kuppel, die einen blonden Widerschein im Parkett erweckte ... Unlängst erst ist es ge-

wichst worden, dachte Walder und ihm schien diese Bemerkung sehr wichtig.

Der Saal war angefüllt mit bewegten Farben der Galauniformen, der ordensgeschmückten Fräcke und der Damenroben. Während Walder die Stufen zum Throne emporstieg, übersah er flüchtig das Wirren tadelloser Scheitel und glitzernd ondulierter Haare.

Auf der einen Wand prangte in großen Lettern das Wort FREIHEIT!

Da wandte er sich Nauj zu, der ihn immer noch an der Hand führte: „Du hast doch mein Buch über die Unfreiheit erhalten. Was sagst du dazu?" Nauj flüsterte: „Es sind Fehler drin, auch viel Richtiges. Gewiß. Aber jetzt ist wohl nicht Zeit, an solche Nebensachen zu denken."

Nebensachen! so rettet er sich, dachte Walder.

Er blickte auf und sah seine Frau vor sich.

Lotte hatte die Schleppe ihres Hermelinmantels in großem Schwung hinter sich geworfen, machtvoll und groß stand sie vor ihrem Thronsessel, mit weißem tiefhin entblößten Hals, stark atmendem Busen, eine Krone von Brillanten neigte sich funkelnd über ihr Haar. Sie streckte Walder ihren runden Arm entgegen. Er versagte ihr seine Hand nicht.

Jemand begann etwas zu reden, vielleicht war es der Marquis Grollhein. Wie schwere Balken drängten sich pompöse Perioden in Walders Kopf, er hörte nicht zu. Auf Pausen folgten lautere

Ausrufe, bei rhetoriſchen Fragen richtete ſich die Stimme empor ... Dann fühlte er, wie ihm jemand eine ſchwere Krone aufſetzte, die drückte. Zugleich bemerkte er einen Reichsapfel kühl und glatt auf ſeiner Handfläche. In dieſem Augenblick toſte unten im Saale laute Begeiſterung, Säbel wurden aus den Scheiden geriſſen und zu ihm emporgeſtreckt, er hörte ſeinen Namen von den Lippen aller widerhallen, Frauen warfen ihm Blumen zu, die Teppiche rauſchten. Und draußen ertönte eine ihm unbekannte Nationalhymne mit triumphalen Klängen ... Jetzt knatterten Gewehrſalven, weißer Pulverdampf ſtieg vor den Fenſtern auf, hielt ſich eine Weile in Wolken und zerging dann.

Denkſt du noch, wie wir hier den ſchönen Walzer getanzt haben, wollte er ſich an Lotte wenden. Aber er unterdrückte es und vergaß im nächſten Augenblick daran, da Nauj ihm zuwinkte, ſich in das Audienzzimmer zurückzuziehn.

Die Pagen bahnten ihm mit Mühe eine Gaſſe durch die begeiſterten Hoch-Rufer. . . . . .

. . . . . .

Sofort darauf fand er ſich in einem kleinen, einfacher eingerichteten Saal. Es war ſtill. Die Tapeten zeigten Blumenkörbchen. Ein Spiegel zwiſchen Spitzenvorhängen glänzte auf, ſchmal bis an die Decke, von Kriſtalleuchtern flankiert, die in ihm widerſtrahlten. Daneben hing Walders Bild im Krönungsornat, ſigniert: Ehſtredt. Der

Gedanke, zweimal in demſelben Raume vorhanden zu ſein, machte ihn ſeltſam-luſtig, er legte Krone und Reichsapfel auf ein Tiſchchen und unterſuchte ſie von allen Seiten. „Und da haben ſie mir ſchon wieder einen Thron hingeſtellt," ſagte er halblaut. „Was wollen ſie eigentlich von mir? Es iſt wirklich eine hübſche Operette."

Aber man ließ ihm keine Ruhe.

Der Diener meldete den Marquis Grollhein.

Er trat ein, redete ſchnell, mit heftigen Bewegungen, wedelte mit allen Gliedern, aber hielt ſich immer in ehrfurchtsvoller Entfernung jenſeits des runden großen Teppichs, der vom Thron an die Mitte des Parketts bedeckte. Grollhein wiederholte einen Teil ſeiner Rede, ſchwor Treue und bat um eine führende Stellung im Miniſterrat, nach dem Siege der Walderſchen Heere ... Er bleibt ſeinem Stil treu, konſtatierte Walder ...

Sofort meldete der Diener Marquis Victorin.

Und nun löſten einander die Adeligen der Reihe nach ab. Alle kamen, und ſie verlangten neue Lehen, Rückſtellung des konfiszierten Grundbeſitzes, Sinekuren für ſich und ihre Freunde, Neuſchaffung prunkvoller Titel und Hofchargen, Jahresrenten, Orden, Weiber, viele ſchöne Weiber. Sie rollten feudale Phraſen, hoben ſchlachtbegierige Degen, zeigten elegante Poſen dabei und eine alte Kultur, wollten leichtſinnig dreinſchlagen und genießen, und von komplizierten Überlegungen hielten ſie ſich fern ...

Ganz so war es vorauszusehn, dachte Walder, sie sind ihrem Stile treu, immer noch schiffen sie sich nach Zythere ein. Wohin bin ich inzwischen schon geraten!

Er versprach ihnen alles, was sie wünschten ... Reckleiner trat mit sorgenvoll zerdachter Miene ein, fuhr sich mit der Hand durch seine grauen Ringellocken, überwand seine Wortkargheit und begann, Pläne zu entwickeln ... Er wollte einen Riesentrust gründen, wie ihn die Welt noch nicht gesehn habe. Einen Trust für sämtliche Bedürfnisse der Menschheit. Nicht nur einzelne Rohprodukte oder Fabrikate sollten monopolisiert werden. Nein, diese allgewaltige internationale Firma sollte alles in der Hand haben, einfach alles: alle vorhandenen Rohstoffe, alle Halbfabrikate, Ganzfabrikate, Lebensmittel, das gesamte Handwerk, Industrie, Ackerbau, alle Eisenbahnen und Dampferlinien, den Groß- und Detailhandel, den Transport, die Post, die Versicherungen, das ganze Bankgeschäft. Nur ein Mensch auf der ganzen Welt sollte verdienen dürfen: Reckleiner. Und das zum Segen der Welt, denn er wollte natürlich alle Menschen zweckdienlich beschäftigen, alle sollten arbeiten. Der Mensch ist zum Arbeiten da! ... Und er forderte vom Konsul nun einige neue Gesetze in dieser Richtung ... Auch der ist der Alte geblieben, mit seiner Moral der Fibeln und Abreißkalender, sagte sich Walder, in ihm hat sich der unersättliche Akkumulationstrieb

des Kapitals personifiziert. Wie stark ist er, wie begrenzt, wie gar nicht fließend. Niemals wandelt ihn die Lust an, etwas anderes als Geldmensch zu sein ...

Und so waren sie alle, alle, die nun einzeln in ermüdendem Zug durch das Audienzzimmer schritten. Alle stark, in ihren Eigenheiten wie in einem Panzer gegen die Unendlichkeit der Welt gewappnet ...

Jeder war seinem Stil treu geblieben, jeder wußte eine Bitte seiner Marke.

Da erschien der goldlockige Maler Jahns Ehstredt, genannt „Plappermäulchen", und wollte eine Siegeshalle mit Fresken ausschmücken ...

Sein häßlicher Bruder und Schatten machte, wie immer, auf das Talent des andern aufmerksam und schrie: „Es lebe die freie Kunst! Nur die Kunst kann uns aus dem Rachen des neuen Moloch, des Materialismus, retten" ...

Da marschierten die Couleurstudenten auf und forderten Bier, einen immensen Freisuff ...

Da trat Dubravsky auf und wünschte Konzertreisen mit Bestechung der einflußreichsten Kritiker ... Rat Bytten wünschte eine Gehaltserhöhung ... d'Ormi regte große Hofgesellschaften an ...

Polledis Gesicht verzerrte sich peinlich, ihm war es um die Marquise Fioridiligi zu tun ...

Johanna Tock verlangte eine Razzia gegen alle Dichter ...

Ein ermüdender Zug!

Walder beneidete jeden um seinen Eigensinn. Sie haben sich nicht verändert, sann er, sie leben befestigt wie Fixsterne, an deren Ruhe ich die melancholische Parallaxe meines Wankelmuts ablesen kann ...

Wieder öffnete sich die Türe.

Herein trat Guachen. Wahrhaftig, dieses Scheusal war unverfroren genug, in der Reihe der Bittsteller zu erscheinen.

Walder war erstaunt darüber, wie wenig Haß er gegen ihn empfand. Er begrüßte ihn höflich.

„Ich möchte — ein Kaffeehaus haben," äußerte Guachen.

„Ein Kaffeehaus?" Walder überlegte ... Ah, er handelt nach der Klubmaxime, in seinem Stil, nichts Selbstverständliches zu tun. Da alle andern ausschweifende Wünsche zeigen, ist er bescheiden. „Ja, ich will ein — satanistisches Kaffeehaus einrichten, in dem das Publikum ständig gefrozzelt — und gepeinigt wird."

„Wie will Er das anstellen?"

„Etwa so. Der Kaffee wird in ganz — dicken Gläsern serviert. Jeder freut sich auf die große Portion. Jeder ist — bitter enttäuscht. Denn in dem Glas ist — mehr Glas als Kaffee. Trotzdem kommen die Leute immer wieder, ich locke sie durch ein Gratisbillard, durch billiges — Zuckerwerk, viele obszöne Zeitungen. Und obwohl sie ja — vernunftgemäß wissen, wie wenig Kaffee sie bekommen,

— fallen sie — immer wieder auf die optische Täuschung herein und ärgern — sich von neuem. Ferner sind — alle Kellner in meinem Etablissement — auf Ungeschicklichkeit dressiert, die Büfettdame — irrt sich unaufhörlich, die Zigeuner — spielen Dissonanzen, die Kartenspiele sind unvollständig, die — Schachtische wackeln, die Dienstmädchen kehren dem Publikum — den Staub ins Gesicht. Ich renne nervös im Lokal umher, stelle mich — verlegen, entschuldige mich so eifrig, daß es allen schon — peinlich wird, zudem ohrfeige ich das Personal, der Pikkolo schreit, ich fluche ..."

„Und sag' Er mir: wozu das alles?"

Guachen runzelte hilflos die Stirn über den guten blauen Augen, die pure Bosheit ausstrahlten: „Nun, es ist doch hübsch ..."

Da entließ ihn Walder gnädig, voll Bewunderung. Erregt schritt er auf und ab, mit benommenem Kopf, Schweißtropfen auf der Stirn. Diese unverrückbaren Charaktere flößten ihm ein aus Grauen, Neid, Staunen und Verachtung merkwürdig genug gemischtes Gefühl ein. Gottlob, jetzt war der Gänsemarsch zu Ende ... Nur zwei hatten gefehlt, und auch die ihrem Stile getreu. Nauj, der so glücklich über die bloße Bewegung war, daß er keinen Lohn außerdem brauchte. Und Raillird, so misanthropisch-unglücklich, daß ihm kein Lohn geholfen hätte ...

Die Marquise Raillird trat ein, ihre blonden

Wimpern gaben den Augen ein reizvoll-entzündetes Aussehn ...

Hallo, Walders Martyrien waren noch nicht beendet. Jetzt kamen erst die Frauen! Sie ließen sich nicht zurückhalten, mit Verletzung aller Etikette drangen sie in ungeduldigen Gruppen ein. Der Saal füllte sich mit Parfüms, Puder, Ausdünstungen. In das straffe Zischeln der Taftröcke girrten seufzende Atemzüge und schmachtende Stimmen. Alle, die Walder in seiner abenteuerlustigen Zeit gehabt hatte, drängten sich jetzt mit gierigen Blicken heran. Die einen wollten Schmuck, die andern Toiletten, Jachten, manche warben mit süßen Flüsterworten an seinem Ohr um neue Liebe. Majestätisch rauschte die Fosca herein und heischte mit herrischer Miene, die schönen Lippen hochmütig geschürzt, den Kopf der Mohrin, ihrer Nebenbuhlerin ... Jetzt erst erinnerte sich manche der anderen Frauen tiefgefühlter geheimer Wünsche oder fand den Mut, sie auszusprechen. Viele kehrten an der Türe noch einmal um und drängten sich wieder durch, vor. Wenn eine Walders Hand erreicht hatte, ließ sie nicht mehr los. Sie kreischten nach unzüchtigen Orgien, nach ganz unschuldigen Knaben, nach Aufhebung des Paragraphen gegen die Tribadie, nach Erfindung neuer Wollüste, nach Männerbordellen, Hengsten. Ein bebender Geruch ihrer Brunst erfüllte die Luft um Walder; die vielen Busen, die sich an ihn, an seinen ganzen Körper

anpreßten, schienen ihm nun wie ebenso viele gleichzeitige Wellenbewegungen einer einzigen großen Schlange, die ihn umstrickte. Er sah in Augen, die vor Sehnsucht wie wahnsinnig aufblitzten, er sah die nackten Schultern zittern, die Haare im Gedränge sich lösen, weiße Arme in Delirien durcheinander wirren wie ein lebendiges Flechtwerk. Und die Stimmen überschrien einander, gellten heiser, kicksten ...

Plötzlich stieß Walder einen rauhen Schrei des Entsetzens aus, er warf all das warme Fleisch, das sich an ihn heranschmiegte, auseinander und riß die Türe auf, entfloh ...

Erst in der hellen Glaskuppel über der Rotunde, in seiner Bibliothek, hielt er seinen Lauf an.

Er fühlte sich auch hier nicht beruhigter. Er fieberte.

„Sollen nur noch andere kommen, alle andern, mehr noch, alle Stile der Welt sollen kommen und mich verspotten. Alle die Narren, die beseligt Verblendeten! ... O ich sehe sie, sehe sie nun heranziehn, eine buntscheckige Prozession, fromm und aufgebracht. Die Glocken bimmeln von stupiden Kirchtürmen. Ein mysteriöser Weihrauch schlägt bläulich-weiß dampfend über dem Zug zusammen. Und aus tausend ernsten Mienen schreit es drohend, fast ängstlich: Der Komment darf nicht beulkt werden! ... Jetzt kriechen sie näher, sie fuchteln

mir mit ihren Symbolen und Fahnen vor den Augen, sie höhnen mich, sie kitzeln mich mit ihren kantigen scharfen Charakteren. Ach, warum bin ich allein so weich und formbar, allen Stilen zugleich hingegeben. Warum sehe ich allein mich so maßlos lüstern nach wahrhafter Freiheit um, während allen die begrenzte Lügen-Freiheit genügt und zu beglückender Tatenlust verhilft. Warum treibe ich allein, mühsam schillernd und hilflos, auf das gefährliche Meer der Unendlichkeit hinaus!... Jetzt sind sie da, sie fassen mich mit rohem Gelächter, ihre Pfaffen nageln mich an den Pranger, sie tanzen rundum und brüllen: Er hat den Komment verulkt! Er hat keine Persönlichkeit, keine Eigenart... Ach, Gott, wie herzhaft ekel mir vor all diesem Persönlichkeitsgetue ist. Ich weiß, ja, ich weiß, ihr habt jeder euer Eckchen im Gehirn, in das eure aufrichtigste Aufrichtigkeit nicht eindringt, der hitzigste Skeptiker pflegt seine Marotte, die er Individualität benennt, der Couleurstudent, der alles verulken darf, macht vor seinem Komment halt. Würde er nicht haltmachen, so müßte ja alles um ihn zusammenstürzen. Ein bißchen verlogene Gravität ist zum Leben nötig. Ich weiß es und, seht her, trotzdem kann ich dieses armselige kleine bißchen Lüge nicht auftreiben.... Mein Gott, ich bin nicht frei, mit demutsvollem Herzen gestehe ich es, nein, frei bin ich nicht. Das geht über menschliche Kraft. Aber dennoch unter all diesen, die

mich verhöhnen und ans Kreuz meiner Stilloſigkeit nageln, unter all dieſen bin der Freiheit am nächſten ich gekommen, ſie hat mich hier hinter den dicken Reflexen dieſes Glasgehäuſes hervor wie aus dem Verſteck angeſehn, mit rotgelben Augen, die wie das Leben funkelten, übermütig und ſo weinend zugleich. Damals war ich der Freiheit nahe, da ſah ich mich ſelbſt als morſchen Kahn durch ein ſchwarzes hochgewelltes Meer hintreiben. Damals und oft noch, bei jeder meiner Weltanſchauungs-Verwandlungen, immer wenn ich die Kleider anderer Leute probierte und zu eng für mich befand, namentlich aber ſeit geſtern abend, da ich in einem gewitterhellen Schlafzimmer mich ſelbſt am tiefſten durchſchaut habe. Und das brülle ich euch zurück ins Geſicht, lächerliche Prozeſſionsnarren: Ja, ich habe den Komment beulkt. Weil ich mich durchſchaue und weil ich euch durchſchaue. Wie haſſe ich euch, Menſchen. Wie liebe ich euch... Nein, im Grunde, wie fern und unverſtändlich, wie kindlich-zart erſcheint ihr mir. Sein ganzes Leben lang dasſelbe tun, dasſelbe denken, alles von einem und demſelben unveränderlichen Geſichtspunkt, in einem Stil auffaſſen: wie klein, wie trotzig! Seid mir gegrüßt, ihr Dandys, Knopfagenten, Bergwerksbeſitzer, Sozialiſtenführer, Beamten, Abenteurer, Tramwaykondukteure, Hochſtapler, Familienväter, Redakteure, Rentner, Spiritiſten, Markenſammler, Errichter von Arbeiter-

wohnhäusern, Gewürzkrämer, Freidenker, Klerikale, Vereinsvorstände, Alpinisten, Wagnerianer, Bohémiens, Bakteriologen, Buzeranten, Mitglieder des Komitees einer Weltausstellung. Ihr habt jeder euren Beruf, Amen! Kein Paket ohne Schutzmarke! Und ihr Künstler nicht anders, nicht anders, auch ihr seid jeder stolz auf einen Trick, eine Schrulle, eine Livree: Meunier findet nur das Leben in der Mine schön, Degas nur unter Balleteusen und Rennpferden, Rops nur in Paris, Horaz nur auf dem Lande. Chiavacci schwärmt für ein harmlos rotbackiges Alt-Wien, ohne Sorgen gemütlich und ein bißchen nicht sehr feinfühlig. Und in demselben Wien thronen Peter Altenberg, der Kaffeehaus-Jesus, der freundliche Ephebe Stefan Zweig, Karl Kraus, der ganzen Welt immer überlegen. Der Komment darf nicht beulkt werden. George muß hieratisch-ernsthaft bleiben, Rilke katholisch, Bierbaum gesund-graziös-lustig. Rubens malt immer dicke Frauen, Rosetti dünne, Hiroshige den Berg Fuji, Nowak Obst, Rembrandt sich selbst. Der Komment darf nicht beulkt werden. Und warum schildert Schaukal nur Aristokraten, Meyrink nur Magier, Blei nur galante Frauen, Scheffel nur Alkohol und blaue Augen, Laforgue nur den Mond, Oskar Wilde nur schöne Lasterhafte, Brod nur nachdenkliche Jünglinge, Frenssen nur gutmütige Idioten, Hesse nur Schüchterne, Hamsun nur Ungeschickte, Heinrich Mann

nur von Leidenschaften Zerwalkte, Flaubert nur Enttäuschte. Erbärmlich! Jeder hat seine Schutzmarke. Und selbst Goethe, wie stilisiert war er trotz seiner Universalität, wie verständnislos gegen den wilden Beethoven, wie unkaustisch, unselbstverneinend, wie goethehaft! So sieht es auf der ganzen Welt aus, alle Menschen sind sorgfältige Spezialisten, nichts weiter. Nur der Jurist spricht von „Vereinigung einer Sache", nur der Germanist sagt „eilf" statt „elf", nur der Naturwissenschaftler gebraucht das Wort „Eltern" im Singular, nur der Kaufmann „ebnet" eine Rechnung. Äh! Genug davon! Mir wird übel! Ich passe nicht in diese Welt, ich bin durch meine reinliche Logik allzusehr gehandicapt... Ja, ich sehe es jetzt so klar: jedes Handeln ist ein Denkfehler. Es strebt der Mensch, so lang' er irrt. Nur durch Mißverständnisse und Lügen wird Bewegung ermöglicht. Und das Dasein ist... nein, ich will nicht sagen: das Dasein ist zwecklos. Aber für solche Leute, wie ich bin, hat es gewiß keinen Zweck... Ich will nicht ungerecht sein, ich habe viele Genüsse im Leben gehabt. Aber die heilsame Einschränkung auf einen solchen Genuß war jedesmal nur durch einen Denkfehler möglich. Als Blagueur, als deutscher Familienmensch, als Don Juan, als Asket habe ich die ganze Welt zu umfassen geglaubt, mich frei gewähnt. Solange ich in diesem Wahn lebte, war ich jedes-

mal glücklich. Jetzt aber weiß ich, seit gestern abend: um frei zu sein, müßte ich gleichzeitig im Klub, im Bauernhaus, im Harem, in der Grotte und in allen sonst noch möglichen Situationen der Welt leben. Zu viel! Zu viel! Der kleine Lo, der immer krank zu Bette lag, konnte sich den Indifferentismus, die Allseitigkeit leisten. Aber ich Lebender, Gesunder gehe daran zugrunde, ich sterbe an der Überfülle. Stil ist die Verzukkerung, ohne die man die bittere Pille Leben nicht schlucken kann; die Narkose während der schmerzhaften Operation des Existierens. Und alle andern lächeln unter dem chirurgischen Messer. Nur ich, ich allein, trage die Bürde des Bewußtseins, ich, der Blutzeuge kalter Vernunftsekstase ... Berlioz, du hast nicht gelogen ... das trostlose Opfer der Wahrheit ..."

Ein heftiges Schluchzen unterwühlte sein Selbstgespräch. Er setzte sich in eine der grünen Plüschrinnen, seine Tränen flossen nieder, drangen durch die Ritzen der Hände, die er vors Gesicht geschlagen hatte, und blieben zitternd an den Fingern wie Diamanten unsichtbarer Ringe. Er beugte den Oberkörper im Sitzen so weit vor, daß er seine Knie berührte, und unter lautem Jammern erhob er ihn von Zeit zu Zeit, steif wie aus Stein, um ihn dann mit ganzer Wucht wieder gegen die Schenkel fallen zu lassen.

Draußen schien die Sonne. Vögel flatterten

aus den hellen Baumkronen des Parkes auf und schlugen rauschend gegen die Glaswände ...

Walder sah aus verweinten Augen auf.

Da lag die weite Aussicht, klar und still. Der Park senkte sich zur Villenkolonie, von dort führte die lange Kastanienallee durch die Felder zur „Stadt", die in eine häßliche braune Rauchwolke gehüllt im Kessel lag. Kleine Wäldchen, Straßen, Eisenbahnlinien, einige Dörfer unterbrachen die Ebene. Hier und dort bewegte sich ein winziger Wagen, ein Eilzug ganz langsam. Den Höhenzug, der fast kreisförmig die „Stadt" umschloß, begleitete eine große Strecke der Fluß, der durch Kanäle mit dem Teich im Park Nornepygge verbunden war. Er flimmerte wie Schiefer in der Sonne. Die adeligen Schlösser auf den Anhöhen waren fast alle sichtbar, nur zwei oder drei, die dem Schlosse Walders gegenüber auf der andern Seite der „Stadt" lagen, schienen im Blau des Himmels zerflossen, der seine Wölbung wolkenlos wie aus Glas über alles emporbaute ...

Walder sprang auf.

„Das also ist die Welt, die den selig Verblendeten gehört ... Und ich allein bin ausgeschlossen, der Unselige, Nicht-Verblendete. O Gott warum? ... Wo sind meine Wege, meine Wohnungen? ... Aber ich will nun nicht mehr böse darüber sein, ich will meiner Logik nicht mehr zürnen. Sie hat mir ein starkangespanntes groß-

artiges Leben gegeben, das ich mit nichts anderem auf der Erde tauschen würde. Hätte ich die Wahl gehabt, ich hätte nichts anderes gewählt. Ich bin stolz auf meine prompte reinliche Logik... Ich danke ihr... Ja jetzt sehe ich sie, ich sehe sie vor mir dort unten am Teich, sie blitzt im Sonnenlicht, eine riesige Maschine, blink und blank, präzise aus Stahl montiert, modern, unwiderstehlich, ihre Schrauben drehn sich mühelos in den Muttern, die Kolben baden sich in herrlichen glatten Ölbecken, erhaben leuchten die Schwungräder, die Übertragungen schnurren. O es ist ein wundervoller Denk-Dynamo. Es legt sich mächtig aus, es ist das Gehirn der Welt, das vollkommene untadelige Gehirn... Nur her damit, her mit allem Stoff der Welt, mit allen Geschehnissen und den Milliarden der Kreaturen, mit allen Umrissen, allen Ausblicken, allen Möglichkeiten. Ich will alles durchdenken, alles aufnehmen und bewältigen, alles soll durch mich hindurchgehn, ohne Widerstand, wie ein Fluß in seinem herrlichen Flußbett von Beton dahingleitet... Und seht, es kommt, es kommt auf mich zu. Alles, das All. Alle Dinge der Welt wollen in mich strömen, durch mich erfahren, wie sie eigentlich und ohne Verfärbung aussehn... Denn ich bin der Allgerechte, ich verachte nichts, ich verzerre nichts, drücke nichts zurecht... Ich bin so rein, so kalt und aufnehmend, ich bin wie

quadratkilometerweite Schneeflächen im sibirischen Winter, die den kleinsten Abdruck einer Vogelzehe deutlich abzeichnen und ebenso dankbar und willig darzeigen wie Fußspuren einer Millionenarmee... Ja ich bin die eifrige selbstlose sehnsüchtige Kälte, die Kälte voll Glut und Lebensdrang, das, was es noch nie gegeben hat... die All-Liebe, die All-Bewunderung... Dinge der Welt, kommt nur, kommt an mein Herz. Willkommen, tausendmal willkommen... Nun sind sie da. Ein Strahlenkranz umgibt mich, die Visionen in Haufen, Sternennebel, Milchstraßen... Ich bin nicht mehr ich. Mein Blut spricht mit den Stimmen aller Tiere zu mir. Meine Haare sind wie Wälder. In meinen Augen kreisen Sonnensysteme. Ich bin das Weltall... Das Weltall..."

In diesem Augenblick knatterte unten im Park eine Rakete los. Wie eine Lanze richtete sie sich auf, zischte, stach in den blauen Himmel mit ihrem dünnen Licht und verlosch hastig.

Walder kam zu sich.

„Fertig. Das Zeichen. Sie sind fertig. Es kann losgehn... Aber wie?"

Er suchte durch das Zimmer. Mit irren Blicken stöberte er zwischen den Büchern, kramte einen Kasten aus, in dem er vor langer Zeit einmal einen Revolver versteckt hatte...

Nicht zu finden!

Da blieb sein Auge an einer der kupfernen

Drahtschlingen haften, die er als schwebende Bücherpulte über den Plüschrinnen hatte anbringen lassen. Sie glänzte im Sonnenlicht rot wie ein Blutstreifen. Er schauerte zusammen: „Nein, das doch nicht ... Es muß eine gräßliche Todesart sein. Zumal wenn der Henker ungeschickt ist und den Nacken nicht zur rechten Zeit umbiegt. Manchmal habe ich als Kind davon geträumt ...“

Über die Treppe herauf näherten sich rasche Schritte.

„Man sucht mich. Mir bleibt keine Wahl ...“ Und er kletterte auf die grüne Plüschrinne, zwängte den Kopf in die enge Schlinge, schnell, schnell ... Naujs Stimme erscholl lustig und stark vor der Türe: „Walder! Walder! Wo ist der Konsul?“

Aus voller Kraft schrie Walder: „Alle Bewegung ist Lüge, Mißverständnis!“ Dann stieß er hastig die Plüschrinne mit dem Fuße unter sich weg. Nauj trat ein.

Mit raschem Blick übersah er die Situation ... Einen Moment blieb er in der Türe stehn ... Walder röchelte von seinem Galgen her, im Gefunkel der Glaswölbung: „Mißverständnis ... alle Bewegung ist ...“ Er wand sich im Todeskampf, die Augen sprangen wie weiße Bälle aus dem rotblauen Gesicht ...

Im nächsten Augenblick war Nauj verschwunden. Schon war er die Treppe hinunter gerannt. Hastig bestieg er sein Pferd und parierte es vor der

Front der Truppen, die Straußfedern wallten von seinem Hute, seine Augen leuchteten vor Begeisterung: „Soldaten! Seht ihr den Konsul? Dort oben!"

Tausend Blicke folgten seiner herrisch aufgereckten Hand.

Oben stieß Walder seine letzten Atemzüge aus: „ . . . Lüge . . . Mißverständnis . . ."

Unten schmetterte Nauj: „Der Konsul hat die höchste Spitze seines Schlosses erstiegen. Er will euch im Kampfe beobachten. Er sieht jeden und die Tapferen wird er mit Schätzen überhäufen!"

Walder war tot . . .

Und Tausende hoben ihre Waffen dem schwarzen Strich oben in der gläsernen Kuppel entgegen, brachten Hochrufe auf den Konsul aus, jubelten vor Kampflust . . . der Leiche zu.

Wieder stieg eine Signalrakete auf.

Von den andern Schlössern auf den Höhen antwortete man. Acht spitzige dünnleuchtende rote Lanzen hatten die ahnungslose „Stadt" umstellt . . . Im Kessel, aus der braunen Rauchwolke schlug es eben Mittag, nacheinander von verschiedenen Türmen, schnell und langsam, tief und hell, aber immer ernsthaft. Gleich darauf begannen alle Glocken unten zu läuten . . .

Acht Heere setzten sich konzentrisch in Bewegung gegen die „Stadt", von den Schlössern Norne-pygge, Raillird, Fosca, Fioridiligi, Grollhein,

Koli, Amelizi, Victorin. Im Sturmschritt marschierten sie bergab, die Luftschiffe über ihnen bewegten sich wie gepanzerte Finger glänzend im Himmel. Die Sonne leuchtete. Allenthalben füllten sich die Straßen auf dem Plan mit Soldatenzügen und in das lustige Spiel der Musikkapellen fielen die ersten Schüsse ...